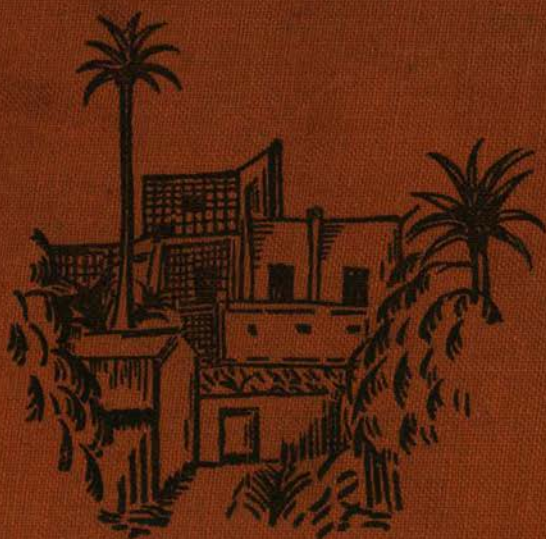


3377

OTTO BÜRGER
SPANIENS RIVIERA
UND DIE
BALEAREN



(12.) 4.50

200

Frau Ellrich.

Spaniens Riviera
und die Balearen

Die geographische, ethnologische und historische Beschreibung

Prof. Dr. Otto Berger

Mit 71 Bildern

Zweite Auflage



Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung

Leipzig 1924

0000000000000000



Spaniens Riviera und die Balearen

Eine gemächliche Frühlings- und Sommerreise

von

Prof. Dr. Otto Bürger

Mit 71 Bildern

Zweite Auflage



Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Leipzig 1924

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5163995

Spaniens Riviera und die Balearen

Eine gemächliche Frühling- und Sommerreise

Prof. Dr. Otto Bürger

Mit 71 Bildern

Alle Rechte vorbehalten

Zweite Auflage



3377



Dietrich'sche Verlagshandlung
Leipzig 1924

NH-62399/TMK

Vorwort zur ersten Auflage.

Über die uralte Heerstraße, welche der Rhone folgt, wölbt sich bei Orange ein prächtiger römischer Triumphbogen als glänzendes Empfangstor der Provence. Ein anmutigeres, feuriges Volk, voller tönende Laute, eigenartige Städte, Kirchen und Burgen versetzen uns scheinbar in eine andere Welt. Und so ist es. Aber das uns überraschende Land reicht viel weiter, als wir glauben möchten, die Gestade des Mittelmeers als Provence, Langue d'oc, Katalonien, Valencia und Murcia begleitend, ja ins Meer hinein, die Balearischen Inseln umfassend. Man könnte dieses von der Sonne und Orangen vergoldete und von den Wogen des Meeres wie in Türkise gefaßte Reich Limousinien nennen, denn, ob wir unter den Oliven der Provence, den Pinien Kataloniens und Mallorcas oder den Palmen Valencias wandeln: es ist die Mundart der Troubadours, die überall an unser Ohr schlägt. Indes dieses Gebiet, in dem sich die Langue d'oc bis auf den heutigen Tag erhalten und von Mistral in Frankreich und Llorente auf spanischer Erde zu neuem, singenden Leben erweckt wurde, besitzt auch eine gemeinsame Kultur, die, von den Griechen gepflanzt, von den Römern gepflegt, in der Gunst christlicher Fürsten herrlich aufblühte und hundertfältig zu uns spricht, nur im Süden eine orientalisch - maurische Nuancierung erfahrend. So glich meine gemächliche Frühlings- und Sommerreise¹ dem Genusse einer Symphonie, in welcher ein liebliches Motiv sich von Anfang bis zu Ende sieghaft erhält.

Langue
südfr
Land
wiss
mit
Rhone
über
gan

Hannover, im Juni 1913.

Otto Bürger.

¹ 29. Februar — 26. September 1912.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die erste Ausgabe dieses Buches war seit längerer Zeit vergriffen. Die Verhältnisse erlaubten es erst jetzt, der Nachfrage, welche fortbestand, mit einer Neuauflage entgegenzukommen. Diese wurde vom Verfasser auf das eingehendste durchgesehen.

Die Welt ist für diejenigen wanderlustigen Deutschen eng geworden, denen das Vergessen keine Sache von heute auf morgen bedeutet. Sie dürfen es als ein Glück preisen, daß sich ihnen in Spanien und seinen köstlichen Mittelmeerinseln ein Ziel auftut, dem zuzustreben sie schon der Dank allein veranlassen könnte, diesem Lande geschuldet durch sein edles Verhalten in unserem Ringen gegen eine Welt von Feinden, welches sie aber auch über alle Erwartung hinaus belohnen wird durch seine südliche Schönheit und die reiche Pracht seiner Schätze auf allen Gebieten.

München, im Juli 1924.

Otto Bürger.

Inhalt.

	Seite
I. Am Rhonestrom	1
Betörender Sonnenschein. — Genf. — Parc Revilliod. — Betrachtungen, die sich um den Diamantenherzog und Calvin drehen. — Der Patriarch von Ferney. — Am Rhonestrom. — Lyon. — Fourvière. — Der „Heilige“. — Manécanterie und St-Jean. — Place des Terreaux. — Die Mystik St. Bonaventures. — St. Nizier, die Heitere. — Mit dem Frühling zur Provence. — Bei Tartarin in Tarascon. — Beaucaire. — Perpignan. — Im Lande der Dons.	
II. Gerona. Olot	25
Auf der Oñarbrücke. — Die Kathedrale. — San Feliú. — Das eherne Jahr. — Ferial de Ganado. — Eine Feldmesse. — Vom Essen und Trinken. — Der Purrón. — „Alli ahont veyen un ram . . .“ — Falsche Peseten, „Sevillanos“ und der „Rey simpatico“. — Torre Gironella. — Das katalonische Bauernhaus. — Auf dem Engelsberge. — Nach Olot. — In der spanischen Eifel. — Olot. — Heilige Quellen. — La Fabrica de Santos. — Nach Castellfullit. — El Somatén. — Der Lavasockel von Castellfullit. — Nach Barcelona.	
III. Barcelona	45
Die Ramblas. — Rambla de las flores. — Volkstrachten. — Im Hotel. — Das Tohuwabohu der Calle San Pablo. — Die alte Neustadt. — San Pablo del Campo. — Um und auf dem „Monte“ Taber. — Plaza Real, Calle San Fernando, Puerta Ferrisa, Boqueria. — Die Kathedrale. — Im Claustro. — Plaza del Rey. — Real Audiencia. — Patrizierhäuser. — Santa Maria del Mar.	
IV. Katalonische Ostern	58
Paseo Colón. — Barceloneta. — Tauziehende Fischer. — Salon de San Juan. — Paseo de Gracia. — Universidad. — Straßenleben. — Palmsonntag auf der Rambla Cataluña. — „El ram, el ram, el ram de la Pació . . .“ — Osternsingen. — „Schlagt die Juden tot!“ — Stiergefechte. — Aus Barcelonas großer Vergangenheit. — Das Catalán. — „Bona nit tingui!“	

- V. „An Lage und Schönheit einzig.“ (Cervantes) Seite
74
 Auf dem Molo. — Ein Tänzchen im Freien. — Die Jota. — „Wenn meine Schwiegermutter tot ist . . .“ — „In die Ehe und ins Bad . . .“ — Der Montjuich. — Zum Tibidabo. — Zistroseblüte. — „En sitio y en belleza unica.“ — Rabassada. — Vallvidrera. — Alter und Neuer Friedhof.
- VI. Der Montserrat 87
 Barcelona-Monistrol. — Mit der Zahnradbahn bergan. — Auf dem Klostersvorhof. — Die Schründe des Vall malo. — Im Kloster. — Der Tropfenweg. — Unermeßliche Fernsicht. — Die Gralswächter. — Schwärmer und Büßer. — In der Fonda. — Santa Cecilia. — Abstieg.
- VII. Tarragona 96
 An blauer Küste zwischen Wein und rotem Mohn. — Eine fatale Überraschung. — Tarráco. — Der Altan des Mittelmeers. — Säulenkreuze. — Die berühmte Stadtmauer. — Alt-Tarragona. — Die Kathedrale, eines der glänzendsten Denkmäler romanisch-gotischen Stils. — Der Kreuzgang. — Eine Mäuseprozession. — Kunstschätze aus klassischer Zeit. — Am Hafen. — In der Campiña. — Der römische Aquädukt. — Zum Turm der Scipionen. — Nach Poblet. — Im katalonischen Eskorial. — Santas Creus.
- VIII. Sagunt 116
 Allerhand Eifersüchteleien und geflügelte Worte. — La costa levantina. — Tomillares. — Tortosa. — Im Königreich Valencia. — „Im dunklen Laub die Goldorangen glühen.“ — Castellón. — Sagunt. — Im „Paradero de San Joaquin“. — Murviedro. — Glanz und Ende des alten Saguntum. — Die neue Stadt. — Zum antiken Theater und Castillo. — Frühlingmorgen in der Huerta. — „Wer Mispeln ißt und Bier trinkt . . .“ — Gilet. — „Ein feistes Antlitz blickte sich . . .“
- IX. Valencia 133
 „Valencia perla divina . . .“ — Auf der Plattform des Micalet. — Plaza Castelar, Parlanchines, Calle Vicente und de la Paz, Glorieta. — Chufa und Cacahueta. — Torres de Serranos. — La Seo. — Die Jungfrau der Verlassenen. — Das geheimnisvolle Muttergottesbild. — Dem Gott der Heilkunst folgte das Heilmittel Gottes. — „Königin, der Engel dienen . . .“ — Das Fest der Schutzpatronin. — Audiencia. — Mercado. — Die Seidenbörse (La Lonja). — Torres de Cuarte. — San Nicolás. — Das Miserere in der Kapelle Corpus Christi.

- X. „Die Stadt der Freude“ 147
 Straßensänger. — Charakter des Valenciano. — Mil Duros y Tartañeta. — Die valencianische Reisschüssel. — Kastilische Unduldsamkeit und valencianische Toleranz. — Von den Leiden der Moriscos. — „Seht ihr diese Kinder spielen . . .?“ — Llorentes „Valencianerin“. — „Sylphide und Odaliske.“ — Lo Rat Penat. — „25 Königinnen . . .“ — Malerei. — Benlliures „Vision im Kolosseum“. — Klimatisches. — Durch die Reisfelder zur Albufera. — Grao. — Die Huerta. — Künstliche Bewässerung und Wassergericht. — Die Kornspeicher von Burjasot.
- XI. Carcagente. Denia. Játiva 162
 Durch die Ribera, den Fruchtgarten des Jucar. — Carcagente, die Orangenstadt. — Orangenwälder und Granatapfelhecken. — Übers Gebirge nach Denia. — Valldigna. — Die Huerta von Gandía. — Gandía. — Denia. — Auf dem Castillo. — Das Muskatellerparadies „el Marquesado“. — Von den Pasas (Rosinen). — Játiva. — „Fonda de Mallol.“ — Im Schatten der Borgias. — Játivas Zerstörung. — Casas señoriales. — Der Burgberg. — Eine iglesia muzárabe. — Das Kastell. — Blick vom Calvario. — Lotto.
- XII. Alicante. Elche 177
 Der Hauch Kastiliens. — Wüste und Oasen. — Alicante. — Vom „Hotel Iborra“ im besonderen und vom spanischen „Ober“ im allgemeinen. — Am Hafen. — Eine befremdende Rundschau. — Afrika in Europa. — Wer die Sonne liebt. — Palmenalleen, die Schatten spenden. — Eine Buñueleria. — Auf dem Wochenmarkt. — Farbenfrohe Straßen. — San Nicolás de Bari. — „Som fills del poble . . .“ — Elches Palmenwald. — *Phoenix dactylifera*. — Ramilletes. — Orientalische Bilder. — Elche. — „Kannst du dir eine schön're Wiege denken . . .?“
- XIII. Murcia 192
 Zum Rio Segura. — „Das Haus vom alten Schrot und Korn.“ — Murcia. — Mit Laken überspannte Straßen. — Traperia und Plateria. — Die Kathedrale. — Meisterwerke Salcillos: In San Miguel. Die Pasos der Ermita. — Glorieta und Parque de Ruiz Hidalgo. — Die Huerta. — Im Hause eines Huerta-Bauern. — Bodenwerte und -ertrag. — Sifones und Nora. — Der

Blick vom Malecón. — Fuensata. — Salcillo im Kloster San Jerónimo. — Von Scholaren und Examensnöten. — Jung-Murcia. — Alicante—Mallorca. — Ibiza: Sonderbare Brautschau. — Atlot und Atlota.

Mallorca.

- XIV. Palma 210
 Einfahrt in die Bai von Palma. — Eine gemütliche Fonda. — La Seo, die Unvergleichliche. — Almudaina. — Lonja. — San Francisco: Grabmal des Raimundo Lulio. — Kreuzgang. — Das altkatalonische Haus. — La Beata Catalina Tomás. — In der Plateria. — Paseo del Borne. — Zum Muelle. — Ein köstlicher Blick. — Der Mercado. — Von Garbanzos und Fleischpreisen. — Komplizierte Rechnerei. — 5-Cent-Cafés. — Vom Landvolk. — Das Mallorquin. — „Alsa ets nys, clavell daurat . . .“ — Kirchenfeste und Prozessionen. — Peter und Paul. — Tanz in Marratxi. — Der Tag San Cristóbal. — Das Hühnerstechen zu Ehren der Beata Tomasa. — Stierkämpfe mit Feuer. — „Wie die Alten sangen . . .“ — Der letzte Gang.
- XV. Bellver. Bendinat. Génova. Andraitx . . . 229
 El Terreno. — Im Pinienwald. — Castillo de Bellver. — Portopí. — Cas Catalá. — Bendinat. — Génova. — Die Gutshöfe gemahnen an mittelalterliche Burgen. — Son Rapiña. — Nach Andraitx. — Pinienbeschattete und staticegesäumte Meeresbuchten. — Andraitx. — Camp de Mar. — Das neue Mühlenheim. — Las Figueras baixes.
- XVI. Miramar. Sóller 242
 Das Reisen auf der Isla dorada. — Im leichten Wägelchen. — Durch die Campiña. — Eine Erlkönigslandschaft. — Fürstliche Herrensitze. — Von Wald und Busch. — La Cartuja. — Erinnerungen an George Sand und Chopin. — Valdemosa. — Die Schöpfungen des Erzherzogs Ludwig Salvator. — Museo Balear. — Ein herrlicher Weg. — Miramar. — Deyá. — Sóller. — La Huerta. — Der Barranch und Gorch blau. — El Cuello de Sóller. — Son Alfabia. — Son Raxa.
- XVII. Pollensa. Alcudia. Manacor. Hams- und Drachenhöhle. Felanitx 255
 Der Hostal. — Alaró. — Binisalem. — Das Haus der Landstadt. — Inca. — Torrente de Pareys. — Colegio de Lluch. — Campanet. — Pollensa. — Alte Trachten.

— Alcudia, Mallorcas Rothenburg a. T. — Ein entzückender Hafen. — La Puebla. — Muro. — Petra, Heimat des Gründers von San Francisco. — Manacor. — Cueva de Hams. — Drachenhöhle. — Porto Cristo. — Felanitx, die Töpferstadt. — Der verhängnisvolle Palmsonntag. — Eine zyklonische Mauer. — Trilla. — „La Rosa n'era poncella . . .“ — „Bewirte mir die Schnitter gut . . .!“ — Son Oliver und keltische Denkmäler. — Porreras. — Montuiri. — Etwas vom Klima. — Nach Menorca.

Menorca.

XVIII. Mahón 277

Der Wunderhafen. — Die Stadt Magos. — Geschichtliche Erinnerungen. — Allerhand Englisches. — Ein Rundgang. — Die nordische Kleinstadt. — Santa Maria und die berühmte Orgel. — Plaza Miranda. — Ein reserviertes Völkchen. — Im Athenäum. — Handel und Wandel. — Das Menorquin. — „Que se rian se fia . . . Was lachst du, schönstes Mägdlein, so . . .?“

XIX. Vorgeschichtliche Denkmäler 288

Auf dem Friedhofe. — Die Taula von Trepucó. — Menorquinisch Land. — Das geweißte San Luis. — Kelten und Moriscos. — Der Dolmen von Talatý. — Die Talayots von Curnia und Torelló. — Die Naueta de Rafal Ruby. — Torrauba d'en Salort. — Felsenwohnungen. — Das Trümmerfeld von Torre d'en Gaumés.

XX. Cala Mesquida. Binisarmeña. Isla de Colom.
Ein Fest in Villa Carlos und Llumesanas . 300

Die Vergeles. — Ein Retiro Lord Nelsons. — Abenteuerliche Pflanzengestalten. — Die Mesquidabucht. — Binisarmeña. — Menorcas Höfe. — Ein zauberhafter Hain. — Colom. — Villa Carlos. — Pferderennen. — „Por Cutaina vax passa . . .“ — Ein Tanz in Llumesanas.

XXI. Nach Ciudadela 310

Allerlei über die Insel. — Alayor. — Ein Bauernsitz. — Das Wunder vom Monte Toro. — Die menorquinische Schweiz. — Mercadal. — Ferrerías. — El Barranch d'Aljandar, ein Tal der Hesperiden. — Ciudadela. — La colcada de San Juan. — Torre Saura. — Naueta d'Es Tudóns. — Menorcas Südküste. — In die Bai von Alcudia.

XXII. Blanes

Barcelona im Spätsommer. — Der herbstliche Tibidabo. — Sardanas. — Parque Güell. — Die Kirche der Heiligen Familie. — Nach Blanes. — Eine Perle der spanischen Riviera. — Sardinenfischer. — Von Alpar-gatas und Spitzen. — Pinienküste. — Figueras.

XXIII. Perlen der Provence 335

Montpellier: Promenade Perou. Die Languedoc, ein protestantisches Zentrum. Alt-Montpellier, Jardin des Plantes. Die Boullabaisse. Palavas. — Nîmes: Arena. La Maison carrée. Pont du Gard. Alphonse Daudet. — Avignon: Die Papststadt. Der Palast der Päpste. Notre Dame des Dômes. Die Stadtmauer. Der Stadt-hausplatz. Saint-Pierre. — Der Turm Philipps des Schönen. — Villeneuve, das päpstliche Versailles. — Arles: Saint-Trophime. Arena. Aliscamps. Mont-major. — Châteaurenard: Harmloser Stierkampf. Pro-venzalische Schönheiten. — Vaucluse. Petrarca und Laura. — Orange: Antikes Theater. Triumphbogen des Marius. — Lyon: Im Park zum Goldenen Haupte. — Genf—München—Oktoberfest.

Verzeichnis der Bilder.

- Tafel 1. Lyon. Kathedrale Saint-Jean
,, 2. Tarascon-Beaucaire. Schloß Montmorency
,, 3. Gerona
,, 4. Bauernhof bei Gerona. — Olot. Vom Ferial heimkehrende
Landleute
,, 5. Castellfullit
,, 6. Barcelona. Rambla de los Estudios
,, 7. Barcelona. Santa Maria del Mar
,, 8. Barcelona. Paseo de Colón
,, 9. Barcelona vom Molo aus gesehen. — Der Montserrat
,, 10. Das Kloster des Montserrat
,, 11. Tarragona. Westfassade der Kathedrale
,, 12. Tarragona. Klopfer am Hauptportal der Kathedrale
,, 13. Tarragona. Römischer Aquädukt. — Valencia. Torres de
Serranos
,, 14. Das Kastell von Sagunt
,, 15. Valencia. Torre de Santa Catalina
,, 16. Valencia. Kathedrale. Aposteltor und Cimborio
,, 17. Denia. Ein Säulenkreuz. — Valencia. Die Audiencia
,, 18. Valencia. Die Audiencia. Artesonado und Galerie des Salón
de Cortes
,, 19. Valencia. La Lonja
,, 20. Valencia. Börsensaal der Lonja
,, 21. Valencia. Festtag in der Huerta. — Das Wassergericht
,, 22. Játiva. Blick vom Calvario auf das Castillo
,, 23. Denia. — Alicante
,, 24. Aus der Palmenstadt Elche
,, 25. Murcia. Kathedrale. — Salcillo. Das Gebet im Garten
Gethsemane
,, 26. Murcia. Salcillo. Der Judaskuß
,, 27. Murcia. La Huerta
,, 28. Ein Blick auf Murcia
,, 29. Mallorca. Palma
,, 30. Mallorca. Palma. La Lonja. — Palma. Vestibül und Licht-
hof der Casa Sureda
,, 31. Mallorca. Palma. Blick vom Molo auf El Terreno und
Schloß Bellver
,, 32. Mallorca. Palma. Hof im Castillo de Bellver. — Andraitx.
Bucht vom Camp de Mar

- Tafel 33. Mallorca. Küste bei Miramar. — Palma. Castillo de Bellver
„ 34. Mallorca. Söller. Noria. — Palma. Das neue Mühlenheim
„ 35. Mallorca. Valldemosa
„ 36. Mallorca. Söller und Puig Mayor
„ 37. Mallorca. Ein Hostal. — Pollensa
„ 38. Mallorca. Alcudia. Puerta de Jara. — Küstenlandschaft
bei Pollensa
„ 39. Mallorca. Felanitx. Parochialkirche. — Blick auf Felanitx.
Im Vordergrund: Trilla
„ 40. Menorca. Mahón
„ 41. Menorca. Taula von Trepucó. — Mahón. Blick auf Santa
Maria
„ 42. Menorca. Talayot und Taula von Talaty
„ 43. Mallorca. Ein Spielmann. — Menorca. Talayot von Torelló
„ 44. Menorca. Alayor. — Naueta d'Es Tudóns
„ 45. Menorca. Ferrerías
„ 46. Menorca. Dolmen de Torre Saura und ein moderner Hirten-
talayot
„ 47. Menorca. Ciudadela. An der Plaza de Alfonso III. —
Katalonien. Blanes. Alpargatasarbeiter
„ 48. Montpellier. Fassade der Kathedrale
„ 49. Avignon. Turm Philipps des Schönen. — Palast der Päpste
„ 50. Arles. Kreuzgang von Saint.Trophisme
„ 51. Arles. Klosterhof und Belfried von Montmajor
„ 52. Orange. Antikes Theater



Lyon. Kathedrale Saint-Jean.



Tarascon-Beaucaire. Schloß Montmorency.

I.

Am Rhonestrom.

Betörender Sonnenschein. — Genf. — Parc Revilliod. — Betrachtungen, die sich um den Diamantenherzog und Kalvin drehen. — Der Patriarch von Ferney. — Am Rhonestrom. — Lyon. — Fourvière. — Der „Heilige“. — Manécanterie und Saint-Jean. — Place des Terreaux. — Die Mystik Saint-Bonaventures. — Saint-Nizier, die Heitere. — Mit dem Frühling zur Provence. — Bei Tartarin in Tarascon. — Beaucaire. — Perpignan. — Im Lande der Dons.

Die letzten Februartage wandelte ich häufig in Münchens altem Botanischen Garten, dessen monumentales Tor sich so einladend beim Hildebrandbrunnen öffnet, um zu sehen, wie weit der Frühling jenseits der Alpen, im Süden, schon voran sei. Es gibt dort nämlich in der Sippe der Schneeglöckchen einige weitgereiste Herrschaften aus dem sonnigen Lande Italia, welche ihre Köpfchen auch in dem rauhen Germanien, wenn es irgend angeht, zur selben Zeit aus der Erde recken, wie die glücklicheren fernen Schwestern in der milden Heimat. Und siehe, es mußte schon lieblich knospen in der Campagna oder an den Hängen der Albanerberge, denn über der dünnen Schneedecke — der Winter hatte es auch an der Isar diesmal gnädig gemacht — wiegten sich voll entfaltet die weißen Glöckchen der Fremdlinge und walteten bereits ihres freundlichen Amtes, während von ihren deutschen Genossen erst kleine grüne Spitzen vorsichtig hervorlugten.

Also drüben nahte der Lenz mit raschen Schritten, und jedenfalls hatte sein primelnbekränzter Herold schon die stengellosen gelben Schlüsselblumen über das Land gestreut und blaue und rote Immergrüngerlanden an Fels und Mauern ausgespannt. — Die Münchener Sonne koste

förmlich. Sie kann im Hornung gelegentlich geradezu rückend schmeicheln, um die Betörten dann beim Salvator spröde zu verlassen und sich womöglich erst zum Maibock wieder einzustellen. Ich kannte sie! In München lob' ich mir den Herbst; da will die liebe Sonne alles Versäumte nachholen, da lacht sie und vergoldet das Isartal, alle Pracht verschwendend, die ihr von ihrer Sommerfahrt in anderen Ländern übriggeblieben ist. — Als sie es am Schluß, dem 29., wiederum besonders gut meinte und der Himmel so echt südlich blau strahlte, sagte ich mir, ergreife den Tag, eine Fahrt durchs Algäu muß heute wundervoll sein, wandere mit der Sonne, und wo sie leuchtet, raste! — So fuhr ich dem Frühling wie einem ersehnten Freunde entgegen. Ich fand seine ersten Spuren in Genf, die ich das Rhonetal hinunter verfolgte; in der Provence ahnte ich die berausende Nähe des Blütenerweckers; an den Gestaden des Mittelmeers verspürte ich seinen duftenden, warmen Atem, und in Katalonien warf ich mich ihm in die Arme und wanderte mit ihm Spaniens Blaue Küste entlang, bis ich mich unversehens an der Hand des Sommers befand, dem ich von Murcias Palmenhainen nach den goldenen Inseln, den Balearen, folgte. Schließlich führte mich reisemüde der Herbst langsam durch die Gefilde der Langue d'oc, wo im gilbenden Laube schwere, schwarze Trauben hingen und tausend Riesenfässer auf den Bahngleisen des jungen Mostes harrten, auf dem Frühlingspfade heimwärts und versetzte mich wie ein seelenkundiger Zauberer mitten unter die Hähndel- und Heringsbratereien der feuchtfröhlichen Oktoberfestwiese. —

Schon die nächste Nacht schlugen mir die Glocken des Münsters an der Limmat die Stunden, und am folgenden Tage trug mich der Zug über Bern nach Genf und wiegte mich in Erinnerungen an die schöne Freiburger Studienzeit, die mich ein spätes, köstliches Pflingsten in dieser Bergwelt verleben ließ, welche sich heute in weiße Schleier hüllte. Als sei es gestern gewesen, sah ich die Gipfel des Berner Oberlandes erglühen. — Die Berner Bauernhäuser mit den tiefreichenden Dächern, die sie wie übergroße Mützen be-

decken, hatten sich bereits frisch ergrünende Wiesenteppiche zugelegt, von weißen Gänseblümchen in verschwenderischer Fülle gemustert, und an haselnußgesäumten Waldrändern blühten Nieswurzsträuße. Dann ein Tunnel und anstatt Fichten und Kiefern Reben, ein wonniger Hauch, das Gewölk zerrissen, und wie aus Schleusen strahlte das Licht nieder zum Genfer See, dessen ungeheurer Spiegel uns zu Füßen lag. Welch heiterer Rahmen von Städten, Dörfern, Villen und Gärten, in denen ich — es war keine Täuschung — einen Mandelstrauch im zarten Blütenkleide entdeckte!

In Genf war es still; man weiß noch nicht, welche liebenswürdige Seiten der März hier schon aufzieht, und so bot Mon Repos, jener idyllische Park am Seeufer, der Beschluß des breiten Westkais, wirklich einen entzückenden Ruheplatz. Genau wie ich es geahnt hatte, tupften die schwefelfarbenen Primeln in zierlichen Buketten den Rasen, den auch blaue Szilla und bunte Krokus durchschossen. Die azurne Fläche des Sees, der, mit dem Horizonte verschwimmend, unermesslich erscheint, glitten die flachen, lastentragenden Kähne auf und nieder, mit den beiden überaus schmalen lateinischen Segeln, welche wir den Flügeln des Fregattsvogels nachgebildet wähen. Die meisten waren weiß wie die Fittiche der Möwen, die sie umkreisten, aber manchmal leuchtete eines sattorange, und es sah dann wunderbar aus, wenn sie, wie es stets auf der Höhe des Sees geschah, über Kreuz gedreht wurden und das Fahrzeug mit einer rechten goldenen und einer linken silbernen Schwinge fürbaß zog.

Die Umgebung Genfs gleicht einem großen Baumgarten, in welchen Felder und Weiden eingestreut sind, aber vor allem zahllose, stündlich gepflegte und behütete Parks, die ihre Pforten indes gastlich jedermann öffnen. Parc Revalidod! Unvergeßliche Nachmittagsstunden verbinden sich mir mit diesem Paradiese unendlicher, mit gelben Narzissen bedeckter Wiesen und nahezu hundertjähriger Zedern, deren Laub sich in graziösen Terrassen himmelan türmt. Die Sonne vergoldete ihre Stämme und ließ das

Moos auf ihnen metallisch wie das Gefieder eines Kolibris schillern. Und in dieses glitzernde Gezweig ließen sich Pfauen nieder! — Der blanke See taucht immer und immer wieder auf, und über den anmutigen Hügeln von Vandoeuvres leuchtet blendendweiß zwischen den dunklen Felsen des Mont Salève und der Voirons das gewaltige Massiv des Montblanc. Der herrliche, an sanfte Abhänge gelehnte Park erinnerte mich an die Villa Borghese, die ich einmal an einem hellen römischen Vorfrühlingstage durchstreifte.

Drunten im See herrschte zurzeit ein lebhaftes Treiben. Fehlten Genf die Gäste, so stand offenbar der geliebte Lac im Zeichen der Saison; denn außer den Schwänen, den privilegierten Bewohnern, hatten sich Möwen, wilde Enten und Taucherenten eingestellt, die alle für etliche Brocken Brot ihre Künste zeigten und ein dankbares Publikum in den Müßiggängern fanden, welche den eleganten Quai du Montblanc belebten. Unmittelbar an dieser einzigartigen Promenade erhebt sich auf einem dreieckigen Platze inmitten gezirkelter Anlagen ein seltsames gotisches Monument fremdartig kalt. Hoch oben, aus einem Fensterbogen, schauen ein kahler Hinterkopf und ein Paar Ohren. Wenn man sich ein Weilchen hier aufstellt, kann man sicher sein, gefragt zu werden, was dieses Denkmal bedeute, und als guter Deutscher wird man dann stolz erzählen, hier ruhe, bewacht von den Standbildern seiner Ahnen, Herzog Karl von Braunschweig, welcher sein Millionenvermögen der Stadt Genf vermacht habe, und man wird verschweigen, daß sie zum Entgelt diese Kopie des Veronesischen Skaligergrabmals für die Gebeine des erlauchten Erblassers errichten mußte. Der Diamantenherzog hat wohl geahnt, daß es damit in der Stadt Heinrichs des Löwen gute Wege haben dürfte.

Das berühmte oder berüchtigte „Pecunia non olet“ scheint sich übrigens betreffs der herzoglichen Millionen an Genf bewahrheitet zu haben; denn man kann sich nichts Reicheres, Prächtigeres und Mustergültigeres vorstellen als die modernen Errungenschaften dieser Stadt mit ihren

herrlichen Kais, Brücken, Straßen, Plätzen, Anlagen, Museen, Galerien und Wohlfahrtseinrichtungen. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus, zumal wenn man der Winzigkeit des Duodezkantons auf der Karte innewird. Aber es sei ferne von mir, das augenfällige Aufblühen nur auf jene Hinterlassenschaft zurückführen zu wollen — ein paar tüchtige Bausteine! —, die Hauptsache verdankt Genf der Opferfreudigkeit seiner Bürger. Wo man hinsieht und -hört, wurde der Stadt geschenkt und gestiftet, und darunter solch' fürstliche Gaben, wie die Parks Mon Repos und Revilliod! Man durchwandere die Sammlungen: Schritt für Schritt Proben freudigen Gebens. Dort wird man auch den Schlüssel des schrankenlosen Mäzenatentums in den zahllosen Zeugen einer kampfreichen und ruhmvollen Vergangenheit entdecken. Denn die verschwenderische Heimatsliebe, welche sich in Genf hundertfältig auch dem Fremden offenbart, wurzelt nicht zum wenigsten in seiner bewegten Geschichte, die uns ein nimmer erlahmendes Ringen um Freiheit vorführt. Die instinktive, aus der Scholle geborene Anhänglichkeit reicht allein nicht aus, um den heutigen Glanz der Metropole der französischen Schweiz zu erklären. Der entsprang vielmehr dem Stolz und der Begeisterung auf das von den Vorfahren in verflossenen Jahrhunderten mit Schwert und Geist Erstrittene.

Genfs Freiheitskämpfe richteten sich gegen die Beherrscher Savoyens; aber man muß sich wundern, daß dieses heroische, leichtlebige und begeisterungsfähige Völkchen bei seiner nahen Verwandtschaft mit dem gallischen Wesen und umklammert von der „Großen Nation“ nicht in dieser aufging. Ich finde eine Erklärung nur in der sieghaft sich behauptenden Reformation. Die kalvinistisch strenge und beinahe aszetische Glaubensrichtung zog westlich eine Schranke und verstärkte die Beziehungen mit den deutschen Stämmen. Der nüchterne Geist des Reformators — ich sehe ihn auf Ferdinand Hodlers Gemälde hager, mit tiefliegenden Augen und harter, schneidender Handbewegung im langen Kaftan, wie ein polnischer Jude angetan, ein

Bild ohne Gnade — ist aus dem weltlicheren Genf des 20. Jahrhunderts keineswegs spurlos verschwunden. Hoch droben in der Altstadt beherrscht er die Kathedrale Saint-Pierre: leere Nischen, in denen die zertrümmerten Heiligen niemals durch anderes Bildwerk ersetzt wurden, draußen; und drinnen ein frostiger, kahler Raum ohne Altar, fast ohne jeglichen Schmuck. Nur durch die bunten Glasfenster wirft die Sonne etwas Farbe und einen schmalen Goldstreifen auf die weiße, sitzende Marmorstatue Heinrichs von Rohan, des „guten Herzogs“, welcher für die protestantische Sache sein Leben ließ. Und ich meine, er muß auch vor der Hauptwache spuken, wo das Auge, welches sich eben noch am hellen Glanz und der Schönheit des Sees und dem jäh zum Himmel schießenden Wasserstrahl der Riesenfontäne berauschte, auf eine entsetzliche Galerie Namenloser fällt, die verdorben und obdachlos gestorben, hier zur Rekognoszierung aufgehängt wurden; 35 grauenvolle Gesichter, manches nicht mehr menschenähnlich. Aber ganz sicherlich ist er noch auf den Friedhöfen zu Hause, wo als Mäler die „Judensteine“, jene abgerundeten hohen Steintafeln, oder hin und wieder eine zerbrochene Säule sich einförmig trostlos reihen.

Wer aber aufachtet, wird ihn auch in der Landschaft draußen verspüren, und nicht nur in den schmucklosen Kirchlein und bescheidenen Pfarrhäusern, sondern auch in der Bauart der Edelsitze: viereckig, wuchtig, mit trotzigem, schlichten Türmen und nackten Fenstern, grau, schiefergedeckt, nicht dem leisesten Zierat Raum gebend. Und endlich: sogar die römisch-katholische Kirche, sie, das Vorbild chamäleontischer Anpassungsfähigkeit, spiegelt die puritanische Sinnesart Johann Kalvins wieder in der ehrennen, griechischen Fassade und der prunklosen Säulenhalle des Tempels an der Plaine de Plainpalais. — Wo freilich die jüngsten Generationen das Feld unbeschränkt für sich hatten, legten sie sich keinen ängstlich abwägenden, enthaltsamen Zwang an und schufen das schöne, heitere Genf, wie es am See sich spiegelt, und abends, als sei es festlich illuminiert, in tausend Lichtern aufflammt, die Place Neue

umrahmt und in jenem entzückenden Villenviertel bei der altersgrauen achteckigen, zinnenbekränzten Tour de Champel sich zur Arve hinabsenkt. Und doch, der finstere, unduldsame Geist des Pikarden wirft auch in dieses Paradies heiterer Menschenwohnungen seine finsternen Schatten, denn dort, wo sich heute die herrschaftlichen Landhäuser, welche sich gern nach Bäumen und Blumen nennen, wie „Zu den Zedern“, „Die Margueriten“, „Die Ringelblume“, in knospendes Grün und dunkle Koniferen verstecken, loderte am 27. Oktober 1553 der Scheiterhaufen, auf dem der unglückliche und vertrauensselige Michael Servet von dem reformierenden Erzpriester, bei dem er eine Zuflucht gesucht hatte, verbrannt wurde. Es berührt ungemein wohlthuend, daß die Reformierten des Genfs unserer Tage dem Ärmsten ein Sühnedenkmal (1903) setzten, einen mächtigen Granit, den Cotoneaster bekränzt, am Chemin de Beau Séjour, auf dessen Gedenktafel die Jünger freimütig den Irrtum ihres Meisters bekennen.

So verfließen mir die Tage unter allerhand Betrachtungen in der in froher Erwartung des Frühlings ahnungsvoll und heiter gestimmten welligen Landschaft um Stadt und See. Ich sah die Stadt von allen Seiten; sie umfängt den See wie eine Braut den Bräutigam mit weit geöffneten Armen, und sie ist königlich anzuschauen — nur eines fehlt ihr, das Profil, die Silhouette. Denn Saint-Pierre allein tut's nicht; und dieses Bauwerk erzielt, obwohl es mächtig aus der Häusergruppe der Altstadt herauswächst, durch den zahnstocherartigen Mittelturn, der so ganz und gar nicht zu den schweren quadratischen Seitentürmen paßt, keinen wirkungsvollen Schattenriß.

Wer über etliche Tage verfügt, wird zweifellos, besonders als Preuße und Verehrer Friedrichs des Großen — mit allem, was seiner Person je lieb und wert war —, dem „Patriarchen von Ferney“ einen Besuch abstatten, d. h. dem Schlosse Voltaires. Der große, ungläubige Philosoph und Spötter gründete das schon französische, heute blühende Städtchen Ferney und blieb, wie uns ein

1511/
hast
viele
wegen
habe
in
ver
sich
ver
Jug
ver
auf
sch
vom
Bat
Feri
über
wo

Denkmal mit der Bronzestatue des Gelehrten bekundet, zeitlebens sein Gönner. Er baute 100 Häuser, stiftete Schule und Kirche, Hospital und Wasserleitung, lieh zinslos Geld und speiste die Einwohner während der Hungersnot von 1771. Und oben auf dem Sockel, dessen Seiten so viel Rühmliches über seine Person verkünden, steht der Philanthrop barhaupt im Überrock, den Stock in der Linken und mit einer Miene, als ob er einer Rede lausche und seine sarkastische Entgegnung vorkoste. Das Schloß nimmt sich wie das eines mittleren Landedelmannes aus. Ein schmuckloser Bau bis auf das Wappen im Giebel. Daneben erhebt sich eine von Efeu umspinnene Kapelle mit der Inschrift: „Deo erexit Voltaire 1761“. Von der Terrasse sieht man weit ins Land, auf Genf und den Montblanc. — Wie oft mag der Verächter so vieler Menschen und Dinge hier gestanden und sich in dieses Bild ewiger Majestät versenkt haben! — Mir kam das Marmorbild des großen Friedrich in Sanssouci in den Sinn, wo der König lebensmüde in die Ferne blickt.

* * *

Aus Gletschereis geboren und geläutert durch den blauen See schießt die Rhone kristallklar und pfeilschnell dahin, nur für eine kurze Weile mit einem gelblichen Schimmer durch die geröllführende Arve behaftet. Das Rhonetal bietet in keinem Abschnitt eine solch' ununterbrochene, lange Kette romantischer Schönheiten wie das des Rheins zwischen Bingen und Koblenz, aber an den Ufern des rasch zum majestätischen Strome heranwachsenden südlichen Alpensohnes sind von der Quelle bis zur Mündung Perlen von außerordentlichem Glanze aufgereiht, und die Geschichte wob seit den Anfängen der Menschheit um sie einen vielfältigen Zauber. Schon der prähistorische Mensch, jener mit der kaum ausgeprägten fliehenden Stirn und den riesigen Augenbrauenwülsten, dem gierig vorgestreckten Munde und der kinnlosen Kieferlade, liebte ihr Tal; Griechen besiedelten ihre Mün-

1
dung, die Römer wurden weit stromaufwärts heimisch, und das Christentum drang in Frankreich zunächst dem Rhodanus bis Lyon und dann der Saône folgend ein. Welche Fülle von Denkmälern aller Zeiten und der verschiedenartigsten Kulturen dürfen wir erwarten!

Zwischen Genf und Lyon begleitet die Rhone die Romantik eines Gebirgsflusses, wozu die Ausläufer des Jura das Ihre tun. Das Wasser drängt sich streckenweise durch Felsenpässe, und es scheint in eine tiefe, steinerne Renne gezwängt, wie unweit Bellegardes. Die Orte mit den weißen, von schwarzem Schiefer bedachten, schwerfälligen Häusern und der mächtigen Kirche haben kaum Platz, sich zu entfalten. Der Wald starrt von schroff abfallenden Plateaus herab, und die isolierten Bergspitzen krönen Burgruinen oder Kapellen. Eine entzückende Augenweide bietet das malerische, dank seiner lebhaft rotbraunen Ziegel wie eine Blume leuchtende Ambérieu, inmitten von Wald und Wein von hochgelegenen Ruinen beherrscht; und auch auf den prächtigen Herrensitzen verweilt der Blick voll bewundernden Interesses. Hier und dort blühte in einem geschützten Winkel ein Pfirsich, und goldener Raps bedeckte das Feld.

Lyon hat sich nicht, wie die meisten Städte, im Laufe der Zeiten gleich einem Baume ringförmig verstärkt, sondern seine Häusermasse flutete in Kaskaden von Fourvière, in dem das römische Forum vetus fortlebt, zur Saône hinab, setzte zunächst über diese und strömte später auch über den Rhonefluß hinweg, an dessen linkem Ufer das neue und modernste Lyon sich unermesslich ausdehnt. Altertum, Mittelalter und Neuzeit liegen durch die beiden Ströme getrennt, aber durch zahllose Brücken verbunden nebeneinander, und in allen pulst reges Leben. Hoch oben auf dem berühmten Hügel strömen Fremde und Pilgerscharen vor der märchenhaft glänzenden Basilika zusammen. Zwischen Saône und Rhone herrscht das nervöse Getriebe der Geschäftswelt, und das Viertel jenseits der Rhone ist nicht nur dasjenige neuzeitlicher Boulevards

und Avenuen, der Universität und des unvergleichlichen Parc de la Tête d'Or, sondern auch der Industrie.

Von der Balustrade aus, welche sich an die pompöse Apside der Basilika von Fourvière lehnt, liegt uns das reiche Lyon zu Füßen, zu dem sich gleich silbernen Schlangen die beiden Flüsse ringeln. Das Tal ist weit und groß; eine fruchtbare, friedliche Aue, in welche an hellen Tagen noch der Montblanc hineinblickt. — Mein Auge fiel, aus der Ferne zurückkehrend, auf eine bescheidene Kapelle, welche sich wie schutzsuchend an die stolze Kathedrale hängt, und ich las:

Felix locus, felix ecclesia
in qua Thomae vivit memoria . . .

Glücklicher Ort, glückliche Kirche,
In welcher das Andenken Thomas' fortlebt . . .

Der „Heilige“, der große Kanzler König Heinrichs von England, dem er als Kanzler mehr wie das Leben galt und vor dem er als Erzbischof übers Meer fliehen mußte. Er war mir gut vertraut, der „Thomas Schlankhals“, ich kannte ihn im stutzerhaft geschlitzten Gewande mit köstlichen Schnabelschuhen auf goldgeschirrtem, tanzenden Araber und sah ihn, „sein farbloses Gesicht der ernstesten Lieblichkeit beraubt“ und in das eines Aszeten gewandelt, wie einen Bettelmönch barfuß der lobsingenden und betenden Menge voranschreiten. Freilich weiß ich nicht, ob meine Augen ihn richtig sahen, denn ich erblickte den „Heiligen“ Konrad Ferdinand Meyers, aber ich glaube, der unsterbliche Dichter erschaute den wahrhaftigen Thomas Becket.

Die Basilika, schier morgenländischen Glanz verkörpernd, erhebt sich reich gegliedert und farbenprächtig an Stelle einer einfachen Kirche, welche die Nachfolgerin einer bescheidenen Kapelle wurde, die ihrerseits das heidnische Forum dem Christengotte weihte. Sie wurde unmittelbar nach dem Kriege 1872—84 aus dem edelsten Material in einer Art byzantinischem Triumphstil aufgeführt. Ein Denkmal der Wiedergeburt, der unerschütter-

lichen Lebenskraft und Energie des eben besiegtten Frankreichs. Den Wunderbau begrenzen vier achteckige Türme, die Zinnenkränze in der Form einer Krone tragend. Über die östlichen mit den goldenen Riesenkreuzen wölbt sich die gewaltige, aber in der Ferne einer feinen Schnitzarbeit gleichende Apsis hinaus; unter ihr tut sich der Abgrund auf. Dieser Teil des Domes ist der Stadt zugewandt und beherrscht als Wahrzeichen Lyons das Land. Zwischen den westlichen Türmen schwebt der Fassade griechisches Giebelfeld auf acht Karyatidenengeln und wallt die Schar der Gläubigen durch drei hohe, schlanke Bogen, welche sich über vier reiche korinthische Säulen emporschwingen, kannelierten Monolithen aus Granit: ein sphinxbewachter Portikus, zu dem 22 Stufen führen. Das Innere entfaltet einen geradezu verwirrenden Luxus. Die drei Schiffe tragen 16 Säulen, deren Schäfte aus perlgrauem, savoyischen Marmor gebildet sind, während zu den Sockeln und den unvergleichlich ausgeschmückten Kapitälern Carrara seinen glänzendweißen Marmor hergab. Diese scheinbar einem Feenpalaste entstammenden Pfeiler gruppieren sich zu zweit und stützen außer den eigentümlich geschweiften Gewölben jederseits vier Balkone, die, über den Seitenschiffen gelegen, von insgesamt 52 Statuen emporgehoben werden und mit nach außen vorspringenden, viereckigen Halbtürmen korrespondieren. Das Hauptschiff wölbt sich zu drei Kuppeln, deren Himmel köstliche Musivarbeit in vielfältiger Ornamentik auskleiden. Die Kirche schwimmt, im Gegensatz zu den meisten katholischen Tempeln, in Licht, welches durch die vierteiligen breiten Seitenfenster und die hohen, schlanken der Apsis in blendender Fülle strömt. Man muß sich nun vorstellen, daß auch noch rotbrauner, blauer und schwarzer Marmor in vielerlei Gestalt ihre Effekte entfalten und Gold und Silber verschwenderisch ihre Reflexe verstreuen, und ich habe besonders der unbeschreiblich schönen Mosaiken — wahrer Kolossalgemälde — an den Längswänden zu gedenken. Die Proklamation des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis, ein Kunstwerk in den zartesten Farbentönen; der heilige

Pothin, Schüler des heiligen Polykarp, kommt im zweiten Jahrhundert als Apostel nach Lyon, lebensvoll und bewegt, von historischem Reiz — man sieht das Forum hoch oben über dem Flusse —; das Gelübde Ludwigs XIII. und das mystische „Le rosaire et la bataille de Lepante“: Pius V. erschaut visionär den Hergang der Schlacht von Lepanto. Besonders entzückend sind die feinen Abstufungen in cremefarbenen und rötlichen Tönen. — Unter der Basilika befindet sich ein weiteres Wunder: eine großartige Kellerkirche von überraschenden Dimensionen. — Die gold- und marmorstrotzende Kathedrale war voll von Menschen, neugierigen und betenden, und vor allem zahllosen Nonnen, von denen ich meinte, sie seien längst aus Frankreich verwiesen. Aber ist dieser sinnbetörende Raum ein Ort der Sammlung? Ich kann es mir nicht vorstellen, wenngleich es auch hier wie hypnotisierte Gesichter gab, die stier und heischend in das Heiligenbild versenkt waren.

Wir verweilen im ältesten Lyon und bewundern eines der neuesten Bauwerke Frankreichs! Wenn wir aber nun die endlose Steintreppe oder eine der geschlängelten Straßen hinabsteigen, gelangen wir durch ein Labyrinth enger Gäßchen auf die Place de Saint-Jean, an der das 11. Jahrhundert durch die Manécanterie zu uns spricht. Ursprünglich erzbischöfliches Palais, später Stätte der Kirchensänger (daher der Name), nimmt uns dies Gebäude durch die rührend einfache Ornamentik, welche an das Lallen des Kindermundes gemahnt, gefangen. An der Fassade streben rohe, eckige Pilaster gleich Strebepfeilern empor, um rundliche, zierliche Säulenzwillinge zu tragen, über die sich eine Kette von Rundbogen hinwegschwingt, die ihrerseits ein schlichtes Gesimse stützt. Die Lücken zwischen den Bogen füllen die denkbar primitivsten Verzierungen: etliche viereckige oder rhombische Figuren, mehrere oder zahlreiche kreisförmige Vertiefungen u. dgl. Die Manécanterie ist mit der Kathedrale Saint-Jean verwachsen, und obwohl diese, ein adeliger Bau im romanisch-gotischen Übergangsstil, zu den herrlichsten Schöpfungen ihrer Epoche gehört, nimmt sich jener niedrige und

bescheidene Anbau keineswegs ärmlich neben seiner stolzen Schwester aus, denn er besitzt Charakter. Die Kathedrale, in welcher das erste ökumenische Konzil abgehalten, ein Papst gekrönt wurde und Heinrich IV. sich mit Maria von Medici vermählte, rühmt sich einer in allen Teilen abgeschlossenen, überaus harmonischen Front. Drei prächtige gotische Portale, von denen die perspektivisch sich verjüngenden Wölbungen des Haupteinganges 68 und die der seitlichen je 36 Statuetten musizierender und betender Engel oder auch Typen der Zeit schmücken, die der Fanatismus der Revolution ihrer Köpfe beraubte, tragen spitze Giebel mit reizendem Steinfiligran, von denen der mittlere, durch eine Kreuzblume abgeschlossene, eine entzückende gotische Galerie durchbricht, über der eine riesige Fensterrose mit dem zierlichsten Steingerank gewissermaßen thront. Die drei Schiffe ruhen jederseits auf acht Pfeilern. Der Raum wird noch durch Seitenkapellen erweitert. In schwindelnder Höhe läuft ein Umgang entlang, und das Licht flutet nur leicht gedämpft durch 16 schlanke, hohe gotische Fenster mit durchsichtigen farbenprächtigen Malereien. Reich an Marmorstatuen und Gobelins, atmet auch dieses Gotteshaus jene berauschte Pracht, welche den weihrauchschweren katholischen Kultus noch steigert. — Die Place Saint-Jean ziert ein anmutiger Brunnentempel mit der Taufe Christi, und ihr altersgrauer Häuserkranz, welchen unzählige Schornsteine zacken, faßt den Blick auf die Basilika von Fourvière wie in einen Rahmen.

Wenn wir uns nunmehr über eine der Saônebrücken in den von dieser und der Rhone bespülten Stadtteil begeben, bleibt uns das Viertel von Fourvière mit seinen fremdartigen Häusern, von denen ich noch jenes mit den Loggien als das Heinrichs IV. oder der schönen Gabriele unweit der Place Saint-Paul erwähnen möchte, trotz der pomphaften Basilika wie ein stiller Gruß aus fernen Zeiten in Erinnerung, und der Justizpalast mit der langen Stirn von 24 korinthischen Säulen erscheint uns eher ein Tempel aus der römischen Kaiserzeit als dem vorigen Jahrhundert

entstammend. — Drunten auf den Wassern der Saône sehen wir die Waschanstalten von ganz Lyon verankert, dagegen warten wir lange vergebens auf irgendein Schiff, wie denn auch der Verkehr auf der Rhone keineswegs unseren Erwartungen entspricht. Die Straßen und Plätze aber, die wir betreten, müssen einen jeden überraschen und immer wieder predigen, welch altes, großes und reiches Land das schöne Frankreich umschließt.

La Place des Terreaux. Man gerät in Verlegenheit, wohin sich zuerst wenden. Zum Bartholdibrunnen, wo die Allegorie des Stromes mit vier wilden, von Wasser gepeitschten Rossen meerwärts stürmt? Zum Palast der Künste mit der ernsten, gewaltigen Fassade dorischer und korinthischer Pilaster? Oder zum Hôtel de Ville, einem reich geschmückten Bau mit graziösem Glockenturm, unter dem das Standbild des guten Königs Heinrich aus einer Nische herabschaut, die Brüstung des Daches eine Herkules- und eine Pallasstatue mächtig überragen und wo wir im Vestibül Rhone und Saône — Bronzefiguren von Coustou — bewundern können? Place des Terreaux! Wie das an terreur klingt! Und Schreckensplatz wäre historisch berechtigt, denn hier verrichtete die Guillotine 1793 ihre mörderische Arbeit. — Die ungeheure Place Bellecour, die Schöpfung eines Machtwortes des großen Napoleon, eine stilvolle Baum- und Blumenanlage, Rendez-vous der eleganten Welt zu den Nachmittags- und Abendkonzerten, beherrscht von dem Sonnenkönige, den Lemot zu Pferde dargestellt, gilt als eine der schönsten Europas. — Der kleine, aber vornehme Platz der Republik weihet sich dem Andenken Sadi Carnots durch einen Obelisk mit figurenreichem Sockel. Das weiße, hohe Mormorstandbild stellt den unglücklichen Präsidenten im Gesellschaftsanzuge dar, und zwei Gruppen symbolisieren den Besuch der französischen Marine in Kronstadt und der russischen in Toulon. Diesen glänzenden Plätzen reiht sich der Cours du Midi vor dem Bahnhof Perrache würdig an, auf dem die Republik mit dem Ölzweig in der Hand, umringt von den Genien der Stadt Lyon und solch erlesenen Dingen, wie

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, den Ankommenen begrüßt. Kleiner und heimlicher sind der Jakobinerplatz, dessen anziehender Renaissancebrunnen in einem Tempelchen die Statuen vier berühmter Revolutionsmänner, Söhne Lyons, vereinigt; der nach dem großen Physiker Ampère genannte, mit der sitzenden Figur des Gelehrten und La Place Saint-Nizier, an der hervorragenden Kirche dieses Heiligen.

Das Lyon zwischen den Strömen besitzt zwei in jeder Hinsicht großartige Verkehrsadern in der Rue de la République und de l'Hôtel de Ville, auf welchen zur Zeit schon bis in die Nachtstunden hinein die Gesellschaft vor den Restaurants im Freien sich ergötzte. Sommers bieten sie neben allem aufdringlichen Glanze dank der bunten Blumenkörbe, welche die Laternenträger umfassen, ein liebliches Bild. — Man wird die Stadt immer von neuem gern durchstreifen, sich an den funkelnden Auslagen und den Schleiern silberner und goldener Ketten der Bijouterieläden der Passage de l'Hôtel-Dieu weiden, in den „Halles“ an der Place des Cordeliers schlendern, die uns schneller und besser als ein Buch über Land und Leute belehren, und die endlosen Kais entlang wandeln, etwa bis zum Pont de la Mulatière am Quai J.-J. Rousseau, wo sich Saône und Rhone vereinen, „le mariage“, die Heirat der beiden Ströme, wie der Lyonnais sagt, stattfindet. Ist man nervös und abgespannt geworden, so bietet Saint-Bonaventure Beruhigung und Erquickung. Diese einzigartige Kirche wirkt wie eine weltferne Klause und ersetzt beinahe die Einsamkeit und Mystik des Waldes. Die klassisch einfache, aber keineswegs nüchterne gotische Fassade, ein Vorbild reifen Maßhaltens, bereitet uns gut auf den erhabenen dreischiffigen Raum vor, an dessen tiefen Dämmer sich das Auge erst gewöhnen muß. Aber nun sieht es ihn durchwoben von magischen, bunten Lichtbündeln: rubinroten wie rauchendes Märtyrerblut, blauen gleich Opal schimmernden und in Grün und Gold zerstäubenden, welche durch die wunderbarsten Glasfenster fallen, von unsagbarer Farbenglut und Tiefe. Was die aus schwarzem

Früh
Platz
Roum
Somme

Grunde herausgehobenen Scherben darstellen, ob die Flucht nach Ägypten, die Geburt oder Verkündigung, ist gleichgültig; sie frappieren wie durchsichtige Edelsteine durch ihre Leuchtkraft, und deshalb ist jenes Mosaik in Grün und Rot, von Tiefschwarz gerahmt und durchbrochen, welches sich vielfach als Laubwerk oder gezirkeltes Ornament wiederholt, am entzückendsten. Die geheimnisvolle, nur anfangs beklemmende Stimmung steigert sich noch durch die zahllosen Kerzen, dünne Wachsstöcke, welche die Betenden auf Tischchen speißen, und deren rotgelbe Sterne seltsamerweise in dem Dunkel nur wie ein Glorionschein flimmern, ohne es zu erhellen.

Welcher Gegensatz zu der hellen, heiteren Saint-Nizier! Man sollte nicht glauben, daß in ihr dem gleichen Gott geopfert würde. Auch hier die wundervollsten bunten Glasfenster, aber so licht und zart, als ob die Scheibchen aus bunten Eiskristallen gelatinedünn geschnitten wären. Die überraschend flach gewölbte Decke mit dem weitmaschigen gotischen Flechtwerk erlaubt der Dämmerung nicht den bescheidensten Unterschlupf, und so gleicht das weite Mittelschiff bis in die Tiefen des Chors hinein einem fröhlichen Akkord, einem jauchzenden Preisen himmlischer Majestät. Dieser heitere Tempel zu Ehren Saint-Pothins zählt zu den Zierden gotischer Baukunst — nur das kassettierte Hauptportal gehört der Renaissance an —, und seine Front übertrifft Saint-Jean durch die beiden hohen Spitztürme, von denen der rechte jene durchbrochene luftige Arbeit zeigt, welche uns immer besonders erfreut. — Es wäre unrecht, nachdem ich mich Lyons Kirchen weit über Vorhaben widmete, nun, nur um weiter zu eilen, die d'Ainay an der Rue d'Enghien totsichweigen zu wollen, zumal sie heute den Rang einer Patriarchin unter den vielen Gotteshäusern der Seidenstadt bekleidet. Während des 10. und 11. Jahrhunderts im romanischen Stil erbaut, wurde sie 1106 durch Papst Paschalis II. eingeweiht. Die Fassade beherrschen drei einfache Portale mit leicht zugespitzten Rundbogen und der breite, quadratische, etwas vorspringende Glockenturm mit dem Haupt-



Verf. phot.

Gerona. Der runde Turm der Stadtmauer: Los cuarteles de Alemanes.



Verf. phot.

Bauernhof bei Gerona.



Olot. Vom Ferjal heimkehrende Landleute.

portal, drei Fenstergeschossen und dem Pyramidendach, an dessen Basis vier Eckspitzen, wie die Ohrmuscheln eines Pferdes aussehend, aber wohl die Hörner des römischen Sargdeckels nachahmend, auffallen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Friese und primitiven Verzierungen über den runden Fensterbogen des Turmes und das Kreuz unter dem höchsten Geschosse. Sie alle bestehen aus schwarzgebrannten Ziegelsteinen, welche in die weißen Quadern des Bauwerks hineinzeliert worden sind. Das Innere zeigt fünf Schiffe, die Kuppel wölbt sich über vier mächtige, aber einfache Säulen aus Granit, die einem Augustustempel entstammen sollen. Sie ist der Anlage nach ein Oktogon — die Bogen überspringen die Ecken — und enthält vier über Kreuz stehende Fenster. Das Mittelschiff rundet sich wie eine Tonne.

Lyon begann mir gefährlich zu werden, wie dem göttlichen Dulder die Sirenen, nur daß diese schöne Stadt, das Moskau Frankreichs, meine Augen faszinierte:

„ . . qui ne voit la ville de Lyon,
Aucun plaisir à ses yeux il n'octroie.“

Aber sie konnte mich auf die Dauer meinem Wanderkameraden, dem Frühling, nicht abspenstig machen, und so hatte ich eines Morgens ein Billett nach Tarascon in der Tasche.

Und Welch ein Tag! Heiter und wonnig, wie ihn die Götter liebten. An den Pappeln flatterte das junge, bräunlichgrüne Laub empor und floß gleich lichtgrünem Schaum an den Weiden hernieder. Der Pfirsich hüllte unabsehbare Flächen in sein rosiges, duftiges Gewand, und wo die noch kahlen Reben standen, leuchtete der Boden in bunten Farben. Das Korn ließ sich vom leichten Winde kosen, und die Wiesen prangten im ersten Blütenschmuck. — Alles Kultur; der Wald hat sich in die Schluchten zurückgezogen. Nur die Dörfer haben nichts Lachendes: grau die Mauern, fahlgelb die Ziegeldächer. — Vienne am

Fuße von sieben Hügeln, eine uralte gallische Stadt mit gut erhaltenem Augustustempel liegt hinter uns; der dreispitzige Montpilat (1434 m), Frankreichs Rigi, taucht rechterhand auf, und bald zeigen sich am östlichen Horizonte die noch schneebedeckten Ausläufer der Alpen Savoyens und der Dauphiné. Mit dem prachtvoll am rechten Ufer der Rhone gelegenen, von pittoresken Bergen überragten, stolzen Tournon haben wir eines der schönsten Bilder unserer Fahrt genossen. Der Himmel färbt sich immer festlicher blau, die sommerlichen Wolken des Südens erscheinen und Zypressen und blühender Laurustinus. Auch Chateauneuf du Rhône, Passage du Robinet und besonders Douzère, das sich hoch oben auf einem isolierten Fels aufbaut, fanden laute Bewunderung. Die Zypressen bilden nun überall lange Reihen, die schwarzgrünen Wänden gleichen, an denen — welch wundervoller Gegensatz! — Säume blühender Schlehenhecken entlang laufen. Orange. Das Schneehaupt des Mont Ventoux (1900 m). Das Land ein silbrig schimmernder Olivenwald. Avignon, das Babylon der Päpste. Tarascon.

Eine Laune ließ mich hier aussteigen, aber sie entsprang einem Zuge meines Wesens, der mich oft geleitet hat. Es war für mich immer ein eigentümlicher Reiz, den Boden einer mir lieb gewordenen Dichtung zu betreten. Thale und das Bodetal liebe ich eigentlich erst so recht, seitdem ich Fontanes „Cécile“ folge; die Albanerberge hat mir Richard Voß vertraut gemacht, Capri Gregorovius, und das schöne Bünden C. F. Meyers „Jürg Jenatsch“. Ich besaß eine Vorliebe für Japan, aber keineswegs durch seinen großen Krieg mit Rußland, sondern seitdem ich Rudolf Lindaus „Kleine Welt“ und „Sedschi“ kannte. Und so zog mich Alphonse Daudet nach dem armen, krummen, winkligen Tarascon, an dem der Name des Hotels, in das ich nun schritt, das glänzendste war: „des Empereurs“! Und ich suchte dort Tartarin.

Zunächst machte ich freilich die Entdeckung, daß sich Frankreich im Zeichen der „Wiedergeburt des Patriotis-

mus" befand; denn das dienende Personal meines Gasthofes war keineswegs besonders liebenswürdig, und in einem Restaurant, in dem ich gelegentlich vorsprach, fragte mich der Wirt bissig, ob ich Magdeburg kenne, was ich verneinen mußte; und als ich mich höflichkeitshalber erkundigte, welches Interesse er an dieser Stadt nähme, erzählte er mir ingrimmig, wie er dort kriegsgefangen gesessen und weder bis zum heutigen Tage die miserable Verpflegung noch die brutale Behandlung vergessen könne. In Perpignan erlebte ich ein ähnliches Abenteuer, nur vertrat Magdeburg Torgau, und das Opfer besaß mehr Humor, trotzdem es diese Festung infolge eines mißlungenen Fluchtversuches recht gründlich kennengelernt hatte. Es ist jammerschade, wenn auch verständlich, daß uns das schöne Frankreich, in dem es sich so angenehm lebt, nur eine frostige oder gar widerwillige Gastfreundschaft gewährt und man sich mit einer ausgesprochen deutschen Physiognomie immer ein bißchen — wenigstens in den mittleren und kleineren Orten — geniert vorkommt. Jedenfalls würde ich, der ich mich ganz gern unter das Volk mische (wie man zu sagen pflegt!), keinem Landsmann raten, sich der III. Klasse anzuvertrauen. — Das schrieb ich 1912. Was wird ein Reisender erst heute berichten?

Wahrhaftig, wenn ich die Straße vom Bahnhof zur Stadt ausnehme, ist Tarascon, dessen Schatten in den gewaltigen Rhonefluß fallen, das armseligste Nest. Die Straßen sind ausnahmslos krumm: sie beschreiben Kreise, Ellipsen, Parabeln und das Zickzack des Blitzes, aber keine gerade Linie. Die hohen Häuser gleichen sich wie ein Ei dem anderen: schmucklose und nüchterne, grau oder gelblich getünchte Fronten mit sehr großen Fenstern, die bis zum Dache durch graue, einfache Bretterläden verschließbar sind. Am hübschesten ist noch die Rue des Halles mit ihren Laubengängen. In der Kirche stecken große Nummern an den jüngst inventarisierten, schief hängenden Bildern und verunzieren den feierlichen Raum. Die originellste Sehenswürdigkeit der Stadt, la Tarasque, ist ein ziemlich scheusäliges Gebilde, nämlich die riesige

Nachbildung eines an der Bauchseite abgeplatteten Fisches, etwa vom Typ des Kofferfisches, mit fratzenhaftem Menschenantlitz, dem zu Ehren alljährlich ein Volksfest veranstaltet wird. Sein Kultus soll bis in die keltische Zeit zurückreichen.

Trotzdem blieb ich zwei Tage, denn sowie man den Fuß aus dem Städtchen gesetzt hat, wird es schön und großartig. Da flutet der Strom, durch eine Insel geteilt, in zwei gewaltigen Armen hin. Hier spiegelt sich das trotzige, weiße Schloß König Renés I. von Anjou, ein prachtvoll erhaltener, zinnengekrönter Bau mit mächtigen Rundtürmen und wundervollem Matacaneskrantz¹ in den grünen, geschmeidig dahingleitenden Wassern, drüben das halbverfallene Château de Montmorency mit dem hochragenden eckigen Bergfried und die Mauern Beaucaires. In der Provence grünte und blühte es. Oben auf dem Felsen von Montmorency, in dem Kiefern- und Zypressenwalde, der den ehemaligen Burghof und die Terrassen des Schloßgartens besiedelte, rankten gelbe Rosen am weißen Gemäuer. Den Kalvarienberg bei Beaucaire schmückten feine, zwillingsblütige, zwerghafte Narzissen und honiggelbe Ringelblumen, und den Boden der Olivenwälder deckte ein goldiger, blaudurchwirkter Teppich von fremdartiger Wolfsmilch und Perlhyazinthen, der in der sinkenden Sonne wunderbar leuchtete; ein herrlicher Kontrast zu dem Mattsilber der Olivenkronen. Soweit das Auge reicht, Ölbäume. — Oliven und Zikaden, Sonnenschein und Mistral (Nordwind), das ist die Provence! Aber jetzt war es nur ein leichtes Lüftchen, welches die Düfte von Weidenkätzchen herzutrug. Auch die Oliven blühten, und die Umfassungsmauern der Frucht- und Ölbaumgärten hat-

¹ Spanisch *matacanes*, französisch *mâchicoulis*, sind durchbrochene Konsolen, welche friesartig mittelalterliche Türme und Kastelle umsäumen, eine überhängende Brustwehr tragen und außerdem zur Verteidigung dienen, indem man durch ihre Öffnungen von oben Geschosse, siedendes Öl u. a. herabsandte.

ten sich mit purpurnem Erdrauch und roter Breitfrucht (*Platycapnos spicatus*) geschmückt.

Noch stiller, man möchte sagen verwunschener, war das alte *Beaucaire*. Kein Laut, keine Menschenseele in den engen Gassen, in denen man sich so leicht verirrt, und doch war der Markt einst ein Stapelplatz der Welt, berühmt durch seine Rauchwerkmesse. Die Felle und Pelze kamen zu Schiff sogar von Rußland hierher. *Beaucaire* war Umschlaghafen für die Mittelmeerfahrer. Die Eisenbahn hat seine Bedeutung vernichtet. Heute entlockt ein Orangenverkäufer dem Gehäuse einer großen Meeres- schnecke schrille Töne, wo einst die Vertreter aller möglichen Nationen des Abend- und Morgenlandes lärmende Börsen abhielten. — Welch ein faules Leben der Strom führt, selbst hier noch so nahe seiner Mündung! Wo bleiben die schmucken Passagierdampfer, wo die schweren Böcke, von schwarzen, schnaubenden Ungetümen geschleppt, wo die blanken Segel? Was muß unsere Weser schon bei Hameln dagegen alles mit ihrem schmalen Rücken leisten! Und gleich zwei Dornröschenstädte dicht beinander an den Ufern dieser großen Wasserstraße! — Ob es in *Tarascon* noch *Tartarins* gibt? Ich zweifle nicht daran. Vor wem sollten sie geflüchtet sein? Vor der neuen Zeit? Von der drang kein Hauch in diesen schlummernden Knotenpunkt von drei oder vier Bahnlinien am *Rhonestrom*.

Am Morgen des 21. März setzte ich meine Fahrt nach *Perpignan* fort. Die Hoteldomestiken hatte die schöne deutsche Sitte des Trinkgeldgebens mit dem Prussien halb und halb versöhnt. Der französische Tourist weiß sich bekanntlich sehr zu beherrschen. — Bis gegen *Nîmes* dehnt sich der Olivenwald der *Provence* mit den zerstreuten Kiefernainen und den hohen Zypressenwänden, welche die Felder gegen das Wüten des *Mistrals* schützen sollen. Man sieht überall Gehöfte, aber kaum Dörfer. Von *Nîmes* ab ist alles Wein, und hinter *Montpellier* trieben die niedrigen Stöcke das erste Laub. Breitwipfelige *Pinien*

erscheinen, Herolde des Meeres; und siehe, bei Cette hebt sich sein endloser, glatter Spiegel empor, von Booten mit breitem, dreieckigen Segel belebt. Wir fahren nun mitten im Wasser auf einem Landstreifen dahin zwischen dem Etang de Thau und der See. Auch diese schmale Erdschwelle, welche die salzige, vom Meere abgeschnittene Lagune als ein Damm begrenzt, trägt Reben, kaum fußhohe, knorrige Gebilde, denen man die Laubperücke und Traubenlast nicht zutraut, welche sie erzeugen werden. — Der Frühling wächst. Die Wiesen sind voller Narzissen, und die Gräben umhegen weiße Schwertlilien. Agde mit hoher Warte und Zinnenburg, Beziers mit dem prachtvollen, reich mit Zinntürmen ausgestatteten, hochgelegenen Bau am Orb. Narbonne — landeinwärts gleiten mächtige Schneeberge vorüber —, und dann befinden wir uns abermals im Wasser, jetzt zwischen zwei Etangs, an deren Ende der malerische Küstenort La Nouvelle, ein entzückender Badeplatz, liegt. Bald folgt Rivesaltes mit trotzigem Bergfried, und nun erscheint behäbig breit dahingelagert der Canigou (2790 m), das schön geformte Haupt noch verschneit und vereist. Wir sind am Ziele: Perpignan.

Im „Hôtel de France“ sprach man spanisch, und ich war glücklich, wieder die mir so vertrauten kastilianischen Laute zu hören. Die Stadt ist von katalonischem Gepräge, aber zierlicher und eleganter. Die feinere Abart verkörperte sich gewissermaßen in dem überaus graziösen Eisengeflecht, welches den Stumpfturm der Kathedrale mit einer luftigen Krone abschließt. In Katalonien ist dieses charakteristische Glockengestell robuster. Perpignan, ein freundliches, heiteres und lebhaftes Städtchen, besitzt etliche Sehenswürdigkeiten, wie die Kathedrale mit dem einzigen, mächtigen Schiff von gewaltiger Gewölbespannung, den Zwinger, ein mittelalterlicher Backsteinbau, von einem Straßentor durchbrochen, und die Lonja (Börse) mit anmutigen Fenstern. Da es Donnerstag war, hatten die Priesterschulen, von denen wir glauben, daß sie nicht mehr existieren, Ausgang. Die Knaben trugen Uniformen wie

Liftboys. Der Tag war ungemein warm gewesen, und bei meinem Einzuge in die Stadt, so zwischen 3 und 4 Uhr, brannte mir die Sonne auf den Rücken. Jedoch am folgenden Morgen brannte in den Wartesälen der Bahnstation ein Feuer. — Heute war Gerona die Losung. Um den Grenztrubel zu vermeiden, hatte ich mir einen Lokalzug ausgesucht. Die Landschaft gleicht zunächst einem großen Garten, in dem viel Artischocken gezogen werden. Ihr König bleibt, trotzdem sie gebirgiger wird, da wir die Ausläufer der Pyrenäen schneiden, der Canigou. Die Orte rechts und links sind uralte römische Niederlassungen, und Höhen und Felsen starren von wehrhaften Türmen, Zeichen der kriegerischen Vergangenheit. Wiederum decken Oliven und Pinien die dünnen, oft terrassierten Gelände, Aloe säumt die mageren Felder, und blütengelbe Büsche wie Goldregen verhüllen das Gestein. Argelès-sur-Mer mit hoher Warte, das malerische Port-Vendres, der Venushafen der Alten, das weinberühmte Banyuls, mir durch seine zoologische Station bekannt, Cerbère, der Tunnel dels Belliustres, und wir sind mit Port-Bou, dem Ochsenhafen, in der Heimat Don Quijotes und Sancho Panzas.

Wie liebenswürdig die spanischen Zollbeamten im Gegensatz zu den französischen sind! Rasch noch etwas Geld eingewechselt, mit einem Fläschchen Wein dem neuen Lande ein stilles Glückauf! gebracht, und weiter ging's, wiederum in einem Personenzuge, nach Gerona. Ich hatte den ganzen 2.-Klasse-Wagen für mich. In Llansá begann es leise zu regnen. Den Ort überragt der Kirchturm als ein mächtiger Bergfried. In diesen Gegenden hat die Kirche oft als Zitadelle in den Kämpfen gegen die Sarazenen dienen müssen. Die Liliputreben versinken scheinbar im Boden, die Oliven sind zu wahren Riesen herangewachsen und gesellen sich zu ausgedehnten Wäldern. Das Korn läßt schon die Ähren sehen. Die Ortschaften, fahlgraugelb, heben sich kaum von der Scholle ab. Nun erscheinen die Schöpfräder, altertümliche Göpel, von Maultieren oder Eseln bewegt. Hier und dort blinkt eine rote, hängende Zipfelmütze, die Baretina, und die

Leute auf den Stationen tragen Alpargatas, Pantoffel-
sandalen — wie in Südamerika — und eine farbige Leib-
binde. — Figueras. An der Bahn harren die Diligencias,
welche zur Küste nach Rosas fahren. Noch etliche Male
verschnauft sich der bequeme Zug, dann erscheint ein
kahler Bergrücken mit gelblichen Festungsmauern, der
Montjuich von Gerona.

II.

Gerona. Olot.

Auf der Oñarbrücke. — Die Kathedrale. — San Feliú. — Das eberne Jahr. — Ferial de Ganado. — Eine Feldmesse. — Vom Essen und Trinken. — Der Purrón. — „Alli ahont veyen un ram . . .“ — Falsche Peseten, „Sevillanos“ und der „Rey simpatico“. — Torre Gironella. — Das katalonische Bauernhaus. — Auf dem Engelsberge. — Nach Olot. — In der spanischen Eifel. — Olot. — Heilige Quellen. — La Fabrica de Santos. — Nach Castellfullit. — El Somatén. — Der Lavasockel von Castellfullit. — Nach Barcelona.

Unter Blitz und Donner hielt ich meinen bescheidenen Einzug in Gerona. Das Baedekerhotel „de los Italianos“ fand ich in einer meines Erachtens erschreckend engen Gasse. Im Vestibül regte sich nichts. Die Fonda hub, wie so manche spanische Herberge, erst im zweiten Geschosse an. Ein wackeliges Faktotum zeigte mir ein geräumiges Zimmer mit einem prächtigen, straffen Bett, das — ein echtes Landeskind, ebenso breit als lang war. Und der Preis? 10 Pesetas. Por dios! Man ließ sich auf 9 erweichen. Die teuerste Unterkunft während meiner sechs Reisemonate im Reiche der Dons! Aber aller Anfang ist schwer, zumal, wenn die Elemente des Himmels wüten. Kaum hatte ich mich ein wenig restauriert, so lachte das Firmament übermütig wie ein Schalk nach einem losen Streiche, und ich verzieh und ließ mich ins Freie locken. Zunächst noch einmal auf die alte Steinbrücke über den Oñar, die ich schon überschritten hatte, als ich vom Bahnhof durch die Vorstadt El Mercadal dem klassischen Boden Gerundas zustrebte. — Man überblickt die Plazuela, aus der sich die Hauptstraße, die Rambla, verjüngt, die hart an den Fluß drängenden Rückseiten unzähliger, bis sechs

Stock hoher Häuser und das an den Galligans grenzende Viertel. Das interessante Bild wird durch die Türme der Kathedrale, San Feliú und San Nicolás, belebt. Fremdartig wirkt es auf uns vornehmlich durch die flachen Dächer, die es einförmig lassen würden, wenn nicht die Häuser bald übereinander wie Gernegroße hinausschössen, bald sich duckten, gleich zimperlichen und verschämten Kindern. In ziemlich gleichartiger graugelber Gewandung ähneln ihre Stirn- oder Rückseiten flüchtig gewaschenen langen Laken, wo nicht Balkon über Balkon mit leichtem Gitterkorbe anmutig vor den hohen Türfenstern klebt und die lebhaft grasgrünen, ultramarinen und zinnoberroten Rohrjalousien herabhängen. Denkt man sich darüber das strahlend blaue Himmelszelt, die mit harten Schatten und goldenen Lichtern zur Rüste gehende Sonne und die berückend klare Spiegelung in den flachen Wassern des Flusses, so wird man den Fremdling verstehen, der nur zögernd seine Schritte weiter lenkt.

Es ist ein winkeliges Nest, das alte Gerona, mit beängstigend engen und manchmal krummen Straßen, deren viele steil die beiden Burgberge hinaufklimmen, an die es sich lehnt. Sein Leben pulsiert in der Rambla mit altertümlichen Laubengängen und jungen Platanen und einem hübschen Blick auf den wuchtigen Kuppelturm der Kathedrale. Morgens findet hier ein gedeihlicher Wochenmarkt statt, gegen Abend füllt sie eine flanierende oder behaglich vor den Restaurationen hockende bunte Menge, in welche die Soldaten vom Gemeinen bis zum höheren Offizier Farbe und Bewegung bringen. Trotz des Gewirrs der Sträßchen erkunden wir mit der Tendenz aufwärts leicht die Kathedrale, zu der wir entweder über die hochgelegene Plaza San Domingo gelangen, oder die gewaltige Freitreppe benutzend, die in 83 Stufen zu der Hauptfassade emporsteigt und uns zugleich einen schönen Blick auf die Stadt und besonders den künstlerischen und eigenartigen Turm von San Feliú eröffnet. Freilich entspricht die angeklebte Renaissancefront mit ihren drei Pfeilergeschossen, über deren Kapitälern sich Frauen- und Männerköpfe ver-

schiedenen Alters hervorrecken — etliche mit herrlichen Schnurrbärten —, wenig dem großartigen Aufgange. Dagegen wohl das gotische Innere, ein einziges majestätisches Schiff von 62 m Länge und 23 m Spannweite, welches sich erst vor der Apsis dreiteilt. Der Hochaltar der Capilla Mayor gehört zu den edelsten Schöpfungen der Silberschmiede- und Triebkunst aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts und stellt in vergoldeten Reliefs das Leben der heiligen Jungfrau dar. In dem südlichen, nischenartigen Portal mit dem breiten, flach gewölbten Bogen sind zu sechs und sechs die Figuren der Apostel, Terrakotten, aufgereiht. Der sich anschließende, unregelmäßige, „mystische Friedseligkeit atmende“ romanische Kreuzgang ist, aus dem 12. Jahrhundert stammend, bedeutend älter als die Kathedrale. Die Rundbogen der Fenstergalerie stützen sich auf Zwillingspaare schlanker, einfacher, aber in den Kapitälern mächtig erstarkender Säulen. Obwohl dieser Dom Grabmäler aus Geronas und Kataloniens mittelalterlicher, großer Zeit von hervorragenden Bischöfen und Markgrafen birgt, gilt doch eher die Stiftskirche Sankt Felix als gerundes Pantheon. Der Turm von San Feliú, ein fein detaillierter Bau, ist das eigentliche Wahrzeichen der Stadt. In der Tat, ein Bild stattlicher Anmut. Der achtseitige, von zierlichen Türmchen umringte, ursprünglich spitze Campanile wurde durch den Blitz der Spitze beraubt und blieb hinfür eine abgestumpfte, schlanke Pyramide. Nur ein hohes Kreuz bildet den Abschluß, was sie aber nicht schlecht kleidet. Der Tempel gehört dem Übergangsstil, d. h. jener Epoche des Ringens zwischen Rund- und Spitzbogen, an, und sein Inneres, welches auf die Seitenkapellen (im Gegensatz zur Kathedrale) Verzicht leistete, präsentiert sich als dreiteilige Säulenhalle. Er wurde im Anfang des 14. Jahrhunderts über heidnischen Katakomben aufgeführt und zum Nationalheiligtum fast weniger durch die Gebeine des heiligen Felix, welche in vergoldetem und bemaltem Sarge über dem Hochaltar ruhen, oder den mumifizierten Leichnam des heiligen Narciso, himmlischen Fürbitters der

Stadt, als durch den Sarkophag, der die Überreste Mariano Alvarez de Castros, des heldenmütigen Verteidigers Geronas gegen die Franzosen Napoleons I., enthält.

Im Rücken der Stadt, dort, wo sie sich mit langer Flanke an die Hügel lehnt, erheben sich noch heute mächtige, von wenigen unscheinbaren Toren durchbrochene Mauern, hier und dort mit trotzigen Türmen, von denen der runde, los cuarteles de Alemanes, deutsches Kasernement, genannte, unfern der Kathedrale, vielleicht der stärkste ist. Türme und Mauern sind schlicht und nur durch einen glatten Saum schmaler Schießscharten gekrönt. Aber sie haben ihren Mann gestanden, wovon nicht allein die Geschichte, sondern zahllose Eindrücke von Kanonenkugeln beredtes Zeugnis ablegen. 1809 war das ernste Jahr, wo Gerona sich mit einer kleinen Besatzung heldenmütig gegen ein französisches Heer von 35 000 Mann sieben Monate lang verteidigte und nur durch den Hunger und Mangel an Munition gezwungen kapitulierte, nachdem die Franzosen 15 000 Soldaten und viel Ruhm und Ehre verloren hatten. Die Seele des heroischen Widerstandes war Alvarez de Castro, der bald nach der Übergabe im Wahnsinn starb. — Im neuen Stadtteile schmückt die Plaza de la Independencia ein bewegtes Kriegerdenkmal zur Erinnerung an jene furchtbare, aber glorreiche Zeit. Auf hohem Sockel steht in Erz hoch aufgerichtet die gebieterische Gestalt des unsterblichen Führers, welcher rücksichtslos über einen Leichnam hinwegschreitet; ihr folgt gebückt ein Soldat mit schußbereitem Gewehr. „A los defensores de Gerona 1808 y 1809“ lautet die lakonische Inschrift.

Um schnell einen Einblick in das Leben und Treiben zu gewinnen, hätte ich's nicht besser treffen können, denn am Sonnabend fand Ferial de ganado, Viehmarkt, bei der Brücke unten im Flußbett des Oñar statt. Die Landleute waren in ihren malerischen Trachten: blauen oder schwarzen Kitteln, schwarzer Sammethose mit blauer

oder violetter, selten roter oder grüner Leibbinde, weißen Alpargatas und der roten Baretina (oft mit schwarzer Einfassung), deren Zipfel an der Seite des Kopfes herabhängt, zahlreich herbeigeströmt, teils auf ihren zweirädrigen, linnenüberspannten Karren, teils zu Fuß, Rindvieh zutreibend. Alles stattliche Gestalten mit scharf geschnittenen, bartlosen, sauber rasierten Gesichtern mit stark hervortretender Adlernase; selbstbewußte Leute. Mittags erschienen viele, so wie sie gingen, mit dem leichten Rohrstab in der Hand, um in unserem fürstlichen Speisesaal mit dem pomphaften Deckengemälde und Blumen- und Fruchtgeranke an den Wänden das Almuerzo einzunehmen, und taten weder verlegen noch unbeholfen. — Die dunkelrote Zipfelmütze scheint übrigens ein Vorrecht der Mannbarkeit, denn die Knaben und Burschen trugen ausnahmslos modische Sportmützen oder steife, schwarze Kappen. — Natürlich hatte der Markt auch allerlei fahrendes Volk angelockt, Geiger- und Mandolinenvirtuosen, Sänger, welche die Luft mit Tönen und Zigarettenqualm gleichzeitig erfüllten, und Quacksalber beiderlei Geschlechts. Voran ein Pflastermann mit wallendem Apostelhaar und dem über und über bepflasterten Bildnisse eines offenbar vielseitig geplagten Menschenkinds; dann eine Ärztin mit zerlegbarer menschlicher Anatomie aus Pappe — sie hatte gerade die Niere vor —, und letzters ein Mediziner, der aus einem mit roten, goldgestickten Decken prächtig drapierten Wagen zum Volke sprach, sein Allheilmittel anpreisend. Auf dem Sitze thronte eine Schlange in Spiritus.

Am Sonntagmorgen wurde auf der Plaza San Domingo, in deren Nachbarschaft ich auch eine Calle de los Alemanes entdeckte, eine Misa de Campaña zur Feier der Rekrutenvereidigung abgehalten, welches Schauspiel ich mir nicht entgehen ließ; denn als Deutscher hat man nun mal für alles Militärische, namentlich des Auslandes, ein gewisses prüfendes Interesse. Auf der großen Freitreppe vor der Kaserne war der Altar aufgeschlagen inmitten grüner Zweige; Fahnen mit protzig glänzenden Silber-

spitzen in den spanischen Farben Rot-Gelb-Rot, Trommeln und Trompeten. Die Stühle für die Behörden, geistliche und weltliche, und die Geladenen bildeten sozusagen Spalier. Nach und nach versammelten sich die verschiedenen Truppenkörper und Gattungen: die Guardia civil in schwarzem, rotgesäumtem Frack, gelbem Lederzeug und steifem, schwarzen, silberbordierten Hut, dessen Krempe vorn und hinten aufwärts geklappt ist, Infanterie in blauen Röcken und roten Hosen mit grauem, goldumrandeten Käppi, Musiker mit ungeheuren Litzen auf den Ärmeln und andere, über deren Ausstaffierung ich nichts notiert habe. Endlich (es wird auch hier verschwenderisch erwartet) erscheinen zwei ältere, reich uniformierte Herren, von denen der eine sich auf einen Bambus stützt und offenbar der Höchstkommmandierende in Person ist. Nun beginnt eine stumme Zeremonie, zu der alles das Haupt entblößt, selbst der General und die Offiziere, nur die Mannschaften nicht. Die Messe geht vor sich, ein Soldat in Uniform tut Ministrantendienste, wahrscheinlich war er früher Monagillo (Meßnergehilfe), und die Musik spielt „La Cena de los Apóstoles“ von Richard Wagner. Die Monstranz wird enthüllt; alles kniet. Es folgt noch „Moros y Cristianos“ von Serrano, und darauf wird die Fahne kompagnieweise von jedem einzelnen unter den Klängen einer befreienden Polka-Mazurka geküßt.

Aber mein nachsichtiger Leser wird eine ganze Reihe von Fragen auf den Lippen haben, deren Beantwortung ihn mehr interessiert als die Feldmesse. Ich glaube sie zu erraten und will mich ihnen gern widmen.

Das erste Frühstück, das *Desayuno*, war nicht allein in Gerona, sondern allgemein kümmerlich. Eine Tasse Milchkaffee und eine trockene Semmel. Butter gibt es hier und dort, aber meistens in ranzigem Zustand. Der Spanier legt keinen Wert auf die erste Kollation, da er spät aufsteht und sich bald beim *Almuerzo* entschädigt. Diese reichhaltige Mittagsmahlzeit wird selten vor 1 Uhr und an kleinen Orten noch später eingenommen, während das *Diner*, die *Comida* — häufig auch *Cena*

genannt — nie vor 8 und meistens erst gegen 9 Uhr beginnt. Beide Hauptmahlzeiten pflegen mit Radieschen, Tomaten, Oliven und einigen Salamischnitten einzusetzen. Das Almuerzo bringt eine Reis- oder Makkaroniplatte, Eier nach Wahl, gebratenen Fisch (oft mit grünem Salat), Ragouts, Beefsteak oder Kotelette; die Comida Suppe, gekochten Fisch oder Krebse, Gemüse, Braten, Geflügel, und beide reichliche Nachtsche. Das Menü wird in einem französisch-spanischen Kauderwelsch abgefaßt; aber es gibt auch Gänge, die einem leidlichen Kenner beider Wortschätze zu raten aufgeben, oder was bedeutet: Butifarra con judios? Wer denkt da nicht an Madame Potiphar und den keuschen Judenjüngling Joseph. Nun: Schwartemagen oder öfters eine mallorquinische Schwartewurst mit weißen Bohnen. Im allgemeinen wird man sich übrigens mit der spanischen Küche über Erwarten befreunden, zumal im Frühling, wo der Markt von herrlichen Gemüsen anschwillt, und besonders dank der prachtvollen Früchte, die im Überfluß zur Verfügung stehen. Das Fleisch läßt an Zartheit selten zu wünschen, jedoch trifft die Zubereitung mit Öl nicht jedermanns Geschmack. Erst allmählich und namentlich im Süden stellen sich die Mängel heraus und macht sich die Einförmigkeit der Karte fühlbar. — Übler steht es um die Getränke und besonders den von uns so sehr geschätzten Gerstensaft. Auf jeder westindischen Insel und in jeder einigermaßen bevölkerten südamerikanischen Stadt fabrizieren deutsche Meister heute einen ganz erträglichen Stoff; in Spanien dagegen habe ich nur zwei als Bier, Cerveza, bezeichnete Gebräue kennengelernt, die den Namen einigermaßen rechtfertigten. Leider sind diese beiden Marken nicht die verbreitetsten. Wer sich also seinen Magen nicht mit Salizyl verderben will, wird, wenn er zweifelhafte Kognaks und Bittere verschmählt und nicht auf Wein zurückgreifen möchte, mit einem Bulado, einer schaumigen Zuckerstange, die er in ein Glas Wasser taucht, sich bescheiden müssen, oder einem Café negro. Die übliche Schale „Schwarzer“ besteht aus einer vollen Tasse und einem

etwa halb angefüllten Glase nebst fünf säuberlich in Papier gewickelten Stücken Zucker und einer kleinen Karaffe mit Rum. Letzterer wird in das mäßig gefüllte Glas entleert. Das alles kostet 25 bis 30 Centimos. Mit dieser einzigen Zehrung werden Stunden bei Karten und vorzüglich Domino, dem beliebtesten Spiele, versessen. — Außer den großen Restaurants mit den frostigen Marmortischen gibt es Weinschenken mit langen Fässerreihen, die zugleich Niederlagen, Bodegas, sind und an die viel besungenen Osterien Italiens erinnern, aber gewissermaßen noch nicht den Adel oder die Patina jener uralten Wallfahrtsstätten trinkfroher und oft berühmter und erlauchter Fremder erworben haben. Sie harren noch der Entdeckung und Erweckung zu einem höheren Dasein. Wer sie beglücken will, suche nach einem grünen oder verdorrten Pinienzweig oder -wipfel über den Türen und kehre ohne Zaudern ein:

Alli ahont veyen un ram,	Winkt dir ein belaubter Ast,
Senyal que venen mam ¹ !	Gönne dir zum Trinken Rast!
Alli ahont veyen un pi,	Wo eine Pinie du erblickst,
Senyal que venen vi!	Man sicher dich mit Wein erquickt!

Ich mache den Wagemütigen aber auf den schwer zu umgehenden Gebrauch des Purrón aufmerksam, die katalonische Gießkanne, mit einem weiten, trichterartigen Einguß und dem lang und fein ausgezogenen Ausguß, mittels dessen man sich den Wein aus hoch erhobener Hand in langem, dünnen Strahl in den leicht geöffneten Mund zielt. Diese Art will unbedingt erlernt sein, und die zähnefletschenden Trinker wirken nicht gerade ästhetisch. — Für Verliebte ein gefährliches Unterfangen! Vorläufig bin ich indes leider überzeugt, daß der Patron oder Amo, wie man hier lieber sagt, wenig Verständnis für die Ehre unseres Besuches zeigen wird und uns vielleicht mit der Herausgabe eines falschen Geldstückes dankt. Damit bin ich bei einem recht wunden Punkt des spanischen Reiselebens angelangt.

¹ Mam, Naturlaut, das erste Wort, welches das Kind lallt, wenn es Hunger hat, bedeutet alles Trinkbare. — Katalonische Mundart.



Castellfullit.



Barcelona. Rambla de los Estudios.

Ich kannte einen Herrn, der für einen zweimonatigen Aufenthalt in Katalonien und auf den Balearen, die er alljährlich zu besuchen pflegte, mit dreißig falschen Peseten rechnete und so eine recht stattliche Sammlung von Falsifikaten erworben hat, diese Plage aber ebenso resigniert wie die Moskitos hinnahm. An falschen, aus minderwertigen Metallen geprägten Stücken kommen die Ein- und Zweipesetenstücke in Frage, welche ihr blecherner Klang und mindere Sprungfähigkeit entlarven. Ein echtes Stück muß sachgemäß, auf eine Steinplatte geworfen, mindestens ein drittel Meter erhüpfen und lieblich dazu tönen. Viel schwieriger und für den Fremdling nahezu unmöglich erweist es sich, einen falschen, aber gleichwohl echt silbernen Duro als solchen zu identifizieren. Mit der Ausgabe derartiger Fünfpesetenstücke befaßt sich seit Jahren eine anonyme Gesellschaft in Sevilla, und deshalb werden dieselben im Volke als „Sevillanos“ bezeichnet. Man behauptet, die Kassen der Bahnbillettausgaben seien mit ihnen zu Nutz und Frommen des einfältigeren oder pressierten Publikums vorsorglich gespickt. Die Sevillanos erreichen den höchsten Prozentsatz unter den Duros mit Alfonsos XIII. Kinderbildern, jenen mit der nackten Brust — beim Sevillano ist sie kräftiger vom Grunde abgesetzt und gewölbter —, dem kindlichen Lockenkopfe und jenem schon knabenhafteren mit dem über der Stirn gestäubten Haar. Nur eine einzige Ausgabe verschonte die geheime Konkurrentin des Fiskus: die mit dem Bildnis König Amadeos (1870—73), der sich darum noch nachträglich den schönen Zunamen „Simpatico“ erworben hat. Der „sympathische König“, weil seine Effigiés keine falschen Duros ziert! Auch ein Verdienst! Zum Trost möchte ich aber hinzufügen, daß die Sevillanos, deren Anzahl Legion ist, im allgemeinen und namentlich in den Hotels keinen Anstoß erregen. Vorsichtiger sind die öffentlichen Kassen, und am argwöhnlichsten — die Schalterbeamten der Bahn.

Das Dreieck, welches die Rios Oñar und Ter bei ihrer Vereinigung bilden, umschließt einen Zierpark, la Devesa, auf den die Geronesen stolz sind, der aber dem Westeuropäer wenig bietet. Dieser wird es vorziehen, die Calle Pedret am Ter hinunter durch die malerische Vorstadt zu wandeln, in der manche Häuser ein „agua picante“, ein prickelndes Wasser, anpreisen, das am Fuße des Montjuich hervorquillt. Der Ter ist hier breit wie ein kleiner See und ebenso still, und die reizvolle Umgebung, das malerische Bergdorf Sarriá und der Schneegipfel des Canigou, spiegeln sich darin. Oder er wird durch die Deutsche Straße und die Festungsmauern den Berg hinan zu dem zierlichen Fort Torre Gironella steigen und eine allerliebste Miniaturfestung entdecken. Nichts fehlt. Den etwa 2 Meter tiefen, ausgemauerten Graben überspannt eine Zugbrücke, das Tor führt in den Hof, welchen eine starke Mauer umhegt, die drei im Grundriß trapezförmige 4 bis 5 Meter hohe Türme schützen. Der Kern ist ein gewichtiger Rundturm mit Zinnenkranz und Schießlöchern. Das Dingelchen ist vorzüglich erhalten und bildet ein nicht ganz regelmäßiges Heptagon. Vom Castillito aus bieten sich die Befestigungen Geronas vorzüglich dem Auge dar. Die Stadt verschwindet zum Teil hinter den hohen Mauern, aber mächtig ragt die Kathedrale empor und der Turm von St. Felix. Darüber hinaus die fruchtbare Ebene des Ter und der Fluß selbst, die welligen, mit Pinien bedeckten Hügel und eigentümliche Berghäupter, welche eine allseitig schroff abfallende, wie aus senkrechten Säulen zusammengesetzte Felsplatte gleich einer Mütze bedeckt. Näher das freundliche Sarriá, die fahlen, ausgedehnten Ruinen des Montjuich, und ganz in der Ferne die Pyrenäen, in Weiß und Blau verschwimmend, aber klar und leuchtend der Canigou. Drunten üben die Soldaten nach eigenartigen Trompetenklängen; einige Priester, die man niemals allein, sondern mindestens zu zweien erblickt, und ein paar Nönnchen — natürlich auf anderem Pfade — genießen die stille, sonnige Morgenfrühe. — Etliche gravitatische Schwarzröcke, die sich von fern wie cuervos,

Raben (so sagte mein Wirt!), ausnehmen, gehören zu den unerläßlichen Requisiten der spanischen Landschaft.

Aber es zog mich weiter hinaus, und so benutzte ich den Sonntagnachmittag zu einem Spaziergang zum Monte de los Angeles. Ich passierte das Örtchen San Daniel mit einem freundlich gelegenen Kloster und erfreute mich an den junggrünen Hecken, in denen Sternblumen (*Stellaria holostea*) üppig blühend wucherten. Dann folgten zerstreute Gehöfte, alle von gleicher Bauart. Ihren Kern bildet ein feuersicherer Tunnel aus Stein, um welchen sich das Haus aufbaut, d. h. die Wohnräume und Stallungen. Das Gewölbe birgt die Ernte als den größten Schatz. Das Dach pflegt einen sehr niedrigen Giebel zu besitzen. Niemals wird man die offene, erhöhte und oft von hohen Pfeilern eingefasste kreisrunde Tenne vermissen und eine oder mehrere Strohdienen. Die Bauernhäuser passen sich, da ihnen irgendwelcher Anstrich abgeht, der Farbe des Erdreichs an, namentlich durch die halbgebrannten, fahlgelblichen Dachziegel. Es gehört viel Sonne dazu, ihnen ein freundliches Antlitz zu verleihen. Welcher Gegensatz zu Menorca! — Die Hänge standen im Schmuck unzähliger Perlhyazinthen, mancherlei Knabenkräuter, wie der braunen Frauenträne (*Ophrys fusca*), und schöner Wolfsmilchgewächse, welche in der Frühlingsflora Südfrankreichs und Spaniens eine hervorragende Rolle spielen. — Den Engelsberg bedecken ein gemischter Busch und, am Fuße vereinzelt, auf seinem Rücken in Hainen und Wäldchen, Oliven, Pinien, Stein- und Korkeichen. Das Laub der immergrünen Eichen umhüllt die Krone oft wie der Mantel einer Glocke, so daß das Geäst im Innern wie ein schwarzes, kahles, reich verzweigtes Gerüst in allen Teilen sichtbar ist. In dem gestrüppartigen Unterholz drängt sich vielerlei zusammen. Vor allem baumartige Heide (*Erica arborea*), schon jetzt in weißer Blütenpracht prangend, und die so weit verbreitete Mata, der Mastixstrauch (*Pistacia lentiscus*), mit immergrünen, lederharten Blättern und unscheinbaren, rötlichen Blütenständen, denen im Spätsommer rote Beeren folgen. Wir werden diesem

Busche oder Bäumchen mit dem wohlriechenden Harz auf unserer Reise immer wieder begegnen; aus seinem Holze macht man Zahnstocher. Ferner Stechginster (*Ulex europäus*), schon im Verblühen begriffen, die dornige *Calycotome spinosa* in orangefarbener Blütenpracht, blühender Rosmarin und Lavendel, Edellorbeer und Stechpalme. Dazwischen eine bunte Welt von Kräutern: Sonnenröschen, Potentillen und Globularien, die honiggelbe Ackerringelblume (*Calendula arvensis*) schwertblättriges Zimbelkraut (*Cephalanthera xiphophyllum*), unser männliches Knabenkraut und ein reizendes Zwiebelgewächs mit langgestielten, glänzend blauen Blütensternen (*Aphyllanthes monspeliensis*).

Die Landschaft befremdet durch ihre Einsamkeit und beinahe beängstigende Stille. Kein Vogelschrei, kein Menschensang, nicht mal das Zirpen einer Grille. Im Tal erkenne ich mit dem Feldstecher an den schwarzen Soutanen und weißen Bäffchen ein paar Hermanos Cristianos, die, wie ich, Pflanzen sammeln. Der trotz der leuchtenden Sonne schwermütige Eindruck wurde noch vermehrt durch die häufigen Ruinen verfallener Gehöfte, von denen sich oft nur der Tunnel erhielt. — Ich genoß den wundervollen Blick zwischen Montjuich und Burgberg durch einen Rahmen silberstämmiger Pinien auf die Kathedrale und den schönen Turm von San Feliú, die Terebene und das Gebirge, eigenartig magisch durch die seltsame Abendbeleuchtung: der Himmel erschien am Horizont grün und durch goldene Wolkenwellen getrennt in Abstufungen höher und höher grünblau wie Türkis, dann blau und schließlich im Zenit tief dunkelblau. Der Heimweg wurde lebhafter. Die Frösche quakten, und zwar ein solch virtuosos, gutturales R, als ob sie ihren Namen ‚rana‘ üben wollten.

Am Morgen nach diesem schönen Feiertage (25. März) fuhr ich nach Olot, 55 Kilometer nordwestlich, den Pyrenäen entgegen. Es war ein wolkenloser, aber kalter Tag; ein beinahe eisiger Wind strich durch das Tal des Ter, dem wir folgten. Er trug uns den starken Duft der blühen-

den Rapsfelder zu. Wie entzückend und üppig an Farben und Gedeihen war das Land rechts und links! Wo das goldene Leuchten des Winterrapses erlosch, blühten schon weiße Lupinen und rosenrote Esparsette, die man hier Trapadella nennt, und weite Strecken deckte der blaßviolette Blütenschleier der unserer Nachviole ähnlichen Rabes (*Raphanus sativus*). Wie ein zartes, weißes Spitzengewebe säumte die Äcker und den Bahndamm ein zierlicher Kreuzblütler (*Eruca muralis*). Und dazwischen roter Mohn! Das Korn stand in Ähren. Die Bahn bietet liebevolle Blicke auf den grünen und von Grün umhegten Terfluß und begleitet sein rechtes Ufer, bis sie ihn zwischen den Orten Anglés und Amer kreuzend verläßt und der Riera de Amer folgt, deren hohe Böschungen mehrere Schichten prächtiger Basaltsäulen aufbauen. Die Fahrt erinnerte mich wiederholt an jene von dem malerischen Seestädtchen La Serena nach dem Gebirgsorte Elqui im nördlichen Chile. Wie dort die Kordillere, leuchteten hier die Spitzen der Pyrenäen am tiefblauen Himmel. Aber auch den Schienenstrang begleiteten frappierende Gipfel und pittoreske Ketten, wie die „Mützenberge“, von denen sich ein besonders mächtiger bei der den Ter überschreitenden Brücke von Bonmati in das Panorama hineinschiebt — wie ich annehme, besteht die Kappe aus Dolomit —, der imponierende Puig Sacalm mit zerklüftetem, schroffen und mächtigen Felskamme und die zackige Sierra de la Santa Magdalena. Aus den frühlingfrohen Feldern, auf denen auch Reben und recht häufig Haselnußbäume (leicht an ihrem dunklen, glanzlosen Laub kenntlich) gezogen werden, ragen die Städtchen empor, die sich einen niedrigen Hügel als Sockel ausgesucht haben: Bescano mit der malerischen Kirche und dem fünfspitzigen Glockenturm, das gelbgraue Amer von der fahlen Farbe des Erdbodens, bekannt durch heilkräftige Quellen, La Salud de San Felipe, Las Planas mit der weithin sichtbaren Tuchfabrik und der schönen Villa des Eigentümers, San Feliú de Pallarols, San Miguel de Pineda, San Estéban de Bas und noch andere, von Pappeln und Pinienhainen,

Ende A

Mandeln und Pfirsichen mehr oder minder versteckte, denen ein Heiliger Gevatter stand, mit viereckigem, plumpen Glockenturm, wenig gepflegten Häusern mit Loggien und einem Kranze von Strohdienem (pageses).

Im Bahnhof Olot fand ich's heiß, und ich wäre beinahe in einen der 4 oder 5 Hotelomnibusse geschlüpft, aber ich blieb meinem Grundsatz getreu: erst befinden, dann binden. Gottlob! nahm mich eine schattige Allee auf, und in den schmalen Gassen herrschte die angenehmste Kühle. Es sollte jedermann bekannt sein, daß die auffallend engen Straßen der südlichen Städte eine Anpassung an das heiße Klima sind. Sie wirken wie Kamine. — Mein Hotel fand ich im Mittelpunkt, der Plaza nahe, von drei schmalen Gäßchen begrenzt. Es heißt „de Europa“ und wurde mittels einer engen Stiege erklimmen, die beinahe unvermittelt in die großen Comedore führte. Welche Überraschung boten diese hellen, luftigen Säle und nicht minder das freundliche, mir angewiesene Zimmer! Der alte „Ober“ redete mich zunächst hartnäckig französisch an, so daß ich ihm schließlich ärgerlich bedeutete, ob er kein Spanisch verstünde — anderentags kam ein Franzose, und da mußte ich den Dolmetscher spielen! Hier wohnte, speiste und trank ich für 6,50 Pesetas und nicht minder gut als in Gerona.

Olot liegt in der spanischen Eifel, nämlich einem Gebiet erloschener Stratovulkane und ausgedehnter basaltischer Lavaströme, und gehört somit zu den geologisch interessantesten Gegenden der Iberischen Halbinsel. Ich sprach von erloschenen Vulkanen und meine damit, daß sie weder Feuer speien noch rauchen. Die Zeit ihrer Tätigkeit liegt weit zurück, in der Tertiärperiode, in welcher die Erde, nachdem sie, während sich die Riesensaurier auf ihr tummelten, gewissermaßen geschlafen hatte, wieder aufwachte und von neuem eine gewaltige vulkanische Tätigkeit entfaltete. Nicht wohl der Mensch hat ihre Schauer empfunden, jedoch mögen die ausgestorbenen Riesensäuger vor manchem Getöse, Flammen und Aschregen geflohen sein. Indessen rumort es auch heute noch

in den Tiefen von Olot, denn stoßweise fährt aus Spalten und Kanälen gleich einem schweren Ausatmen ein kalter Luftstrom. Solche, Bufadores genannte Öffnungen befinden sich in der Peripherie des Städtchens selbst, sind aber nicht ohne weiteres zugänglich, da die Leute ihre Häuschen bzw. Keller mit Vorliebe über denselben erbaut haben. — In der Umgebung Olots sollen 14 eruptive Schuttkegel existieren, zum Teil mit wohlerhaltenen Kratern. Eine Anzahl der niedrigen, isolierten, oft einem riesigen Maulwurfshaufen ähnlichen Hügel erblickt man von einem beliebigen Punkte außerhalb der Stadt. Sie sind vielfach mit Oliven und Pinien bedeckt und von einer Warte gekrönt. Der nächste und bequemste ist der Calvario, und diesen stieg ich den Passionsweg hinan. Den Gipfel okkupieren ein Kastell mit zwei Bergfrieden, in welches eine Kirche hineingebaut wurde, und der Krater, eine wenige Meter tiefe, aber sehr umfangreiche, kreisförmige Einsenkung mit dem lichtgrünen Teppich eines Kornfeldes. Gegen Norden breitet sich ein bewegtes, aber keineswegs wildes Gebirgs Panorama aus, dessen Abschluß die Pyrenäen bilden.

Jenseits des Monte Olivos — eines der Vulkane — erheben sich die gesägte Kette der heiligen Magdalena und andere phantastische Berghäupter. Am Calvario ruht der stille Zypressenfriedhof, und noch tiefer, in der fruchtbaren Ebene des Rio Fluviá, dehnt sich die weiße, freundliche, wachsende Stadt, in deren Umkreis ich bereits sieben Fabrikschlote zählte. Olot nimmt lebhaften Anteil am industriellen Wettstreit der katalonischen Städte und macht trotz der engen Gassen mit den fußbreiten Steigen, welche abends die Bewohner durch ihre Stühle, auf denen sie ausruhen und plaudern, versperren, einen viel belebteren Eindruck als Gerona. Die geräumigen Wirtschaften sind überfüllt von Domino- und Kartenspielern, welche letztere sich am „Canario“ oder „Burro mallorquin“ ereifern. Gegen 11 Uhr wird Schicht gemacht. Das ist die Stunde, wo an jeder Ecke der Plaza ein altertümlicher Nachtwächter mit Hellebarde und Laterne auftaucht, und wo

sich die vier, ihre Lichter zum Gruße schwingend, gegeneinander verneigen und auseinandergehen, um ihre Reviere aufzusuchen. Daß sie wachen, hören wir, denn sie rufen Stunde um Stunde und auch das Wetter ab, durch die Straßen singend: „Alaoda sea Dios; las doce; el cielo esta sereno“ — „Gelobt sei Gott, der Herr; die Uhr hat 12 geschlagen; der Himmel ist heiter“. Meist ist er in der That heiter, und darum nennt man die Nachtwächter serenos. Bei uns freilich würden sie wohl nublados oder lloviendos heißen, da sie in der Hauptsache nur zwischen Bedeckt und Regnerisch abzuwechseln hätten.

Am nächsten Morgen hatte mein Wirt, ein Don Ramon, die Liebenswürdigkeit, mich zu einem Spaziërgange aufzufordern. Es war entzückend schön. Wir erfreuten uns an den schmucken Rekruten, welche auf der Landstraße, die ihnen den Exerzierplatz ersetzt, schon tüchtig gedrillt wurden — die bloßen Füße steckten in zehenfreien Alpargatas —, und wanderten durch die reiche Flur einem sommerlichen Ausflugspunkte zu, einer Fuente, einem Quell. Die Umgebung Olots ist reich an sprudelnden Wassern, die sich durch gleichmäßig niedrige Temperatur und mineralische Beimischungen auszeichnen. Die Quellen sind, von lieblichen Gehegen umgeben, beliebte Ausflugsorte. Und so war auch die Fuente, welche wir erreichten, ein knospender Haïn von Eichen, Buchen, Platanen und Tränenweiden — Sauces llorones — mit schon grünen Strähnen und Grotten und Brüstungen aus rotbraunen, vulkanischen Gesteinsbrocken. Das herrliche Wasser ergießt sich aus kupfernen Röhren in gefällige Brunnenbecken. Die Fuente de Santa Ana besitzt deren zwei, die Moixina sogar sechs, welche Tag für Tag mit gleicher Kraft und Fülle das herrliche, im wasserarmen Spanien doppelt geschätzte Naß spenden. Nach diesem erquicklichen Genusse wollte mir Don Ramon die beiden Hauptindustrien ad oculos demonstrieren: die weit berühmte Salami- und die Heiligenfabrik. Olot versorgt Katalonien mit Wurst, ganz Spanien aber mit Santos. Und so betraten wir einen modernen, hübschen Backstein-

bau und verfolgten den Werdegang des heiligen Joseph und Jakob und der Jungfrau und vieler anderer himmlischer Notabeln, vom erdfarbenen Tonklumpen bis zur reich bemalten Statue mit goldenem Gloirenschein und silbernen Sternen, das Werk zahlreicher Männer und Knaben, von denen die geschicktesten die Gesichter bemalten. Merkwürdig, daß man ihnen auch in Spanien mit Vorliebe blaue Augen gibt! Auf die Wurstfabrik verzichtete ich, nicht etwa, weil ich ein Chikago befürchtete, aber es war beängstigend heiß geworden. Die Sonne meinte es schon erschreckend gut, und dabei strahlten die Wände der Zimmer noch solch' intensive Kälte aus, daß ich von ihnen abrücken mußte.

Der Nachmittag war für Castellfullit (8 Kilometer nordöstlich) bestimmt, welches sich ungemein malerisch und eigenartig einen Thron von Basaltsäulen ausgesucht hat. Ich wanderte die schöne Baumallee entlang, die hinter dem Fielato, dem Oktroihäuschen, beginnt und bereits hinlänglich Schatten warf. Der Erdboden leuchtete in den satten, bunten Farben, die vulkanischen Ablagerungen eigen sind. Vor dem Häuschen blühten Levkoien, umschwirrt von Taubenschwänzen und umgaukelt von Segelfaltern. Die Landleute, wie die Strohdienmen Pageses genannt, tragen hier mit Vorliebe eine schwarze, lange Zipfelmütze und eine rote Leibbinde. — Sie kamen mit ihren zweirädrigen Carretas vom Markte zurück, die oft mit drei oder sogar fünf hintereinander geschirrten Mäulern bespannt waren. Die zerstreuten Gehöfte, wie bei Gerona über einem Tunnel erbaut, sind häufig zweistöckig und besitzen eine Loggia. Die Giebelseite des wenig geneigten Doppeldaches ist offen; wahrscheinlich soll die Luft den niedrigen Bodenraum zum Trocknen durchziehen. Die Chaussee befand sich im glänzendsten Zustande. Nicht minder überraschte mich die beinahe elegante, massive Brücke, auf der ich den Fluvia überschritt. Nach und nach vereinsamte ich und empfand trotzdem keinerlei Besorgnisse, denn man reist bei uns nicht sicherer als in Katalonien. Diese Annehmlichkeit ist freilich nicht einer be-

sonders scharfen Polizei und raschen Justiz zu danken, sondern einer allorts bestehenden Privatorganisation ehrenwerter Bürger, dem Somatén. Die mit Weg und Steg ihrer Gegend vertrauten und im Gebrauch der Waffen geübten Männer bilden einen Schutz- und Trutzbund und spüren auf eigene Faust jedem Verbrecher nach. Sie liefern den Gefangenen auch dem Richter ab, wenn er nicht vorher einen Fluchtversuch wagen sollte und man ihm somit eine Kugel nachsenden mußte. Manche Länder bedürfen einer urwüchsigen und freiwilligen Rechtspflege, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen.

Die Landstraße mündet auf das Plateau vom Castellullit, dessen ärmliche, schmucklose Häuser sich aus unregelmäßigen Basaltsteinen, die gelbgrauer Mörtel verkittet, aufbauen und ein rötliches Ziegeldach deckt. Die einzige dürftige Kneipe kennzeichnet der Pino. Man muß den gesamten langgestreckten Ort durchwandern und dann die Straße hinunter zum Fluß — wiederum der Fluvia — und über die neue, prächtige Brücke aufs andere Ufer, um das gewaltige Naturwunder gut zu genießen, auf dem sich der Ort so zwerghaft erhebt: das zungenförmige, breite Ende eines steil in den Fluß abstürzenden basaltischen Lavastromes, der sich aus einer Reihe von Schichten vertikaler Säulen auftürmt, von denen die mittleren Etagen die prismatische Struktur am schönsten zeigen. Das „Kap“ dieser merkwürdigen Felszunge krönt die Kirche mit dem hohen, viereckigen Glockenturm. Man besucht diesen interessanten Punkt aber besser morgens, da nachmittags die stumpfe Spitze und die breite, vom Wasser bloßgelegte Flanke des Basaltstromes im Schatten liegen. — Übrigens ist die Gegend, wenn auch unter unendlicher Mühsal, gut angebaut, indem man die steilen Hänge terrasierte; freilich sind die Stufen oft nur wenige Fuß breit, fallen aber von den Bergen in verwirrender Fülle kaskadenartig herab.

Am Abend ließ ich mir von dem aufmerksamen Don Ramon allerlei über Olot erzählen, und besonders seine Glanztage, wenn auch im Speisesaal Betten aufgeschlagen

werden müssen, wie während des Festes der Virjen de Tura (toro, Stier). Dieses Muttergottesbild, vor dem Ansturm der Araber versteckt und später, als die Christen wieder Herren im Lande waren, durch einen Stier entdeckt, wird in der gleichnamigen Kirche am Ende der Hauptstraße verehrt und am 11. September auf der Plaza durch Tänze, den Ball Pla, die berühmte Sardana de honor, und Fastnachtsspiele gefeiert, in denen Riesen und Dickköpfe (Gigantes und Cabezudos) und Steckenpferdreiter in antiker Kriegstracht auftreten. Aber auch sonst erfreut sich Olot vom Juli bis Oktober zahlreichen Zuspruchs, namentlich von Barcelonesen, die hier die obligate Temporada (Saison) verbringen.

Auf der Rückfahrt teilte ich mein Abteil mit einem argen Schwätzer und Renommisten, einer Art Champion des viel gepflegten baskischen Ballspiels, welcher sich überdies mit Knoblauch gemästet haben mußte. — Am 28. verabschiedete sich mein Gerundeser Wirt von mir mit einem „a deo ciaú!“ (spr. sch[i]au), was mich verwundert aufhorchen ließ, denn genau so klingt das „mit Gott!“ im Kanton Tessin. — Ich benutzte einen Omnibuszug, denn ich hatte ja Zeit und glich darin den weißen Wanderwolken, die am Horizont des sonst klaren, tiefblauen Himmels gemächlich pilgerten oder ausruhten. Pinien- und Korkeichenwälder und blühende Birnbäume — Frühling ohne Ende —, das uralte Hostalrich auf einer Anhöhe, die alten Stadtmauern von Fenstern und Jalousien durchbrochen — der Montseny blauschwarz, schon schneefrei — das Töpferstädtchen Breda, beherrscht von einem auf hohem, spitzen Kegel thronenden Kastell — das male- rische San Celoni am Fuß des Montseny, dann bunte, phan- tastische Villen, so kapriziös, wie sie wohl in der Um- gebung Münchens als Malerheime auftauchen, und bei deren Anblick man einander zulächelt — Pinienwälder, Agaven, Schöpfräder, völlig ausgetrocknete Flußläufe — Granollers. Eine volkreiche Ackerbürgerstadt mit viel be- suchter Umgebung und Ausgangspunkt der Linie nach dem interessanten Vich, dem prachtvoll gelegenen Ripoll, mit

altem und reichem Benediktinerkloster, und schließlich der Berg- und Minenstadt San Juan de las Abadesas, dessen aus dem 11. und 12. Jahrhundert stammende Abteikirche und Palacio del Abad zu den sehenswerten Denkmälern Kataloniens gehören. Noch das schmucke Caldas de Montbuy, bekannt durch heiße Lithium- und Jodquellen, Moncada mit dem Burgberge, von dem die Ruinen eines Castillo herabschauen, wohl der Stammsitz des einstmals so berühmten katalonischen Rittergeschlechtes — ein Wald von schlanken Essen — Barcelona.

III.

Barcelona.

Die Ramblas. — Rambla de las flores. — Volkstrachten. — Im Hotel. — Das Tohuwabohu der Calle San Pablo. — Die alte Neustadt. — San Pablo del Campo. — Um und auf dem „Monte“ Taber. — Plaza Real, Calle San Fernando, Puerta Ferrisa, Boqueria. — Die Kathedrale. — Im Claustro. — Plaza del Rey. — Real Audiencia. — Patrizierhäuser. — Santa Maria del Mar.

Barcelona ist der Neid und Stolz Spaniens. Außerhalb Kataloniens freut man sich, in Barcino — so hieß es im Altertum — den nächst Genua bedeutendsten Mittelmeerbahnen zu besitzen, man rühmt sich der zu Füßen des Montjuich erblühten Industrie und sieht mit Genugtuung der nahen Zeit entgegen, wo dem Reiche in dem Puerto, der heute schon über 800 000 Bewohner zählt, die erste Millionenstadt erwächst — aber man sähe alle diese Vorzüge und Hoffnungen lieber auf einem anderen Platze der Monarchie vereinigt.

Als ich mich, aus der Calle Fernando, der vornehmsten Geschäftsstraße, tretend — die doch wahrhaftig auch nicht leer war —, plötzlich auf der Rambla befand, packte mich ein wahrer Schrecken vor dieser scheinbar undurchdringlichen, unter den Platanen auf und ab wogenden Menschenflut. Die Rambla, eine breite Straße, welche ziemlich genau von Norden nach Süden, sich zum Hafen sanft abdachend, die Altstadt durchschneidet und in zwei annähernd gleiche Hälften teilt, dürfte zu den lebhaftesten Europas gehören. In der Mitte die Allee, rechts und links Fahrstraße mit breiten Trottoirs, drängen sich drei Ströme von Fußgängern in ihr, und zwei von elektrischen Wagen, Automobilen, Droschken und Lastfuhrwerken. Der merk-

würdige Name kommt, wie so manche spanische Bezeichnung, aus dem Arabischen, und zwar von raml, Sand oder trockner Fluß; denn früher bahnte sich hier ein Torrente seinen Weg, der aber nur zur Regenzeit Wasser führte. Die breite, 1½ Kilometer lange Verkehrsader beginnt an Plaza de la Paz bei dem Kolumbusdenkmal als Rambla Santa Monica — rechts etliche Großbanken, links das Cuartel de Atarazanas, einst eine Burg Jakobs des Eroberers — und mündet beim Teatro principal in die Rambla del Centro, wo der Verkehr zuzeiten unerträglich wird. Oberhalb des Teatro del Liceo verwandelt sie sich in den Llano de la Boqueria, von welchem die belebten Straßen San Pablo, Hospital und Boqueria ausstrahlen. Am Eingang der Calle Boqueria überrascht ein mittelalterlicher Mauerbrunnen mit schwatzenden, wasserholenden Frauen wie ein Kleinstädtidyll. Nun beginnt die anziehendste der Rambles, de las flores, wo tagaus, tagein bis in die Nacht hinein Blumenmarkt abgehalten wird. Jetzt im Frühling, unter dem duftigen Laubgespinst der jungen Platanentriebe, war er besonders entzückend. März! Jedoch, was hier unter den großen, weiß und rot gestreiften Schirmen anmutig aufgebaut und ausgestellt wurde, war bereits leuchtende Sommerpracht: feuerfarbene Gladiolen, Schwertlilien, Levkoien und Nelken aller Schattierungen. Viel Farbenfrohes und Buntes, aber Weiß überwog; die Spanier bevorzugen ebenso wie die Südamerikaner weiße Blumen, besonders, wenn sie bezaubernd duften. Die Rambla de los Estudios, der oberste Abschnitt, bietet dem Auge einige bemerkenswerte Gebäude, wie die frühere Jesuitenkirche Belén in dem von diesem Orden so bevorzugten Barockstil, das große Warenhaus „El Siglo“, die Bank für die Kolonien, deren öde Fensterreihen man mit wehmütigem Mitgefühl betrachtet, und den Palast des Marqués de Comillas; aber er fesselt erst recht eigentlich durch den kunterbunten Vogelmarkt. Kanarienvogel und besonders die beliebten Stieglitze, bunte Prachtfinken, Wellensittiche, Papageien und allerhand Tauben zwitschern, krächzen und girren; und es

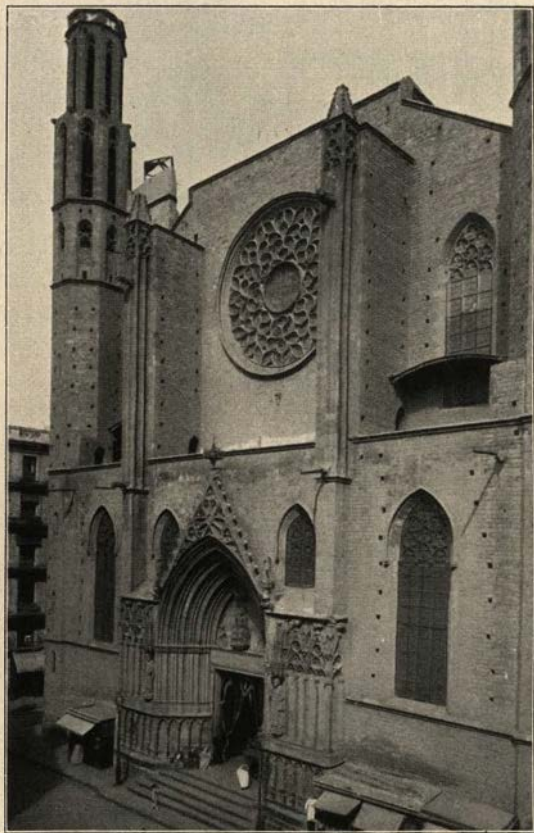
fehlt auch nicht an sonstigem Getier, das als Hausfreund dienen könnte, wie Schildkröten, Äffchen und Igel. Außerdem ist aller Zubehör vorhanden: Käfige, Bauer, Nester und selbst Wolle zum Nestbauen. Die Ramblas sind voll von Zeitungskiosken, die mit lüsternen Journalen und der sogenannten Schundliteratur gespickt sind, und auch mit ein paar Erfrischungspavillons versehen, aber ganz ohne Bänke. Dagegen kann man das bewegte Treiben sitzend vor einer der zahllosen Restaurationen der angrenzenden Häuserfluchten genießen.

Das Bild ist, abgesehen von den Blumen und Vögeln, zwar kein besonders buntes und keineswegs morgenländisches, aber es entbehrt nicht der Farben. Die sattgelben Wagen der Elektrischen, die knallroten Uniformen der Stadtpolizisten, die roten Feze und violetten Leibbinden der Dienstmänner, welche sich mittels ihrer Gurte und Stricke einen Schwebesitz an den Laternenpfosten zu rechtknüpfen, die Tüncher in ihren weißen Arbeitskitteln mit dem geschulterten, langstakigen Pinsel — sie warten zigarettenrauchend stoisch darauf, irgendwohin zum Weißen einer Küche gerufen zu werden — und die goldstrotzenden Uniformen der Offiziere lassen das Getriebe nicht monoton und stumpf erscheinen, obwohl Volkstrachten nicht allzu häufig auftauchen. Der geringere Barcelonese oder der vom Lande kommende Katalone bietet außer den Alpargatas und der Leibbinde wenig Auffallendes; der Gebildete kleidet sich wie irgendein Großstädter, nur vermeidet er den bei uns beinahe allein herrschenden runden, steifen Hut, sondern schmückt sich mit einem individuellen, schmiegsamen und dezent getönten Filz. — So sind die ihrem Nationalkostüm getreuen Aragonesen markante Erscheinungen. Meist hohe, steif und stolz einherschreitende Gestalten mit schwarzen Sammetjacken und kurzen Sammethosen, welche aufgeschlitzt sind, um die weißen, bauschigen Unterbeinkleider hervorquellen zu lassen. Ein blauer Schal dient als Gürtel, die schwarzen, langen Strümpfe stecken in den Pantoffelsandalen. Sie tragen häufig eine schwarze Stirn-

binde und krönen den Scheitel mit einem lächerlich kleinen deckelförmigen Hütchen. Weniger malerisch sind die Leute aus der Gegend von Tarragona, welche sich gleichfalls dunkel kleiden, dagegen das kurze Beinkleid fest am Knie verschnüren und weiße Strümpfe und einen großen schwarzen Künstlerhut bevorzugen. — Über die Köpfe des Gedränges hinweg sieht man nördlich den Tibidabo mit dem an einen Pharos gemahnenden monumentalen Wasserturm auf seinem Gipfel und südlich die schlanke, hohe Säule, welche dem Entdecker Amerikas als Piedestal dient. Durch das Laubdach schimmert der blaue Himmel des Südens, ein römischer Himmel, denn die Hauptstadt Kataloniens besitzt annähernd denselben Breitengrad wie die Ewige Stadt.

So habe ich mit dem Leser, wie ein schauhungriger Tourist, bereits eine Tour gemacht, ehe ich ihn in die Fonda führte. Aber sie liegt unfern, in der Calle San Pablo, und ich bitte ihn, über die Enge der Straße nicht zu erschrecken, an der sich das stattliche „Hôtel Peninsular“ erhebt. Mit Herrn Badó, einem der Besitzer, feilschte ich, unter den Klängen eines Klaviers ins vierte Stock fahrend, um den Preis und erzielte, durch Gerona gewitzigt, ein schmuckes Vorderzimmer mit Pension für 7,50 Pesetas. „Die Hauptsache ist, daß es Ihnen gefällt.“ Nun, es war zufriedenstellend, und die Wirte unterstützten mich in jeder Hinsicht. Ich wohnte so recht im Herzen der Altstadt und habe in 18 Tagen kennengelernt, was Barcelona und seine Umgebung an Schönheiten bieten. Freilich war der Genuß kein ungetrübter; denn die nach Cervantes „in Lage und Schönheit einzigartige Stadt“ ist es auch an ohrenbetäubendem Lärm und nervenmalträtiender Musik.

Wanderer, um 5 Uhr spätestens erweckt dich ein Getön wie in einem Harzstädtchen, wo die glockenbehangenen Kühe mit Sonnenaufgang zur Weide ziehen, denn bimmelnde Ziegenherden halten ihren Einzug in die größte Stadt Spaniens, gefolgt von Eselinnen, die ebenfalls melodisch Geläute schwingen. Ziegen und Eselinnen verweilen



Barcelona.
Santa Maria del Mar.



Verf. phot.

Barcelona. Paseo de Colón.

nun (bis auf die Mittagsstunden), um dem Straßenbild einen eigenartigen Reiz zu verleihen und den Bewohnern Milch zu spenden, die schäumend vor dem mißtrauischen Käufer dem strotzenden Euter entrinnt. Es dauert nicht lange, dann donnert ein Orchestrion, von einem Pferde gezogen, einen kernigen Marsch, und bald sucht sich dagegen ein fahrender Klavierspieler zu behaupten. Fliegende Kapellen installieren sich mit Geigen, Harfen, Flöten und Klarinetten; ein einsamer Dudelsackpfeifer müht sich ab, das Quartett mundtot zu machen, und schrillt, was er kann, und schließlich ringt ein Posaunensolist gegen das Chaos der Töne. Sänger und Drehorgeln erkämpfen sich Gehör, und in der Osterzeit, die ich dort verlebte, wirbelten und krachten noch Trommler und Böller, kurz alles, was Radau hervorrufen könnte, was die Ohren zerreißt und die Sinne betäubt, es wandert und wütet in allen Straßen, auf allen Plätzen, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, und auch aus hundert Bars und Cafés gellt es ins Freie. Dazu das lärmende Volk — denn der Katalonier liebt Lachen, Schreien und Brüllen —, die ausrufenden Hausierer und fliegenden Händler, die Schuhputzerjungen, die wie Spatzen- oder Krähenscharen tumultuieren — kurz, es ist ein wirklich höllisches Durcheinander lärmender Gewalten.

Die Rambla teilt Alt-Barcelona in zwei sozial sehr verschiedene Hälften: eine östliche blühenden Geschäftslebens mit altehrwürdigen Denkmälern, die bis ins Mittelalter oder selbst die Römerzeit hineinreichen, und den Überbleibseln der alten komfortablen Patrizierhäuser, und eine westliche der Armut, über welche die Führer sich ausschweigen. Es ist offenbar die „alte Neustadt“, in der besonders die Querstraßen jene einförmigen Häuserfluchten aufweisen, die man überall da sieht, wo viel Volk billig zusammengepfercht werden sollte. Unsere Calle San Pablo dringt in sie ein, und wenige Schritte führen uns in Barrios mit altneapolitanischem Antlitz. Die Häuser unterscheiden

sich kaum. Sie erheben sich meistens vierstöckig mit ganz regelmäßig übereinander geordneten hohen und breiten Fenstern und kleinen umgitterten Balkonen, die man durch die Fenster betritt, deren Flügel sich wie die einer Pforte öffnen. Viele der Balkone zieren Blumen — die auf der Ostseite fehlen —, und mindestens einer in jedem Geschoß trägt den obligaten Palmenwedel als Palladium gegen Feuer und Blitz. Über jeder Fensterreihe bemerkt man unter dem Dache einen sich vorstreckenden eisernen Arm, oftmals mit einer Rolle, an welchem der Hausrat hinauf- und hinabgewunden wird; denn man zieht, wenigstens soweit es die Möbel angeht, durch die Fenster ein und aus. Man kann sich vorstellen, daß bei der hohen Bauart der Häuser in den engeren Gassen trotz des lichtstarken Himmels die Räume des Erdgeschosses in einen immerwährenden Dämmer gehüllt bleiben, und so haben die Handwerker Lichtfänger vor den Fenstern in Gestalt großer, schräggestellter Spiegel angebracht, die wie ein sonnen-durstiges Auge zum Himmel schauen. Wer sich in den westlichen Stadtteil mit den heimlichen, immerquellenden Brunnen in den Mauernischen vertiefen will, empfehle ich die Calle de la Cadena mit ihren altertümlichen Geschäften, malerischen „Dorfschmieden“, Bodegas mit imponierenden Fässerkolonnen, aus denen man den Liter für 25 bis 40 Centimos geschöpft bekommt, Antiquitäten- und Trödlergeschäften, die seltsamerweise auch mit Brotresten handeln, ehrwürdigen Posadas mit dem sperrangelweit geöffneten Riesentor, den durch den buntbebanderten Zopf kenntlichen weiblichen Frisierläden, wo sich die Schönen bei offenen Türen ihr Rabenhaar kämmen und flechten lassen, und jenen interessanten Gemüseständen, zurzeit beladen mit Artischocken, Puffbohnen (habas), welche viel in Katalonien angebaut, im Februar gepflanzt — en Febré favas a fe, im Februar muß man Puffbohnen säen, sagt eine katalonische Kalenderregel — und schon im April als grünes Gemüse gegessen werden (!), veilchenblauen Blumenkohl, Porree, eine sehr beliebte Suppenzutat, und natürlich Knoblauchzwiebeln, ajo. Zwischen den Schalen

grüner und schwarzer Oliven und den Radieschenbündeln des Grünkramhändlers wird man selten Töpfe mit gewässerten weißen Bohnen vermissen. Dieselben sind für Arbeiter und kleine Leute, deren Frauen die Zeit für die Küche mangelt, vorgekocht worden; es soll indes der Hausfrauenehre einer Señora sehr schädlich sein, wenn sie sich die Herstellung der üblichen Bohnenplatte auf diese Weise vereinfacht. Tragikomisch wirken die Namen so mancher Straßen in dem düsteren Viertel, wie Calle de Vista Alegre oder gar Aurora. Wer an unserem Streifzug noch nicht genug hat, möge sich in die Calle Arco del Teatro oder Cires wenden, sie sind noch „südlicher“. — Hier, mitten im kleinen Volke, trifft man hin und wieder auf eine anmutendere, bescheidenere Musik und erfreut sich an den tanzenden Kindern, den kleinen und kleinsten Mädchen, in die es wie Quecksilber fährt, wenn ein altersschwacher Leierkasten, der sich nicht mehr auf die Rambla wagen darf, zu einer altmodischen Polka mit dem Schmelz eines Spinetts aufspielt.

An Stelle der geschleiften Festungswerke gürten die Altstadt heute breite, baumreiche Straßen, die Rondas. An unser Viertel grenzt die des Marqués del Duero, im Volksmunde El Paralelo genannt, welchem ein spanischer Führer seiner zahlreichen Cafés, Bars und Schaubuden wegen nur einige Straßen des Montmartre vergleichenswert hält. Ich habe „das im höchsten Grade originelle und belebte Treiben“ im Frühling und Sommer häufig gekostet, ohne freilich derart begeistert zu werden.

In der westlichen Altstadthälfte müssen wir jedenfalls ein Bauwerk besichtigen, die aus dem 10. Jahrhundert stammende Kirche San Pablo del Campo, welche sich zur Zeit ihrer Gründung noch extra muros im freien Felde befand. Daher der Name. Man tritt von der Calle San Pablo in das Gotteshaus mit den zwei sich kreuzenden, wohl gleich langen Tonnengewölben und der achteckigen Kuppel über der Vierung. Ein in aller Einfachheit und Schlichtheit noch heute wirkungsvoller Bau. Das romanische Hauptportal besitzt etliche ungefüge Skulp-

turen — erste bildnerische Versuche der neuen Kultur —, eine segnende Hand, einen in der Flucht begriffenen Engel und einen Raubvogel nebst einem Halbkranz von 19 Figuren, darunter eine Sonne mit Mund und Augen und Strahlen wie Stacheln, ein Fisch, ein Napf mit einem Kreuz darin, ein Vogel, der einem eben dem Ei entschlüpften Küken gleicht, und zwei bärtige Gesichter. Der Kreuzgang im römisch-byzantinischen Stil überrascht durch die Vornehmheit seiner Galerie, welche aus einer Reihe von Zwillingssäulen besteht, deren reich verzierte Kapitäle Bogen stützen, die sich aus mehreren Kreissegmenten zusammenschweißen und deren Wölbung somit eine wohlthuende Gliederung erfährt.

Wollen wir die westliche Hälfte gleich von der glänzendsten Seite kennenlernen, so müssen wir von der Rambla del Centro in die Calle Fernando VII einbiegen, die aristokratische Geschäftsstraße Barcelonas, in der gegen Abend die elegante Welt kauft, flaniert oder sich in der Kirche San Jaime ein Stelldichein vor dem Madonnenbildchen gibt, welches einst der Gemahlin Kaiser Karls V. zu eigen war. Die Straße mutet elegant und vornehm mit den luxuriösen Schaufenstern an und schwamm, als ich sie im August wiederum sah, in feenhafter Beleuchtung, die aus schwebenden, immer zu dritt vereinten Ballonen herniederstrahlte. Ein schmaler Durchgang führt uns auf die eigenartige und anziehende Plaza Real, einen von Arkaden umgebenen Palmengarten. Phoenix und Chamaerops vereinigen sich zu malerischen Gruppen, und den Laubengängen verleihen namentlich reiche Gold- und Silberauslagen viel Schönheit und Reiz, so daß man die nüchternen Fronten der Häuser weiter nicht übelnimmt. Ungleich bunter aber wirken die Straßen Puerta Ferrisa, Boqueria oder Call. In ihnen lernen wir die echte spanische Tienda oder den Almacen kennen, wo sich der ganze Laden durch das weit geöffnete hausbreite Tor vor den Passanten ausbreitet und Schaufenster nicht vonnöten sind. Was man

besonders den Blicken aufdrängen will, flattert draußen an den Wänden oder versperert den an und für sich schon schmalen Steig. Es sind hauptsächlich Traperias, Handlungen mit Tuchen und Baumwollzeugen, aber es ist auch alles vertreten, womit das Volk sich und sein Heim schmückt; ich bemerkte sogar ein Geschäft, welches ausschließlich Glasperlen und -schnüre ausbot. Der Kommerz pflanzt sich in die engsten Straßen fort, die sich übrigens durch peinliche Sauberkeit auszeichnen, wie die Calle Petritxol, in welche sich auch einige Prachtläden verbergen, und de tres Llits, wo, um die Orientierung in dem engen Häuserschlauch zu erleichtern, rote Schilder mit den weißen Nummern der Geschäfte vorspringen.

Beim Schlendern in der östlichen Altstadt werden wir nördlich von der Calle Fernando eine leichte Steigung gewahr, ohne uns freilich einzubilden, auf einem Monte, nämlich dem Berge Taber, zu wandeln, dessen Gipfel die berühmte Kathedrale krönt. Sie stammt, wie so viele kirchliche Denkmäler des südöstlichen Spaniens, aus dem Jahrhundert der Konquista, der Zeit der erfolgreichen Kämpfe Jakobs des Eroberers gegen die Mauren. 1298 begonnen, wurde sie in der Hauptsache während des 14. und 15. Jahrhunderts vollendet, erhielt aber erst im 19. die der Plaza zugewandte glänzende, ja vielleicht allzu glänzende Fassade, an der noch heute gestaltet wird. Die alte Kathedrale ist ein schwerer, wuchtiger Bau mit zwei mächtigen achteckigen Stumpftürmen, die sich neben den lieblich durchbrochenen, im Stil des Freiburger Münsters gehaltenen Spitztürmen der modernen Front ausnehmen wie uralte Wellingtonien an der Seite jugendlicher Araukarien. Einen der Stumpftürme schließt die zierliche Glockenhaube ab, ein luftiges, eisernes Gestell, in dem eine einzige Glocke aufgehängt ist. — Das Innere des gotischen Domes würde die großartige Wirkung, zu der namentlich die Weite und Höhe des Mittelschiffs berechtigen, erzielen, wenn nicht der Choreinbau die Perspektive störte, trotzdem die zehn 15 Meter hohen Säulen jederseits, welche die drei Schiffe trennen, sich aus robu-

sten Pfeilerbündeln zusammensetzend, keineswegs im Raum verschwinden. So kommt meiner Ansicht nach nur der Chorumgang uneingeschränkt zur Geltung. Der Dom empfängt sein stark gedämpftes Licht in der Hauptsache durch ungemein kleine, hoch gelegene bunte Fenster, welches für die Sehenswürdigkeiten der zahlreichen Seitenkapellen nicht ausreicht. Nur durch die acht Fenster der neuen Kuppel strahlt es hell herein. Unter der Capilla mayor befindet sich die Krypta mit den Gebeinen der heiligen Eulalia, die in einem Alabastersarkophage ruhen, dessen Bildnereien, Szenen aus dem Leben der Heiligen, primitiver Art sind.

Einen entzückenden Aufenthalt, namentlich in dem nervösen, überlauten Barcelona, bietet das Claustro, der Kreuzgang, weniger um der Galerie der gotischen Bogen willen, in denen häufig das Maßwerk fehlt und die darum leer erscheinen, als des umgitterten Gartens wegen mit seinen prächtigen Dattelpalmen, Araukarien, spiegelblanken Magnolien, dem spinnenden Efeu, und vor allem dem bemoosten Springbrunnen, in dessen Bassin schneeweiße Gänse mit Schwanenwürde schwimmen. In die Wand des nordwestlichen Ganges sind einige Grabsteine eingelassen, auf denen die Gestalten derart ruhen, daß sie uns halb zugewandt sind und wir sie vom Kopf bis zu den Füßen gut betrachten können. Mich fesselte viel mehr als jene eines Domsängers die des Mossén Borrá, Hofnarren Alfons' V. von Aragonien. Er hat ein jugendliches, artiges Gesicht; das Haupt bedeckt ein Barett, unter dem die Haarflut hervorquillt; den Gürtel säumt der Schellenbehang; die Füße betten sich in den Leib eines feisten Hundes; über ihm die Madonna mit dem Jesuskinde.

Rings um die Kathedrale sind Gäßchen und Plätze, voll von mittelalterlichem, einschmeichelnden oder grinsenden Zauber, aber er will aufgespürt sein. — Kirche und aragonesische Könige haben von Anfang an auf intime Verbindung Wert gelegt, und es wird uns nicht wundern, in unmittelbarer Nachbarschaft der Kathedrale auf die Plaza del Rey zu stoßen, wo sich einstmal das Königs-

schloß erhoben hat. Heute nimmt die linke Seite der für Kaiser Karl V. erbaute Palast ein, das nunmehrige Archiv der Krone Aragon, wirkungsvoll durch seine Fenster-
gesimse, die bizarren Wasserspeier und besonders den runden Eckbalkon in Dachhöhe, während sich vor uns ein seltsames, hohes Haus mit 6 Geschossen romanischer Fenstergalerien zum Himmel reckt, und rechts die ehemalige königliche Kapelle Santa Agueda, ein seltsamer gotischer Bau aus dem 13. Jahrhundert, in die Augen fällt. Letzterer beherbergt eine kleine Sammlung griechischer und römischer Funde, und das Archiv soll durch seinen Urkundenschatz von 3 750 314 Stück, die 13 000 Einbände füllen, zu den wichtigsten Europas gehören. Mit dem hübschen gotischen Brunnenobelisk und einer antiken Säule macht der kleine Platz einen recht malerischen Eindruck und bietet dem Aquarellisten einen dankbaren Vorwurf. Der engen und versteckten Calle del Obispo kehrt die Real Audiencia ein Stück ursprünglicher Fassade zu. Unter dem Relief Georgs des Drachentöters, Kataloniens Schutzpatrons, läuft ein Fries zierlichen Steinfiligrans entlang, der von 27 Häuptionen getragen wird: Knaben-, Männer- und Frauenantlitze, Gesichter von Mönchen und Affen, Totenkopf und Maske schauen mit lebendigem Ausdruck behäbig, lachend, grinsend oder zur Grimasse verzerrt auf uns herab. Auch die Wasserspeier verkörpern seltsame Menschen- und Tiergestalten. Der Hof der Audiencia, des jetzigen Schwurgerichts, ist modernisiert (Schablonensäulen!), aber brillant sind die 70 bis 80 Wasserspeier. Alle verschiedenartig, Meisterwerke ausgelassenster Phantasie, zeigen sie eine Mannigfaltigkeit, gegen die unsere Zeit nicht aufkommt. Und welche Komik! Man bemitleidet die wehleidig zum Himmel blickende Jungfrau, den Bauern, welcher sich qualvoll den Bauch umspannt, den Ritter mit Schild und Schwert, dem es offenbar in seiner Rüstung beklommen wird, und jene Person, der man das Würgen ansieht.

An alten Patrizierhäusern dürfte Barcelona viel ärmer sein als manche kleine Stadt. Nur in der Calle Mon-

cada wird man noch eine Reihe finden. Die Casa señorial öffnet sich mit riesigen Toren, die tagsüber weit geöffnet bleiben. Die Einfahrt, neben der rechts und links meist nur ein geräumiges Zimmer liegt, besitzt eine gebälkte Decke und vielfach eine Kassettierung aus dunkelbraunem Holz; nämlich zwischen die Balken, welche gelegentlich glänzende Metallbuckel zieren, wurde eine quadratische Felderung eingelegt, ein Artesonado, das nicht selten kunstreiche Schnitzereien beleben und verschönen. Der dielenartige Eingang führt auf den offenen, viereckigen Hof, den der blaue Himmel überspannt und von welchem die Treppe bald frei, bald durch ein besonderes Dach geschützt, in den ersten Stock steigt, der, um die Zimmer miteinander zu verbinden, einen balkonartigen Umgang besitzt. Das schönste der alten Häuser ist unstreitig die Casa Dalmases. Der gedeckte Aufgang macht einen herrschaftlichen Eindruck; die Balustrade schmücken Reliefdarstellungen, Neptun und die Entführung der Europa, und die Rundbogen des Treppenhauses stützen Barocksäulen, von Weinlaub umrankt, in dem sich Putten vergnügen.

Unversehens sind wir in den Barrio der Plaza de Santa Maria gelangt, mit ganz engen Gäßchen und doch voll von Geschäften, winzigen Cafés und Horchaterias, und der Platz selbst bunt wie ein Jahrmarkt, durch die vielfarbigen Ponchos, die vor den Tiendas flattern. Und welche Überraschung: aus dem Wirrsal erhebt sich in stolzer königlicher Schlichtheit ein Tempel, Santa Maria del Mar. Wie würdig, wie heiter, wie licht wirkt diese Fassade, welche zwei schlanke, achteckige Stumpftürme einfassen, die sich aber reizvoll durch zwei hohe Fenstergeschosse staffelartig verzüngen und mit einer durchbrochenen Brüstung abschließen. Das einzige gotische Portal, frei von jeder Überladung und von seltener Beschränkung des Statuens Schmuckes, ist dennoch eine Kostbarkeit durch sein ausgesucht geschmackvolles Stab- und Maßwerk und die anmutige, einer Krone gleichende Kreuzblume. Aber der Preis gebührt einer wunderbar zart ornamentierten riesigen Fensterrose. Man zweifelt, daß es Stein sei, was sich dort

oben so zierlich verstrickt. Der Innenbau hat sich von aller Schwere losgerungen. Das Gewölbe der drei Schiffe ruht eigentlich nur auf drei Paaren freier Säulen, und ich brauchte vom Portal bis zur Capilla Mayor 90 Schritte! Kein Einbau behindert den Blick, welcher sich erst an diese kühnen Verhältnisse gewöhnen muß, die nur durch den bezwungenen Raum, nicht durch die Wucht des verwandten Materials imponieren. Und das ist natürlich der höchste Triumph. An Santa Maria baute das ganze Volk, und die Ärmsten steuerten als Lastträger bei. Ihr Andenken halten zwei Figuren an den eisenbeschlagenen Toren des Hauptportals fest, Männer, die Bausteine auf dem Kopfe herschleppen.

Das sind so einige Stichproben der Sehenswürdigkeiten Alt-Barcelonas, aber ich möchte auch noch das schöne, alte Patrizierhaus mit dem vornehmen Eingange der Calle Puerta del Angel und einen Besuch der Sankt-Annen-Kirche (12. Jahrhundert) empfehlen, wie San Pablo, ein ursprünglich romanischer Bau mit achteckiger Kuppel und idyllischem Klosterhof mit zweistöckigem Kreuzgang und Palmen und Ziehbrunnen. Und niemand wird die Plaza Nueva versäumen, ein ganz alttümlicher Platz mit zwei hohen, halbrunden Türmen, deren Mauerwerk bis zu Drittelhöhe noch aus römischer Zeit stammt. Sie bewachen heute den nördlichen Zugang der Bischofsstraße und verteidigten ehemals das Nordtor der ältesten Befestigungsmauer. Schließlich lockt noch die freundliche Plaza del Beato Oriol, an der sich die einschiffige, aber ungemein imposante Kirche Santa Maria del Pino erhebt, deren mächtiger Stumpfturm neben denen der Kathedrale und dem Zackenturm von Santa Agueda in erster Linie Barcelona beherrscht.

IV.

Katalonische Ostern.

Paseo Colón. — Barceloneta. — Tauziehende Fischer. — Salon de San Juan. — Paseo de Gracia. — Universidad. — Straßenleben. — Palmsonntag auf der Rambla Cataluña. — „El ram, el ram, el ram de la Pació . . .“ — Ostersingen. — „Schlagt die Juden tot!“ — Stiergefechte. — Aus Barcelonas großer Vergangenheit. — Das Catalán. — „Bona nit tinguil“

Nachdem ich mich am Frühnachmittage des vorletzten März in Barcelona einquartiert hatte, stürzte ich mich nicht gleich in die dunklen und kalten Kirchen, sondern begrüßte nach flüchtiger Umschau in der Rambla zunächst das mir im Laufe meines Lebens ans Herz gewachsene Meer. Ich wandte mich zur Plaza de la Paz, wo die Kolumbussäule in die Lüfte ragt, mit der goldenen Weltkugel, auf welcher Cristóbal Colón, hoch aufgerichtet, in kühner Pose mit der Rechten auf das weite Meer weist. Ich vertiefte mich in die aus Erz getriebenen Figuren des mächtigen Sockels, von rohen Menschen schon teilweise verwüstet. Indianer küssen einem Mönche demütig die Hand, und andere Wilde sehen zu einem gepanzerten Konquistador wie zu einem Abgesandten des Himmels empor. — Wer genug von der Eroberung Südamerikas kennt und „den Glauben“ hat, wird in dem Sturz und heutigen Elend Spaniens eine Vergeltung erblicken. — Wir sind am Hafen, welchen der prächtige Paseo de Colón, eine Dattelpalmenallee mit schöner Aussicht auf den Montjuich, begleitet, dem Viertel der Großkaufleute, Reeder und Agenturen aus aller Welt — ein Hannoveraner erfreut sich an dem Namen Körting —, und gelangen über den Paseo Isabel II zur Plaza de Palacio. Ein bescheidenes Häuschen

des Paseo Colón soll Cervantes zum Aufenthalt gedient haben, woran eine Büste des Dichters erinnert. Bekanntlich finden die Abenteuer des sinnreichen Junkers aus der Mancha in Barcelona ihr Ende. Den Palastplatz, einen der größten und baumreichsten, schmückt ein prächtiger, monumentaler Marmorbrunnen mit Kindergruppen, Seeperldchen und allegorischen, Katalonien verherrlichenden Figuren. Südwärts schlendernd nähern wir uns der Stadt der Fischer, Barceloneta, in der Tat ein besonderer Ort. Sommerwirtschaften säumen die Straßen, in denen man unter einem Sonnendache Moluscos, der Katalone sagt Muslos, die Meeresmuscheln der Saison, mit einem hellen, recht trinkbaren Wein für billiges Geld serviert bekommt. Aber man kann, wie aus dem auffallenden Anschlag: „Se sirve a las Glorietas“ zu erraten ist, auch im verschwiegenen Kabinett solche Genüsse einnehmen . . .

Barceloneta macht einen ungemein schablonenhaften Eindruck. Aus der Vogelperspektive muß es wie ein großkariertes bunter Fetzen Zeug aussehen. Alle Straßen sind schnurgerade und schneiden sich in gleichen Abständen genau rechtwinklig. Gottlob sind die Mietkasernen der engen Calles nur zweistöckig. Die Balkone voll Wäsche, das Pflaster voll von Abfällen, Kindern und zusammengekauerten alten, rauchenden Frauen. Die Männer und rüstigen Weiber verbringen den Tag an der Playa, dem sandigen Strande, wo die Fischerboote auslaufen und rasten und riesige Netze vom Ufer aus ins Meer gerudert werden, die zahlreiche Personen an schier endlosen Tauen wieder einziehen. Diese Art Fischfang verfolgte ich von Port-Bou bis Denia. Wo immer das Meer in Sicht kam, sah ich die tauziehenden Fischer schwer und stumpf aus der Brandung die abschüssige Playa mit gekrümmtem Rücken hinanwaten. Sie hat nur bei ruhiger See Erfolg und ruht deshalb im Winter. Der Patron, der Besitzer von Gerät und Boot, wirft das äußerst feinmaschige Netz, welches wohl 60—70 Schritte lang und 2—3 breit sein mag und Korkschwimmer besitzt, so weit ent-

fernt von der Küste aus, daß man das Boot kaum noch erkennt. Die Enden des Netzes markieren flottierende Fässer. Und nun beginnt allgemach das Einziehen an zwei Tauen. An jedem arbeiten 6—10 Personen, während Frauen das Seil sorgfältig in Spiralen zusammenlegen. Hat ein Zieher seine Bahn strandaufwärts vollendet, so löst er seinen geschulterten Zugstrick, läuft zur Brandung zurück und schlingt ihn blitzartig durch einen geschickten Knoten abermals um das Tau. So löst und ergänzt sich die Reihe stumpfsinnig oft stundenlang, bis die der Brandung sich nähernden Fässer Leben und Spannung in die scheinbar idiotische Gesellschaft bringen. Jetzt heißt es geschickt manövrieren! Der Amo faßt selber mit an, um das Netz ungefährdet durch den Wogenprall zu dirigieren, der trotzdem manchem gefangenen Fischlein noch zur Rettung wird. Und dann der letzte Augenblick: wortlose Befriedigung oder grobe Flüche. Die Tauzieher werden nach dem erzielten Gewinn abgelohnt; ich entsinne mich des Prozentsatzes nicht, habe aber im Gedächtnis bewahrt, daß der Tag, an dem es einer auf eine Peseta bringt, eine große Ausnahme sein muß. So leben die Unglücklichen — zerlumpte Gestalten — auch nicht unter Dach und Fach, sondern in Hütten an der Playa selbst, wie ich solche in Chile nicht erbärmlicher gesehen habe. Man muß hineinkriechen in diese aus Lumpen, elenden Brettern, verrosteten Blechtrümmern zusammengeflickten Familienlagerstätten, die auch noch Hunde beherbergen. — Das Bild des Strandes ist bunt und anmutend. Die Fischer in den roten Mützen und Leibbinden, wie jene, welche Jasons Bark auf Anselm Feuerbachs Gemälde in die Flut schieben, die Netze strickenden und stopfenden Frauen, denen sich ein singendes Mädchen zugesellt, die Jungen, die Wettrennen mit ihrem selbst fabrizierten segelnden Spielzeug veranstalten oder Karten spielen, aber immer zetern und lärmern, und die Boote mit den frommen Namen — wenn nur der kräftige Seewind alle Gerüche in sich aufsöge; und doch habe ich hier im Spätsommer während der Bade-

saison ehrsame Bürger aus der Provinz lagern und schmausen sehen, während doch ringsum . . .

Und nun zurück zu dem nahen Park, welchen Baedeker besternt hat. Verehrter Leser, er ist groß, reich an staubigen und unnötig breiten Wegen und an Bäumen, die uns alle mittels eines mehr oder minder günstig eingestellten Schildchens versichern, daß sie *Populus alba* heißen, also Silberpappeln vorstellen. Auch gibt es einige Kinkerlitzchen, z. B. eine Nachbildung des Montserrat und eine überladene Kaskade und Fontäne ohne Wasser, mit einer triumphierenden Aurora; aber sonst ist alles kahl, kein Rasen, keine Blume; nur ein Elefant zeugt durch seinen uns erwartungsvoll entgegengestreckten Rüssel von Leben und Lebensmöglichkeit in diesem Silberpappelpark. Das einzig Hübsche erschöpft sich in einem allerdings sehr reizenden Brunnen mit fünf übermütigen nackten Buben. — Wir setzen unsern Rundgang auf dem *Salon de San Juan* fort, einem erhöhten Steinperron mit Geländer und von Bäumen beschattet, also ein Saal, dessen Dach grüne Wipfel oder die Himmelskuppel bilden, und zugleich eine Art Ruhmesallee durch die acht Bronzestatuen berühmter Katalonier, welche hier zur Aufstellung gelangten. Für uns wahrscheinlich, mit Ausnahme des Admirals Roger de Lauria, des siegreichen Franzosenfeindes aus der Zeit Peters III., unbekannte Größen. Zur Rechten erhebt sich das mächtige Viereck des Justizpalastes. Wir passieren den Triumphbogen, ein rotes Backsteinmonument aus dem Ausstellungsjahr 1888, und verfolgen die Ronda San Pedro bis zur belebten, mit reizenden Anlagen gezierten Plaza de Urquinaona, auf welche acht breite und moderne Straßen einmünden. Die prächtige Calle de Fontanella führt uns zur Plaza de Cataluña, dem Herzen des heutigen Barcelona. Der Platz ist, trotzdem der Verkehr aus allen Vierteln hier zusammentrifft, wegen seiner Größe — er mißt über 5 Hektar — und zahlreichen Palmen, Magnolien und Platanen eine angenehme Promenade, und wer ihn abends in feenhafter Beleuchtung gesehen hat, wird ihn zu den herrlichsten der europäischen Großstädte zählen.

Auch der Rahmen ist würdig: Prachtbauten mit den vornehmsten Hotels, Cafés, Restaurants und eleganten Läden — hier schuf sich der Luxus einen zweiten Markt — und allen möglichen Theatern, die bei Nacht in phantastischen Illuminationen miteinander wetteifern. Wir haben unter zehn Straßen die Wahl zum Weiterbummeln, und ich wende mich zum Paseo de Gracia.

Gracia bedeutet so vieles: Gnade, Gunst, Dankbarkeit und Anmut. Und fürwahr, es ist eine Promenade des Liebreizes, besonders im Frühling, wenn das junge Laub der vier Platanenreihen duftig und zart hervorquillt, aber mehr noch der Eleganz. Es ist die herrschaftlichste Avenue Barcelonas. In der Mitte die asphaltierte Bahn für den nachmittäglichen Equipagenkorso, zu beiden Seiten schattige Alleen für die bewundernden, aufgeputzten Fußgänger, dann rechts und links der Makadam, wo das Gefährt der Arbeit sich dröhnend und rasselnd fort-schleppt, und schließlich die Trottoire und die Paläste. Diese pompösen Träger der elektrischen Bogenlampen mit dem wundervollen schmiedeeisernen Arabeskenschmuck! Ihre Sockel sind zu den bequemsten Faulenzern ausgeschweift, die man sich wünschen kann. — Und die Häuser, die Paläste? Ich kenne kaum eine zweite Straße, deren Fassaden mehr Individualität besäßen. Damit gestaltet sich naturgemäß der Paseo zu einem Museum von Baustilen. Natürlich tritt das Einheimische, d. h. die Auferstehung des Alten, in prächtiger Neuauflage in den Vordergrund. Die altkatalonische Geschlechterwohnung, der maurische Alkazar oder die mittelalterliche Burg feiern ihre Wiedergeburt in kostbarer Verbrämung. Aber weder jene Motive noch die Mannigfaltigkeit, welche Gotik und Renaissance, Rokoko und Barock den Wünschen nach Eigenart bieten konnten, reichten aus, sie zu befriedigen; die barcelonesischen Millionäre wollten möglichst etwas Niedagewesenes, und die Erfüllung bestaunen wir in seltsam grotesken Bauten, die aussehen wie aus den Tiefen des Ozeans entstiegene Schlösser von Meeresfürsten: Säulen und Fenstergesimse und überhaupt alle Linien

zeigen quallige, wie aus zähflüssigem Teig erstarrte Formen; das Mauerwerk enthält Mosaiken aus bunten Scherben und rundlichen Scheiben, die sich wie Seerosen ausnehmen, das Gitter der Altane bildet grünrötlicher Seetang. Dieser absonderliche Stil, welcher in Barcelona eine auffällige Ausbreitung gefunden hat, geht auf den Baumeister Gaudi zurück, in dem offenbar der Geist eines Churriguera auflebte. Selbstverständlich trieb im Paseo de la Gracia auch der Konditorstil seine Blüten, und man verläßt nach dem ersten glänzenden Eindruck doch ein wenig ernüchtert diese Straße des augenfälligen Luxus, in welcher der prahlsüchtige Geschmack des Parvenüs so manches Protzenhafte erstehen ließ. — Wir wollen nicht mit solch geteiltem Eindruck unsere Wanderung durch die Stadt beschließen, sondern uns durch die Calle de las Cortes zur Universität wenden. Welch angenehmer Gegensatz, dieser edle Renaissancebau mit den für Katalonien so charakteristischen quadratischen Ecktürmen! Davor das jüngst enthüllte Denkmal des Dr. Bartolomeu Robert, hervorragenden Klinikers und Vorkämpfers für katalonische Autonomie. Die Herme des Gefeierten, die Kataloniens Genius auf die Wange küßt, tritt fast zurück hinter den großen Figurengruppen der Freiheitskämpfer hier und der jugendlichen Jünger des Galenus dort, welche mitleidig sieche Frauen und Kinder betrachten; eine Szene aus dem klinischen Vorzimmer. Jene in Bronze, diese in Marmor.

Und nun zu einem wohlverdienten Glase Münchener in einem der bequemen Rohrstühle vor dem „Hotel Continental“, Ecke Plaza Cataluña und Rambla.

. . .

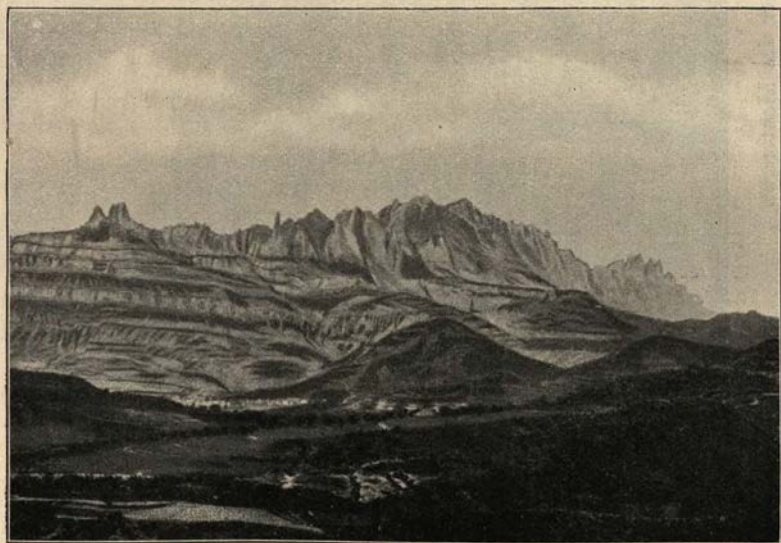
Wir haben kaum Platz genommen, so stürzt sich eine Schar halbwüchsiger Burschen auf uns mit dem breit ausklingenden „limpia botès!“ Etliche Zigarettensammel-sammler krabbeln zu unseren Füßen, eine Musikkapelle pflanzt sich vor uns auf und Bettler — Pordiosieros, Ungotteswillensager — lösen einer den anderen ab, wie denn

auch alle möglichen Musikensembles rasch aufeinanderfolgen. — Zu den häufigen Erscheinungen gehört ferner der unstete Maler, welcher in wenigen Minuten eine farbensatte Landschaft auf einen Karton zaubert, die sich unter dem goldenen Rahmen, den er mit sich führt, wunderbar ausnimmt, und an Ort und Stelle verlost wird. In Spanien wird viel verlost und noch mehr an Losen angeboten, und ich glaube deshalb auch so viel gebetet. Und was wird erst gefaulenzt! Es gibt sogar einen ganzen Stand privilegierter und besoldeter Faulenzer, das sind die Wächter der öffentlichen Ordnung. Rote und khakifarbene, schwarze und weiße, unter Tropenhelmen, Käppis und Tschakos, mit Bambusstäben, Degen, Revolvern und Gewehren, rauchend und schwatzend, zu dritt oder viert, zu Fuß und beritten an allen Ecken und Enden. Dagegen vermißt man die Mönche, welche wahrscheinlich keine Zeit zum Spazieren haben, da sie sich mit allen möglichen Industrien abgeben. An den elektrischen Wagen preist z. B. ein häufig wiederkehrendes riesiges Außenschild die Schokolade der P. P. Mercedarios an; jedoch möchte es kaum eine Branche geben, in der sich die Orden, voran die Salesianer, nicht beschäftigten, zumal sie über billige Arbeitskräfte, die Kinder, verfügen, welche ihnen zur Erziehung anvertraut wurden. Aber von Priestern wimmelt es. — So haben wir noch einmal das alltägliche Leben und Treiben der Rambla genossen, einen betäubenden Zusammenhall von Stimmen und Tönen und ein chaotisches Gewirr von Menschen und Tieren, denn auch die Ziegen und die Eselinnen mit ihren roten Decken, welche das Vorrecht besitzen, die für Fußgänger reservierten Promenaden und Steige zu benutzen (den Salon de San Juan nicht ausgeschlossen), gehören dazu, und ich möchte den Leser nunmehr in das Barcelona der Osterzeit versetzen.

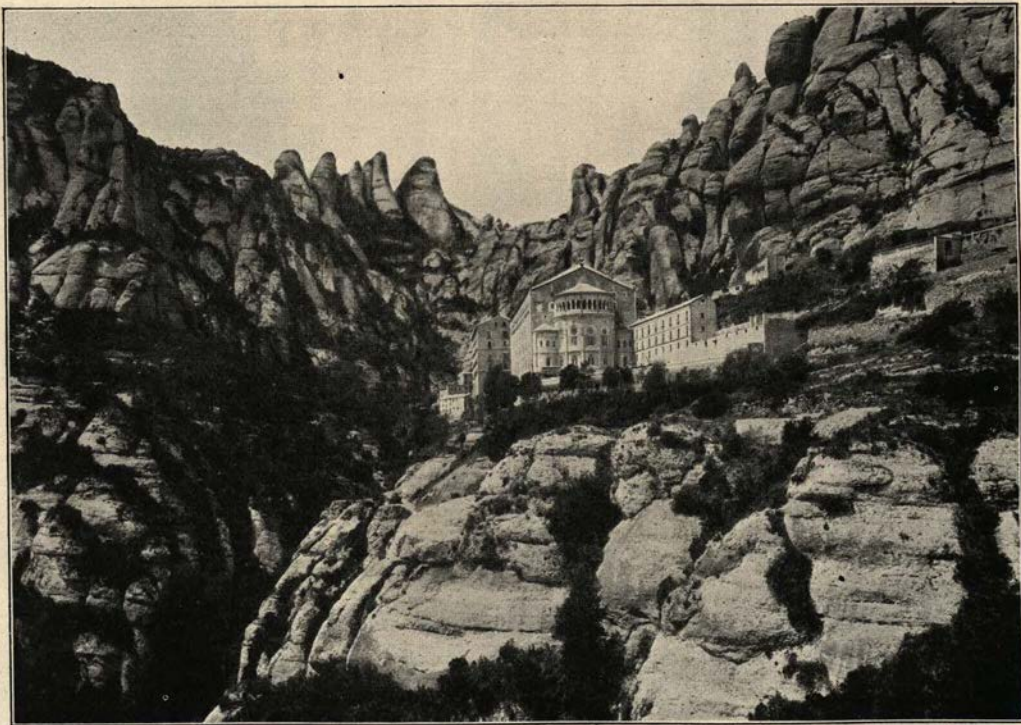
Ostern fiel in die erste Aprilwoche, und als ich am Sonnabend, dem 30. März, die Rambla Cataluña, die Fortsetzung der alten Rambla über den gleichnamigen Platz



Barcelona
vom Molo aus gesehen.



Der Montserrat.



Das Kloster des Montserrat.

hinaus, verfolgte, schritt ich wie in einem Walde gebleichter Palmenwedel — Ramilletes — und phantastischer Blumen. Es waren die gelegentlich zimmerhohen Zweige der Dattelpalme aus den Palmenwäldern von Elche und Orihuela, die wie geschält aussahen und die zarte Farbe eines hellen Lindenbastes besaßen. Am seltsamsten und oft entzückend nahmen sich die Bukette aus, zuweilen riesigen Umfangs, deren mannigfaltige und zahllose Blumen aus Palmenfiedern gekünstelt waren: Rosen, Nelken, Winden, Lilien und viele andere Blüten, sowie die zartesten Gräser nachahmend. Und gottlob! noch atmen diese unvergänglichen Sträuße nur den zartesten Cremeton, noch verkleckste sie kein farbenwütiger Pinsel. Auch Sterne und Kreuze sah man, kleine und große und sehr verschiedenartige, kurz, man bewunderte hundert Kunstwerke geschickter Hände und guten Geschmacks aus den Wedeln der stolzen *Phönix*. Auf die Palmen folgten Mauern von grünen Büschen, ganze Wagenladungen, die aus den Bergen stammen und, wo es anging, als Laurel, Lorbeer, angepriesen wurden; aber es befand sich, wie auch sonst im Leben, viel falscher darunter.

Den Domingo de Ramos, Palmsonntag, läuteten die Ziegen ein. Vor der Kirche San José, an der unteren Rambla, staute sich ein Hain frischer Laubbäume, die mit Broten, Zuckerwerk, Orangen, Artischocken, Porree und sogar Fischen behangen waren und von Knaben gehalten wurden. Und die Jungen sangen:

El ram, el ram, el ram de la pació.

Obriu, obriu, obriu que volem entrar

A las portas de la iglesia

Y venen bacallá!

Da ist er der Baum, der Baum der Passion.

Öffnet, öffnet das Tor,

Wir wollen zur Kirche hinein

Und Bacalao¹ verkaufen!

Dazu stießen sie im Takte mit aller Kraft die Bäume auf den Boden. Es folgte ein Umgang unter Führung der

¹ Stockfisch.

Priester durch den Tempel, begleitet von demselben wilden Sange, und die Weihe der Bäume und ihrer Anhängsel. — Vielleicht kann man diesen Brauch so deuten, daß früher die Fischhändler am Palmsonntag ihre Ware in der Kirche segnen ließen.

In der Osterwoche bemerkt man überall singende Kindergruppen. Den Liedern liegt häufig ein religiöses Motiv zugrunde, wie dem Sange kleiner Mädchen, den ich auf der Plaza Real auffing, der aber, wie ebensolche Liedchen bei uns, nicht viel Sinn hat. Die anspruchslosen Sänger berauschen sich am Wohllaut des Reims:

Santa Maria sola	Heilige Maria, einzige,
Trenca la casola!	Zerbrich den Topf!
Santa Maria vella	Heilige Maria, alte,
Trenca la paella!	Zerbrich die Pfanne!
Santa Magdalena	Heilige Magdalena,
Porta la cadena,	Bring die Kette her,
Per ligar al dimoni!	Um den Teufel zu fesseln!
Vivat Sant Antoni!	Es lebe Sankt Antonius!

Man mag sich vorstellen, wie die Verse nach Kinderart anfangs dumpf geleiert, aber die letzten beiden hinausgeschrien werden.

Das Ostersingen ist so eingewurzelt, wie bei uns das Singen zu Martini. Es gibt förmliche Osterstrophen religiösen, satirischen oder politischen Inhalts, und dazu, gleich der Kurrende, von Haus zu Haus ziehende Knabengruppen. Einer solch artigen Kapelle begegnete ich in dem Villenorte Vallvidrera, nämlich sieben oder acht sauber gekleideten, frischen Buben in blauen Kitteln, schwarzen Mützen und weißen Alpagatas, die, mit seltsamen Geräten und Emblemen ausgerüstet, singend umherzogen und unter der Leitung eines kleinen Kameraden, der wie ein ernsthafter Kapellmeister den Taktstock schwang, vor den Türen haltmachten und hell und unbekümmert ihre Lieder erschallen ließen. Einer trug ein Gerät, das wie ein Anker aussah, ein anderer eine Handsäge, ein dritter einen gestielten Rost — alles aus Holz — und ein vierter eine kleine Leiter, deren Sprossen feine Knochen des Hammels

geliefert hatten, und ein fünfter ein winziges, buntbebandertes Körblein. Die Bedeutung aller Apparate konnte ich nicht in Erfahrung bringen, indessen haben sie, wie die Nachbildung des Bratrostes, Bezug auf allerlei Eßbares und dessen Zubereitung, denn unsere Säger führten auch noch einen höchst unsymbolischen großen Korb zum Einsammeln etwaiger Gaben mit sich. — Die Osterwoche geht halb Barcelona aufs Land, und da sieht man oft ganze Züge von Männern und Burschen mit den roten Baretinas, nach Art unserer Wandervögel mit allen möglichen Geräten zum Kochen und Braten auf den Schultern, mit den Farben Kataloniens bebandert und grünen Zweigen bekränzt ins Freie hinausziehen.

Am Gründonnerstag läuft jung und alt mit hölzernen Hämmern zu den Kirchen „para matar a los judios“, um die Juden totzuschlagen; die Kleinen haben sich mit besonders zu diesem Zwecke angefertigten Hämmerchen schon tagelang zuvor geübt. Das Vergnügen beginnt präzise 6 Uhr abends. Damit der Effekt nicht hinter dem guten Willen zurückbleibt, wurde der Boden der Kirche mit Brettern belegt, und auf diese schlägt die bis zur Verrücktheit tobende Menge mit solchem Fanatismus ein, daß einem Hören und Sehen vergeht. Das dauert 15 Minuten; dann hat auch der letzte Hebräer seinen Geist aufgegeben. Am Karfreitag gehen die Frauen in grauen oder schwarzen Mantas, die leicht wie Schleier von ihren Häuptern auf die Schultern wallen, und am Sonnabend kauft man das Osterlamm, welches im Paseo de San Juan als ein mit einem blauen Halsband und einem Glöckchen geschmücktes, weiß gewaschenes Opferlamm seiner Bestimmung entgegenblökt. Am Ostersonntag aber strömt die Menge den beiden Stierkampfarenen zu, der alten bei Barceloneta oder der neuen am westlichen Ende der Calle de las Cortes.

Ich habe am Palmsonntag dem Stiergefechte in der neuen Plaza de Toros beigewohnt, einer prächtigen, aus roten Backsteinen im maurischen Stil erbauten Arena, welche 20 000 Zuschauer faßt. In den Stierkampfarenen lebt die Tradition des römischen Zirkus ununterbrochen fort, und in Frankreich zerfleischen sich z. B. in der aus römischer Zeit stammenden Arena von Nimes heute anstatt Gladiatoren, Löwen, Leoparden und Christen — Stiere, Pferde und Toreros. So ist die Plaza de Toros ein amphitheatralischer Rundbau, welcher zu ebener Erde in peripheren Gewölben die Ställe für die Stiere und Pferde, die Räume für die Kämpfer und das Personal, und vor allem eine Kapelle enthält, wo die Fechter sich vor einem Heiligenbilde im Gebet stärken können oder auch den letzten Trost für die Reise ins Jenseits empfangen. Nur die oberste Galerie, die der Palcos, ist bedeckt und mit Stühlen versehen; im übrigen bildet der Himmel das Dach. Man sitzt auf Stein, und da die Vorstellungen stets zwischen 4 und 6 stattfinden, östlich in der Sonne und westlich im Schatten. Sol y Sombra spielen denn auch eine große Rolle in der Stierarena und vor allem beim Eintrittspreis. Ich hatte mich zu Stein und Schatten entschlossen und bekam dicht unter den Palcos (Logen) einen guten Platz und angenehme Nachbarschaft, die mich gern belehrte. Der erste Eindruck ist sehr hübsch. Man denke sich den köstlich blauen Himmel, der sich hier nun wirklich wie eine Glocke über uns wölbt, und das mit tausend bunten Sonnenschirmen und tausend blitzenden Fächern der Sonne wehende heitere Volk gegenüber im Sol in lichten Toiletten und man selbst im kühlen Schatten, bequem, nicht eingezwängt wie drüben, dazu die Spannung; in der Tat, die Anfangsstimmung war wohlzig und festlich.

Dann intonierte auf ein mit dem Taschentuch aus der Loge, in welcher der Alcalde von Barcelona präsierte, gegebenes Zeichen die Militärmusik — die Menge hatte schon ungeduldig zu pfeifen begonnen —, und unter ihren Klängen bewegte sich ein glänzender Zug in die Schranken

des Kampfplatzes. Ihn führten in altertümliche, schwarze Sammettrachten gekleidete Reiter, die Alguaciles, Diener des Municipio, gefolgt von den glänzend kostümierten Matadores und Banderilleros in scharlachroten Strümpfen, grünen, roten und blauen, kurzen Beinkleidern und Jacken aus Atlas oder Seide, alles von Gold- und Silberstickereien strotzend, auf dem Haupte ein schwarzes Barett, und mit dem typischen Zopf; diese zu Fuß, während die mit einem breitkrepfigen, weißen oder grauen Hut bedeckten und mit hellen Jacken und langen Lederhosen bekleideten Picadores zu Pferde nahten, begleitet von feuerrot gewandeten Knechten. Die prächtigen Gruppen beschlossend drei pompös herausgeputzte Rappengespanne, kraftstrotzende Pferde mit Kopfbusch, überreichen Sätteln und Zaumzeug, von sechs weißen, rot bemühten Burschen geleitet. Vor der Präsidentenloge wird haltgemacht; die Fechterquadrille grüßt hinauf, einer der Alguaciles erbittet den Schlüssel zum Stierzwinger, der Präsident wirft ihn hinab, der phantastische Aufzug, halb Prozession, halb Kavalkade, entfernt sich, der Kampf beginnt.

Ein Novillo, ein jugendlicher Stier, welcher vorher stundenlang im Dunkeln gehalten wurde, läuft herein, stutzt, schaut sich verwundert um, schnuppert am Boden und interessiert sich für allerlei, nur nicht für die grotesken Menschen, die in der Arena umherhüpfen, bis solch ein Bajazzo ihn mittels eines roten Tuches reizt und in Trab versetzt. Nun erscheint der Picador, und die erste Szene der dreiteiligen Marter nimmt ihren Anfang.

Der Picador sprengt nicht auf schnaubendem Araberhengste, den Sand aufwirbelnd, heran, sondern wird auf abgetriebener Mähre, neben der Rosinante vielleicht noch Figur gemacht hätte, von einem der rotmützigigen Mozos herbeigezerrt. Dem elenden Geschöpf wurden die Augen verbunden. Und so schleppt man Reiter und Roß vor den Stier, welchen der Picador mit einer Lanze bearbeitet, bis das wütend gewordene Tier das Pferd auf die Hörner nimmt und ihm den Bauch aufreißt. Hat es genug, stürzt

es, so rettet sich der Picador durch einen Sprung über die Brüstung in den Zuschauerraum, hält es sich noch, so wird der Stier wiederum gereizt und gestochen, bis er den Angriff auf den Bauch des Rosses wiederholt, bei dem der Reiter ängstlich bemüht ist, seine Beine in Sicherheit zu bringen. Nun, schließlich ist der Klepper tot, und sein Kadaver, aus dem die Eingeweide herausgetreten sind, bleibt vorerst da liegen, wo er fiel.

Der zweite Auftritt, jener der Banderilleros, beginnt. Den Stier bewegt und führt das rote Tuch, und nun erspäht der auf den Zehen herbeihüpfende, prächtig gekleidete, graziöse und elegante Banderillero den Moment, wo er, das Haupt geradeaus gerichtet, stutzt, und, die Bestie ins Auge fassend, pflanzt er sich straff vor ihr auf und spießt ihr über ihren Kopf hinweg zwei Banderillas, mit Widerhaken versehene, $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Meter lange Stäbe in den Nacken. Aber er muß gut zielen; die bunten, von Gold- und Silberflittern umwundenen Harpunen müssen dicht rechts und links völlig symmetrisch neben der Wirbelsäule wurzeln und so fest verankert sein, daß sie das empörte Geschöpf nicht abzuschütteln vermag, sonst erntet er Zischen statt Beifall. Als Banderilleros betätigen sich stets mehrere; der Stier ist alsbald mit einer Anzahl der aufgeputzten Marterinstrumente behangen, und das Blut strömt in breiten Rinnsalen über Hals und Brust.

Für den Einheimischen und besonders den „Aficionado“, den Liebhaber, ist das Bisherige nur Vorspiel, und die Hauptsache, namentlich vom „künstlerischen“ Standpunkt aus, die Schlußszene, wo der Matador (oder Espada), der Torero im eigentlichen Sinne, auftritt und den Stier mit dem Degen durch einen Stich ins Genick tötet, den er dem Tiere von vorn beibringt. — Nunmehr spielt die Musik einen Jubelhymnus, die Tore der Arenaschränken öffnen sich, und es erscheinen wiederum die glänzenden Gespanne, um Roß und Stier, denen man einen Strick um den Hals legt, von dannen zu schleifen.

Dieses Schauspiel wiederholt sich viermal, denn eine Vorstellung begreift vier Corridas. — Und der Eindruck?

Grausig und grausam. Ich hatte nur noch Mitleid mit den hilflosen Kreaturen, vor denen sich ihre Peiniger, wenn es Ernst wurde, durch einen Sprung über die Barriere retteten. Die Stierkämpfer springen wie die Gummibälle. In Spanien erscheint eine ganze Anzahl illustrirter Wochenschriften, die sich nur dem Stierkampf widmen, wie *Sol y Sombra*, *El Arte taurino* u. a. Die *Espadas* sind die populärsten Männer. Man bildet die Sterne wie *Gallito* (Hähnchen), *Lagartijo* (Eidechse) oder *Bombita* (Spritzchen) — sie besitzen sämtlich Übernamen — häufiger ab, wie den König und bei allen Gelegenheiten. Selbst wenn sich *Bombita*, alias *Ricardo Torres*, einen Rock anmessen läßt, wird er photographiert. Die Bezahlung solcher Größen übertrifft jedenfalls in Spanien die der gefeiertsten Tenöre, die, so glaube ich, keine 7000 Pesetas für eine Vorstellung einheimen. — Die Stierkämpfer stammen zumeist aus Andalusien, und dort werden auch die Stiere gezüchtet, ebenfalls teure Ware, denn unter 1000 Pesetas soll nichts Besonderes zu haben sein. — Am Tage nach der *Corrida* gab es in unserm Hotel *Estofado de Toro*, d. i. ein Gulyas von den nämlichen Stieren, deren Abschachtung wir beigewohnt hatten.

Es sei den Barcelonesen zur Ehre angerechnet, daß sie in ihrer Gesamtheit für die *Corridas de Toros* lange nicht den Enthusiasmus entwickeln, wie der Valencianer oder *Palmeño*. Man trifft schon viele, welche die Nase rümpfen, wenn man auf diese Feste zu sprechen kommt, und versichern, seit Jahren keinem beigewohnt zu haben. Der Katalonier ist bekanntlich sehr verschieden vom Spanier, und insbesondere vom Kastilianer, in dem er durch Jahrhunderte seinen ärgsten Feind sah und sehen mußte.

Barcelona verblieb nur etwa 200 Jahre in arabischem Besitz und bildete alsdann die Hauptstadt einer eigenen Grafschaft, zu welcher 1137 Aragonien kam. Katalonien und Aragon vereinigten sich unter einem gemeinsamen

Herrscherhause zu einer Konfederation, welche beiden Ländern ihre Gesetze und Sonderrechte ließ. Die Glanzzeit der beiden Staaten begann unter Jakob dem Eroberer, unter dem sich Barcelona zur Herrin des Mittelmeers machte und namentlich im Kampf gegen die Mauren von allen christlichen Völkern als Bundesgenossin begehrt wurde. Dem barcelonesischen Seerecht unterwarfen sich selbst Genua und Venedig. Katalonien war während dieser ruhmreichen Epoche mehr Republik als Monarchie, denn die Gesetze vollstreckte der „Rat der Hundert“ (Consell dels Cent) nach den Usatges, offenbar einem auf dem Gewohnheitsrecht beruhenden Kodex. Das gedeihliche Zeitalter, in welchem auch die Kunst blühte und Barcelonas fortschrittlicher Geist bis nach Neapel wirkte, dauerte sechs Jahrhunderte, „während deren sich die Katalonier das glücklichste Volk der Erde nennen konnten“. Schon mit dem Hinscheiden König Martins setzten Wirren ein, aber den Todesstoß erhielt die mediterrane Suprematie Kataloniens durch die Vereinigung Aragons mit der kastilischen Krone. Die katholischen Könige bedrückten Katalonien und insbesondere die Hauptstadt planmäßig; diese antwortete mit Empörungen, jene mit barbarischer Erstückung, und während solch ungleichen Kampfes bröckelten allmählich Selbstverwaltung und Vorrechte hinweg. Trotzdem hat sich der Katalonier eine seltene Elastizität bewahrt. Sein Widerstand gegen die napoleonische Invasion erzeugte klassisches Heldentum, und es ist wahr: „el atraso que se achaca a España no reza para Cataluña, die Rückständigkeit, deren man Spanien zeihet, gilt nicht für Katalonien.“

Aber gerade darum will der Katalone nichts mit dem Spanier, ja nicht einmal mit der spanischen Sprache zu schaffen haben. Seine Sympathien besitzt Südfrankreich, mit dem ihn viele historische Erinnerungen verbinden. Die alten barcelonesischen Condes waren auch Grafen der Provence, und ihr größter Fürst, Jaime el Conquistador, erblickte in Montpellier das Licht der Welt. Und vor allem: das Katalonische ist dem Provenzalischen ge-

schwisterlich verwandt, während dem Volke Barcelonas Kastilianisch so fremd und unverständlich ist, daß man die Straßenschilder zweisprachig schreibt. Eine größere Zahl der in Barcelona erscheinenden Tageszeitungen und illustrierten Wochenschriften, ja selbst wissenschaftliche Bücher und eine Unzahl von Novellen, Romanen und Liedersammlungen sind katalonisch gedruckt. Der Vollblutspanier soll dieses Idiom schwer verstehen und noch schwerer richtig sprechen lernen, und der Barcelonese gibt ihm scherzend folgende Verse auf, damit er sich seine harte kastilische Zunge geschmeidigt oder abbricht:

Sexe jutges menjen ¹	Dies y seis jueces comen ²
Fetje d'un penjat	Higado de un ahorcado
Que encare penja.	Que todavia cuelga.

16 Richter essen
Die Leber eines Gehenkten,
Der noch henkt.

Meine freundlichen Wirte im „Hotel Peninsular“ hatten mir mancherlei über Barcelona erzählt. Es war Mitternacht geworden, und obwohl das Leben auf der Calle San Pablo noch lebhaft und lärmend wie am Tage war, mußte ich trachten, es zu „über“schlafen. Ich verabschiedete mich und bekam als Gegengruß das gebräuchliche, etwas langatmige katalonische Gute Nacht:

Bona nit tingui!	Habt Gute Nacht!
Digali que vingui,	Sagt, daß er eile,
Que porti le que tingui,	Und, was er hat, sei mitgebracht.
I que no se'n tratingui!	Sich nicht verweile!

¹ Katalonisch.

² Spanisch.

V.

„An Lage und Schönheit einzig.“

(Cervantes.)

Auf dem Molo. — Ein Tänzchen im Freien. — Die Jota. — „Wenn meine Schwiegermutter tot ist . . .“ — „In die Ehe und ins Bad . . .“ — Der Montjuich. — Zum Tibidabo. — Zistroseblüte. — „En sitio y en belleza unica.“ — Rabassada. — Vallvidrera. — Alter und Neuer Friedhof.

Im April sollte es noch regnen, wenigstens im Interesse der Landwirtschaft; denn eine Bauernregel sagt:

En Abril	Der April naß
Cada gota vale mil.	Füllt Scheuer und Faß.

Und der Himmel hatte auch öfter ein Einsehen und öffnete seine Schleusen; einmal aber wurde er so böseartig, daß wir zu unseren Überziehern unsere Zuflucht nehmen mußten und uns in einen unfreundlichen März zurückversetzt wähnten, von dem es auf katalonisch heißt:

Mars mar sot:	Schlechter März, übler Kumpan:
Mata la vella	Er tötet die Alte
A vora del foch	Am warmen Ofen
Y la jova si pot.	Und auch die Junge, wenn er kann.

Kaum hatte er aber sein Mütchen an uns gekühlt, so lachte er mit ausgelassener Sonne und zauberte einen Junitag über die Stadt. — So war es am Ostersonntage, dem Domingo de la Gloria, wo im freien Meere gebadet wurde und viel Volk zur Playa und auf den Molo strömte, der sich viele hundert Meter ins Meer hinausreckt und mancherlei Unterhaltung, eine herrliche Aussicht, Plätzchen zum Lagern und sogar zum Tanzen bietet. Hier sah

ich die ersten spanischen Tänze. Eine Gitarre intonierte die J o t a , und singend fielen Männlein und Weiblein ein:

La Virgen del Pilar dice,	Die Jungfrau von Pilar mag nicht
Que no quiere ser Francesa,	Sein eine französische Puppe,
Que quiere ser capitana	Sie ist und bleibt die Hauptmännin
De la tropa aragonesa.	Der aragonesischen Truppe.

Und etwas derb:

Cuando se muera mi suegra	Wenn meine Schwiegermutter tot ist,
Que la entierren boca 'bajo:	Begrabt sie mit dem Munde nach unten:
Porque si quiere salir,	Daß, wenn sie wieder heraus will,
Que se vaya mas abajo.	Sie sich immer tiefer hineinfrisßt.

Und dann wieder schalkhaft:

No me prendió el escribano,	Mich ergriffen nicht der Schreiber,
Los alguaciles ni el juez;	Der Büttel und der Richter nicht;
Me prendieron dos corchetes	Mich ergriffen, ach! zwei Häkchen
De un corpiño de mujer.	Eines Frauenmiederchens.

Oder:

Al matrimonio y al baño	In die Ehe und ins Bad
Procura entrar de repeute,	Wirf dich ohne viel Besinnen,
Porque al que piensa mucho	Willst du lange dich bedenken,
Le da frio y no se mete.	Wird dir's kalt und du bleibst draußen.

Nach diesen mannigfaltigen zierlichen Strophen tanzten die glücklichen Menschenkinder ihren anmutigen Zweitanz, immer nur ein Paar gleichzeitig. — Mir waren Tänze spanischer Herkunft schon aus Südamerika bekannt, am besten durch die chilenische Cueca, und ich konnte mir nun erklären, weshalb gerade die dort lebenden Spanier für den chilenischen Nationaltanz den größten Abscheu hegten. Denn, wie sich in jenem Andenlande die europäische Kultur vielfach grotesk verzerrte, so kam auch in der Cueca ein häßlicher und unflätiger Bastard zur Welt.

Die Strophen der Jota werden auch im Hause zur Unterhaltung gesungen und wie ein Ritornell im freien Felde in die Lüfte hinausgesandt und besitzen nicht selten einen spitzigen und sarkastischen Zuschnitt, gleich den menorquinischen Glosas:

Si con muy pocas palabras	Wenn du mit sehr wenig Worten
Quieres decir muchas cosas:	Der Dinge viele willst sagen:
Pasa en Aragon un dia	Geh einen Tag nach Aragon
Y aprende a cantar la Jota.	Und lerne die Jota zu singen.

Die Aussicht vom Molo dürfte im Baedeker einen Stern erhalten. Die Silhouette der Stadt, so charakteristisch durch die Stumpftürme der Kathedrale, Santa Agueda und Maria del Pino, präsentiert sich nirgends schöner als hier, wo sie sich gegen den villenübersäten Tibidabo, die höheren, schon verblauenden Montañas malas und den kegelförmigen Monte Moncada — mit Befestigungen aus der Maurenzeit — abhebt. Zur Linken der gelbe, schroff zum Meere abstürzende Montjuich mit seiner Zitadelle, im Südosten dagegen über den Mastenwald des Hafens und Barceloneta hinaus Badalona, Mongat, Masnou usf., eine ununterbrochene, den sandigen Strand begleitende Reihe von gewerbefleißigen Ortschaften und Städtchen, in denen es aus hohen Fabrikschornsteinen qualmt.

An einem heißen Vormittage wandte ich mich durch die westliche Stadt, welche zwischen Hafen und Montjuich das Fabrikviertel umschließt, zur Besteigung des Montjuich, eines isolierten, allmählich aus der Ebene des Llobregat aufsteigenden felsigen Hügels, der bei uns keinen guten Klang hat, da Francisco Ferrer hoch oben in dem Fort erschossen wurde. — Wie sommerlich war dieser Morgen! Man sah schon Händler, welche mit bunten Papierbüscheln an langen Stielen, Fliegenverscheuchern, hausierten. Der Anstieg erfolgt auf der bequemen Chaussee, die schließlich in das Fort mündet. Ich begegnete Knaben, welche ganze Arme voll des als Heilmittel gebräuchlichen Glaskrautes (*Parietaria officinalis*) gesammelt hatten. Im übrigen bedeckten das Gestein hauptsächlich *Thymelaea hirsuta* mit den schuppenartig belaubten, hängenden Zweigen, die wilde Artischocke (*Cynara cardunculus*) mit prächtigen, himmelblauen Blüten,

und an manchen Stellen Wäldchen der „Lilie auf dem Felde“ (*Asphodelus fistulosus*), deren lange, dünne Rispen in Blüte und Frucht standen, oder Büschel silberblättrigen, goldgelb blühenden Schneckenklees (*Medicago marina*). Die Volksrestaurants an der Meeresseite sind im Sommer sehr besucht und Vertilgungsstätten ganzer Lasten von Miesmuscheln. In halber Höhe liegt ein kleiner, aber wohlgepflegter öffentlicher Park mit australischen Akazien und hoch aufgeschossenen blühenden Agavenschäften, während in den Grotten und an den Böschungen der Pfade ein üppig wucherndes Fettgewächs in rotbläulicher Blütenpracht stand. Aus dem anmutigen Baumgehege genießt man eine umfassende Aussicht, namentlich landeinwärts, während, wenn man den Weg zur Festung fortsetzt, wo man aber gelegentlich von Militärposten hin und her dirigiert wird, sich der Blick über den Hafen und das Meer öffnet. Uns zu Füßen der neue Friedhof mit seinen unzähligen Mausoleen und Zypressen, in Terrassen den Berg hinanklimmend, und dann der pittoreske Felsstrand, der Absturz des Montjuich, welchen die Brandung zernagt hat, und weiter südwestlich die noch ziemlich unberührte sandige Playa, die tomatenreiche Huerta.

* * *

Der Montjuich hat heute trotz seiner Nähe bei den Aussichtsuchern verloren, da es durch die elektrische Bahn, der sich später ein Funicular anschließt, müheloser ist, den Gipfel des Tibidabo (532 Meter) zu erreichen, welcher ein ungleich großartigeres und umfassenderes Gemälde entrollt.

In der Rambla verkehren Elektrische, deren Verdeck zwei Reihen Sitzbänke trägt, die, von der Frühlingssonne beschienen und dem durchsichtigen Laubdach der Platanen überwölbt, zur Zeit recht einladend waren. Der Einheimische bezeichnet diese Wagen als Imperiales; sie erinnern an die Omnibusse der Pariser Boulevards, nur daß sie solider aussehen, und so nahm ich keinen Anstand,

mich hinauf zu verfügen, wo ich bereits ein deutsches Ehepaar vorfand, sie von etwas globetrotterhafter Nonchalance. Obwohl wir zunächst die bekannte Plaza Cataluña und den Paseo de Gracia entlang fuhren, kam mir doch alles so von oben gesehen wieder neu und interessant vor; alsdann mündeten wir in die Calle Salmerón, die frühere Calle Mayor, d. h. Hauptstraße des längst in Barcelona aufgegangenen Ortes Gracia, aber noch heute mit der freundlichen, altväterischen Anmut der Geschäftsstraße einer Kleinstadt. Wir kreuzen die Plaza Els Josepets, die sich in de Lesseps verwandelte, und gelangen in den modernen Paseo de la Diputación und damit in das Villenviertel, wo in den Vorgärten der vielfach durch hohe imponierende Eingänge gezierten Häuser bereits am 2. April Geranien und Zentifolien in voller Blütenpracht stehen. Zur Rechten erscheint die reizende, amphitheatralisch ansteigende Villenkolonie Vallcarca. Nun geht's durch die Calle Craywinkel — wie heimatlich das klingt! — zur Avenida del Tibidabo, die wir nach einem Wechsel der Bahn passieren, und welche nicht allein Unterhaltung durch ihre oft sehr eleganten Bauten bringt, sondern, ansteigend, bereits Ausblicke über das große Barcelona eröffnet. So gelangen wir, ohne einen Augenblick aus dem Schauen gekommen zu sein, auf die Plaza del Funicular, wo wir zwischen der Drahtseilbahn und einer bequemen Fahrstraße wählen können, falls wir eine Wanderung vorziehen. Wir sind schon höher als der Montjuich! Die Plaza war belebt; etliche Priester führten ihre wie Seekadetten gekleidete Schülerschar spazieren, und liebenswürdig, wie sie fast ausnahmslos sind, wurden sie mir zum Führer durch das überwältigende Häuserlabyrinth der Riesenstadt und der hervorstechenden Punkte des überraschenden Panoramas.

Barcelona gleicht einer Austernschale, deren breiten Mantelrand das Meer bespült; wir sahen, wie die Wogen der Brandung sich bäumten. Der Montjuich deuchte uns eine unbedeutende Erhebung. Als Wahrzeichen beherrschen die Stadt aber nicht ausschließlich die stumpfen,

schwerfälligen Kirchtürme, sondern neben ihnen schlanke Fabrikessen. Man sah die ausgedehnte Ebene rechts vom Montjuich, wo ein Stück barcelonesischer Zukunft schlummert und sich heute noch ein riesiger Pinienwald, von Agaven gesäumt, ausdehnt. Wir erfreuten uns an der blitzenden Flottille von Schifferbooten; es gibt keinen wunderbareren Kontrast als das Blau dieses Meeres mit den schneeweißen Segeln. — Ganz im Vordergrund der kleine Monte Turó, von hellfarbigen Villen bedeckt, welche die Reste eines Pinienhaines durchschießen, und der Monte Pelada, zurzeit noch von urwüchsigen Kiefern und dichtem Busch umhüllt. — Wir verabschiedeten uns auf der Terrasse der „Paloma mensajera“, „der Botentaube“, und ich wanderte die Straße zur Höhe hinauf. Der Frühling hatte die Abhänge bunt bekränzt mit rosafarbenen Winden (*Convolvulus althaeoides*), italischem Natterkopf (*Echium italicum*) mit auffallend großen, blauen Blüten, einer niedrigen Salbei, schwankenden Reseden, einem prächtigen, graziös verästelten, hohen, blauen Klee (*Psoralea bituminosa*), und der weißen Ackerhundskamille (*Anthemis arvensis*). Überall reizende malerische Motive, einsame, weiße Landhäuser an abschüssigen Schluchten in wundervollen Gruppen von himmelhohen, luftigen Eukalypten, schwarzgrünen Zypressen und Weiden in hellgrünem Schimmer.

Der Gipfel des Tibidabo ist noch zum Teil mit Pinien (*Pinus pinea*) und Immergrüneichen bewaldet, unter denen sich die weiß blühende Heide (*Erica arborea*) weit über Manneshöhe thujaartig erhebt, und die Mata (*Pistacia lentiscus*) nebst *Coriaria myrtifolia*, ein zum Gerben benutzter Strauch mit unscheinbaren grünlichen Blütenchen und Phyllireen, vor allem aber verschiedene Zistrosensträucher gedeihen, ohne welche die spanische Frühling flora ihres besten Schmuckes beraubt wäre. Hier oben prangen wie riesige Blumensträuße die Büsche von *Cistus albidus*, sich ganz einhüllend in rote, ein wenig ins Bläuliche spielende Blüten von der Größe und Form der wilden Rose, und *Cistus monspeliensis*, leicht kenntlich durch seine Klebrigkeit, den zahlreiche, reinweiße,

kleinere Blüten besäen. Durch das Gesträuch schlingen sich hochrankende blaue und rote Wicken, und an den sonnigsten Stellen blüht Lavendel (*Lavandula dentata* und *stoechas*) und purpurner Gamander (*Teucrium*). Schon beginnen überall wie zerstreute Lichter die sattgelben Blüten der Ginesta, des ginsterartigen *Spartium junceum*, aufzuleuchten, welche in einigen Wochen Gipfel und Hänge des Tibidabo bis tief in seine Schluchten in einen goldenen Mantel hüllen werden.

Indes diese liebliche Natur, die ich auch noch einmal im Herbstkleide bewundern konnte, wird Jahr für Jahr zurückgedrängt durch Villen oder bescheidene Landhäuser, die sich um den pompösen Komplex überaus mannigfaltiger Baulichkeiten scharen, die seine höchste Spitze krönen, und als dessen Kern der hochragende, einem Leuchtturm gleichende monumentale Wasserturm, die Torre Miranda, gelten muß. Ja, man kommt hier oben, wenn man sich an Fernen und Nähen satt gesehen hat, nicht in die Verlegenheit, sich zu langweilen: allerhand Verkaufsstände, das übliche Riesenteleskop, eine Schießbude, ein komfortables Hotel-Restaurant, ein Festsaal und natürlich auch eine Kirche, der schmucke, jüngst erbaute Herz-Jesu-Tempel, tragen den verschiedenartigsten Geschmacksrichtungen Rechnung. Man wird auf spanischem Boden allgemein finden, daß ein schönes Stückchen Erde alsbald rücksichtslosen Unternehmern verfällt. Einen Naturschutz kennen die spanischen Behörden wohl kaum dem Namen nach. Das ist in Südfrankreich schon ganz anders.

Die Aussicht vom Gipfel soll 80 Ortschaften umfassen, und bei ganz klarem Wetter tauchen die Spitzen der Balearen aus dem Meere empor. Das riesige Barcelona scheint noch gewachsen zu sein. Es ist viel größer als eine deutsche Stadt von derselben Einwohnerzahl, da in der Peripherie die einstöckigen Häuser vorherrschen und die heute in Barcelonas Weichbild aufgegangenen Vorstädte Sarriá, Las Corts, Sans, San Gervasio, Gracia reich an Chalets und Villen sind und nur in den östlichen, wie



Tarragona. Westfassade der Kathedrale.



Klopfer
am Hauptportal der Kathedrale von Tarragona.

Campo del Arpa, Clot, La Llacuna, Pueblo Nuevo, von vorwiegend industriellem Charakter, die Leute gedrängter wohnen. Das zweifellos imposante, aber doch etwas einförmige, sich beinahe flach ausbreitende Häusermeer wird angenehm zu Füßen des Tibidabo durch die schon erwähnten Montes Turó und Pelada und ferner den Puchet und etliche andere belebt; aber wenn wir uns fragen, ob das Panorama Barcelonas z. B. mit dem von Lissabon, Neapel oder auch nur Genua rivalisieren könnte, so muß ich für meine Person unbedingt und ohne Zögern verneinen. Diese riesige Stadt überrascht und imponiert wohl, aber sie wirkt (wenigstens von hier oben gesehen) nicht eben besonders malerisch, und die Costa Levantina zeigt auch nur das erfreuliche Bild einer stark bevölkerten Küste, an der ein Ort mit dem anderen zusammenfließt; aber die gerade Strandlinie kann die Reize einer Meeresbucht mit verschwimmenden Vorgebirgen nicht ersetzen.

Landeinwärts überblicken wir — eine nicht geringe Überraschung — eine unabsehbare Wald- und Gebirgslandschaft. Welcher Gegensatz! Dichte, fast unberührt erscheinende Pinienwälder, nur hier und dort durch ein Gehöft oder vereinsamtes Haus durchbrochen, decken Berg und Tal. In den Tälern leuchtet zuweilen die weiße Chaussee auf. Aber sonst Wald, alles Wald. Am nördlichen Horizonte sind die Pyrenäen sichtbar; man erblickt ferner den Montseny, San Lorenzo del Munt, die Tagamantspitze und im Westen den isolierten Burgberg des heiligen Grals, den Montserrat, dessen Grat fünf oder sechs launenhaft gestaltete Zacken zu einer Säge auskerben.

Am letzten Sonntage, den ich in Barcelona verweilte, besuchte ich den Tibidabo nochmals, aber nunmehr in Verbindung mit der Rabassada und Vallvidrera, eine wundervolle Nachmittagstour, bei der die Elektrische die Hauptsache besorgt, freilich ein Stückchen auch gewandert sein will. Wir suchen uns diesmal auf der Plaza Cataluña,

dort, wo sich die Filiale der Deutschen Bank befindet, einen Carro Rabassada, der uns bis über den Monte Puchet hinaus bekannte Wege führt, dann aber mit nordöstlicher Tendenz den Tibidabo von der rechten Flanke aus in Angriff nimmt, weite Serpentina beschreibend. Und die Aussichten, welche sich nun öffnen und bei jedem Bogen verändern und an Schönheit und Großartigkeit steigern, übertreffen nach meinen Empfindungen bei weitem den meerwärts gerichteten Blick vom Tibidabo; wenigstens wird das Auge, welches Mannigfaltigkeit sucht, zu höherem Genuß kommen, obwohl ihm Barcelonas Häusermeer oft völlig entrückt ist. Auch in der Nähe gibt es allerlei Schönes und Interessantes: die Vorstadt San Andrés de Palomar, das herrliche Schloß des Marqués de Alfarrás, das liebliche Horta tief in einem Taleinschnitt und das idyllische Kirchlein San Janís mit Nischenfriedhof und dunklen Lebensbäumen.

Die Rabassada (der Name kommt wohl von Rabassa, Holzung) ist ein Vergnügungspark mit amerikanischen Attraktionen mitten im Gehölz von Pinien und Steineichen und einem dichten Busch, in dem Weißdorn und immergrüner Schneeball (*Viburnum tinus*) blühten. Wir schlendern diesmal den anmutigen Waldweg unterhalb des Tibidabogipfels und erfreuen uns der breiten Pinienwipfel, von denen immer einer über den anderen hinauswachsen will, und der blühenden Frühlingsboten zu ihren Füßen, als da sind: zierliche, braunrote Orchideen (*Orchis longicornu*), das reizende *Geum montanum* und das dottergelbe *Chrysanthemum coronarium*, und der Ausblicke in die waldreiche Hügel- und Gebirgslandschaft — ein so seltenes Bild in Spanien —, und gelangen bald auf den von Zistrosensträuchern überwucherten Grat mit herrlicher Aussicht nach allen Seiten, vielfach singenden Ausflüglern begehrend. Dann erblicken wir am nordwestlichen Abhänge unseres Berges eine Anzahl schmucker Häuser und erreichen bald das freundliche Vallvidrera, Villenstädtchen und Sommerfrische; ein barcelonisches Tuskulum. Vallvidrera liegt inmitten der reizendsten Umgebung, in der

zahlreiche Quellen entspringen, von denen jede einzelne durch einen idyllischen Ruheplatz mit Bänken und herrlichen Waldbäumen umhegt wurde, welchen ein kleines Wasserhäuschen — ein Türmchen mit Tür —, eine winzige Kapelle oder ein Madonnenbild noch trauter und märchenhafter gestalten. An den Bächen blühte damals purpurblauer Steinsame (*Lithospermum pupureo-coeruleum*), der mit seinen wunderbar blauen Blüten wie mit erstaunten überirdischen Augen in den wohligen Schatten schaute. Erst nachdem ich auch noch den Pantano, den Teich, ein Staubecken, das sich recht hübsch in seinem Rahmen aus Fels und Wald ausnimmt, gesehen hatte, wandte ich mich in den Ort zurück und alsdann, die Drahtseilbahn und Elektrische benutzend, nach Barcelona. Diesmal passieren wir das in Pinien gebettete Sarriá und San Gervasio mit dem kolossalen, im alkatalonischen Stil wie eine Burg mit zahlreichen quadratischen Türmen angelegten neuen Schulbau und Internat der Escolapios, einer Brüderschaft, welche den Unterricht der Kinder aus dem Mittelstande monopolisiert hat, während die Jesuiten den Nachwuchs der Aristokratie in die niederen und höheren Wissenschaften einführen. — Und in allen Gärten blühte es so reich und farbenfroh, daß ich mich fragte, was mag der Sommer noch zu verschenken haben, wenn der Frühling bereits diese schwellenden Perücken leuchtender Efeu-geranien über Balkone und Mauern gießt, den Stechapfelbaum (*Datura arborea*) — aus den Anden Neugranadas hierher verpflanzt — mit langen, weißen Trichterblüten behängt, und die Rosen duften läßt! Selbst für die lichtblauen Glyzinen, den Syringen-, Holunder- und Kastanienflor deucht uns die erste Aprilwoche reichlich früh. Wir genießen nochmals die reizenden, lichten und heiteren Villenkolonien am Fuße des Tibidabo im Grün der Pinien, Zypressen, Weiden, Eukalypten und Agaven und kehren mit der Überzeugung heim, daß Barcelona in diesen lieblichen Siedelungen einen wirklich einzigartigen Schmuck besitzt.

* * *

*

Noch zwei letzte Gänge: an Barceloneta vorüber nach Pueblo Nuevo zum östlichen Friedhof und zwischen Meer und Montjuich mit dem Tramway Casa Antúnez zum Cementerio Nuevo.

Der Alte Friedhof zerfällt in eine streng gesonderte, sagen wir schlicht bürgerliche Hälfte, und eine der Geschlechter und des Reichtums. Durch das Tor betreten wir zunächst die erstere. Eine Totenstadt, aber so tot, so grenzenlos öde, wie etwa eine antike, aus Asche und Lava auferstandene. Wir schreiten bis zur Mitte, wo sich ein Denkmal zur Erinnerung an die Tausende erhebt, welche das Gelbe Fieber im Jahre 1821 hinwegraffte. Jetzt sehen wir in vier Straßen, durch die langen, ungeheuerlich monotonen Fronten von vier Riesenkolumbarien begrenzt, welche vier Blöcke bilden, deren jeder einen geräumigen quadratischen Hof enthält und als isla, Insel, bezeichnet wird. Eine Insel besteht also aus einem Rahmen von vier, an 4 m dicken und etwas höheren Mauern, welche die Toten in ganz regelmäßig über- und nebeneinander angeordneten Stollen aufnehmen, die just breit und tief genug sind, um einen der landesüblichen flachen Särge hineinschieben zu können. Danach wird die enge Öffnung vermauert und mit einer als Grabstein dienenden Marmortafel verschlossen. Eine Außenseite beherbergt 75 neben- und 7 übereinander, im ganzen 525, eine innere wohl ebenso viele, und somit ein Block über 4000. Im Hofe der Insel, einem düsteren Garten mit Eiben und Zypressen, zwischen welche sich höchstens eine verlorene blutrote Rose oder ein einsamer Heliotrop verirrt, wird zur Erde bestattet. — Mir erschien es anfangs rätselhaft, so häufig auf einer Nischentafel zu lesen: „Eigentum der Familie N. N.“, denn nicht einmal ein Kindersärgelchen hätte noch neben dem eines Erwachsenen Platz gefunden, aber im Hotel erhielt ich die Lösung: kommt Nachschub, so wird der jeweilige, ältere Sarg entleert und sein Inhalt nach hinten geschoben. Freilich schreibt das Gesetz eine kurze Wartezeit von etlichen Jahren vor und garantiert damit dem Toten wenigstens einen Bruchteil der „ewigen

Ruhe". Mein besonderes Interesse erregten die untersten Nischen. Unter diesen befindet sich nämlich ein dürftiger Kellerraum, aber mit solch schmalem Einlaß, daß kein Sarg hineinpaßt, dagegen wohl die sterblichen Überreste, wenn die Nische neu besetzt werden soll. Natürlich sind diese opulenteren Erb- und Familienbegräbnisse entsprechend teurer. — Wer jenen herben Brauch nicht kennt, mag die Hinterbliebenen für pietätvoll halten, denn vor den meisten Nichos ist ein Immortellen- oder Glasperlenkranz aufgehängt, und fast nirgends fehlt die Photographie des zeitlichen Besitzers. — Zur vornehmen Hälfte gelangen wir durch eine Flucht von Arkaden, in der ein Wächter schlummert. Mausoleen, kalte, nüchterne Bauten im Kapellenstil, mit steifen Schablonenheiligen.

Sehr viel glänzender und, wenn auch nicht in Skulpturenschmuck, der auffallend sparsam ist, so doch durch seine Anlage und prunkvollen Grabmäler an die berühmten italienischen Vorbilder heranreichend, gibt sich der Neue Friedhof am meerwärts schauenden Abhang des Montjuich. Zunächst nach Verlassen der Stadtbahn einige Schritte durch die Huerta, deren Tomatenspaliere schon sich rötende Liebesäpfel sehen lassen und frei, ohne Umzäunung, daliegen, eine Vertrauensseligkeit, welche in Südspanien gang und gäbe ist. Dann nimmt uns eine Allee auf, in der bettelnde Krüppel ihre entblößten Beinstümpfe den Blicken preisgeben, und wir schreiten durch eine reiche Pforte auf den Gottesacker, in dem das Photographieren verboten ist. Weshalb wohl? Der wundervolle, in Terrassen höher und höher bergan steigende Parkfriedhof mit seinen fürstlichen Totenhäusern und Grabmälern aus edlem Stein ist es doch wohl wert. Diese prächtigen Baumgruppen von Magnolien, Palmen, Pfefferbäumen und dieser Wald von Zypressen, in welchen die Grabstätten nur eingestreut erscheinen, wie zwischen den Tannen des Münchener Waldfriedhofs, würden die stimmungsvollsten Bilder geben, Motive zur Andacht, zu einem packenden Memento mori! Und von Entweihung kann

doch wohl nicht die Rede sein. Wie unerklärlich dieses Verbot, aber ich ahne, es entspringt der Scham.

Begleite mich, Wanderer, höher hinauf! Dieser Friedhof besitzt, wie ein großes Hotel, sein glänzendes Parterre, sein reiches Entresol, seine luxuriöse Beletage und auch seine nüchternen Mansarden. Dort, wo den Fels nur noch der blaue Natterkopf schmückt, wo es wüst und leer wird, wo verlassene Brüche und Schutthalden den steinigten Pfad säumen, den kein Kies vornehm und geschmeidig macht, ragt hier ein Kreuzlein, wie von Kinderhand zusammengefügt, dort ein Becher mit verwelkten Blumen aus dem dünnen, harten Erdboden, und siehe, da steht ein Bild unter Glas und Rahmen, wie vergessen, fast mitten im Wege! Aber nirgends die Andeutung eines Grabhügels oder die primitivste Abgrenzung einer Grabstätte — und doch wandeln wir über Leichen ehrlicher, aber armer Leute, die hier wie . . . eingegraben wurden. — Die Kolumbarien sind anderer Art als auf dem östlichen Friedhof: Steinkisten aus rohem Material, von rechteckiger Form mit flachem Dach, deren jede 240 Nischen enthält. Eine lange Doppelreihe solcher Mietkasernen bildet eine trostlose Straße. An jeder Ecke eines Totenstockes erhebt sich frostig eine einsame Zypresse. Der lebensmüde Wanderer zieht in ein solches Haus mit den 240 backofenartig engen Kämmerlein auf 5 Jahre ein, welche insgesamt 30 Pesetas Miete kosten. Nachher verfallen seine Gebeine der Fosa comun, der gemeinsamen Grube. Aber eines hat diese hochgelegene letzte Heimat vor den Mausoleenvierteln voraus: die unbegrenzte Aussicht übers Meer. — Unten, wo die Begüterten schlummern, führen die Straßen Namen — nach Heiligen natürlich — und sind in ihrer Art genau so elegant und herausfordernd wie der Paseo de Gracia oder die Gran Via.

VI.

Der Montserrat.

Barcelona-Monistrol. — Mit der Zahnradbahn bergan. — Auf dem Kloostervorhof. — Die Schründe des Vall malo. — Im Kloster. — Der Tropfenweg. — Unermeßliche Fernsicht. — Die Gralswächter. — Schwärmer und Büsser. — In der Fonda. — Santa Cecilia. — Abstieg.

Der Montserrat, der gesägte, märenumwobene Montsalwatsch oder Gralsberg des Mittelalters, auf den sich der Sage nach unter süßer Musik ein Kelch mit dem kostbaren Blute des Erlösers vom Himmel hernieder senkte, war von jeher das Ziel der Deutschen, denen ja selten ein Zug fürs Romantische und Geheimnisvolle abgeht, und wir besitzen vorzügliche Beschreibungen dieses über Spaniens Grenzen hinaus berühmten Gipfels, wie die klassische Darstellung seiner Besteigung durch Wilhelm von Humboldt und die interessanten Schilderungen des Botanikers Moritz Willkomm, welcher bekanntlich die Iberische Halbinsel die Kreuz und Quere durchstreift hat.

Heute läßt sich ein Ausflug von Barcelona gut in einem Tage bewerkstelligen. Wir vertrauen uns mit Sonnenaufgang der Bahnlinie Lérida an, fahren an dem villen- und gartenreichen Städtchen Moncada vorüber, das seine Schönheiten so recht ins beste Licht zu setzen weiß, gelangen nach Sardañola, der Station des hanfberühmten Ripollet, und verweilen einige Minuten im Sabadell, einem der bedeutenderen Industrieorte Kataloniens, und von Weltruf durch seine Woll- und Baumwollwebereien, die es namentlich auf Neuheiten absehen. Schon im 13. Jahrhundert wurden von hier Tuhe nach Italien und Holland ausgeführt. Dabei liegt es hübsch in einem Kranze von Bergen und dem „Cân Feu“ genannten Walde am Rio

Ripoll, dessen Wasserkraft dieses „Manchester“ hauptsächlich seine Blüte verdankt. Bei der Weiterfahrt erblicken wir den Gebirgsstock San Lorenzo del Munt, dessen beinahe 1200 m hoher Gipfel ein romanisches Kloster aus dem 11. Jahrhundert krönt, und in dessen Inneres zahlreiche Höhlen dringen, die in den katalonischen Legenden eine Rolle spielen. Nach kurzer Zeit sind wir bei Tarrasa, ebenfalls Fabrikstadt und bekannt durch seine besonders feinen Wollwaren. An der Plaza erhebt sich ein altertümlicher Turm, Überbleibsel des Schlosses derer von Tarrasa. Auf der anderen Seite des Torrente de Vallparadis befindet sich San Pedro de Tarrasa, wo sich um einen Friedhof drei uralte Kirchlein vereinen: Santa Maria im byzantinischen Stil, einer der ältesten christlichen Tempel der Provinz, San Miguel, zweifelsohne ein frühchristliches Baptisterium, in dessen unterirdischem Gewölbe sich wahrscheinlich ein Wasserbassin befand, in dem die Bekehrten durch Untertauchen getauft wurden — den quadratischen Bau deckt ein Cimborio, welchen vier Marmor- und vier Porphyssäulen stützen —, und San Pedro, die jüngste (obwohl aus dem 11. Jahrhundert), noch heute als Gotteshaus dienend. Schon nach wenigen Minuten folgt Olesa am Fuße des Casa-Llimona-Berges am Rio Llobregat, Ausgangspunkt für die Schwefelbäder von La Puda de Montserrat. Nun entwickelt sich der Montserrat, und mir erschien er nirgends großartiger als von der Station Vacarisas aus. Sein gewaltiges Massiv steigt in einer Anzahl riesiger Terrassen empor und wird durch einen schroffen, phantastisch ausgewaschenen und gezackten Felskamm und mächtige Obeliskten gekrönt. Der Gebirgsstock schimmert graublau in der heißen Luft des unbewölkten Himmels; das Kloster hebt sich blaßrötlich ab. Er ist völlig isoliert und imponiert darum und durch seine extravagante Gestalt mehr, als man bei seiner Höhe von knapp 1250 m erwarten sollte.

Auf der Station Monistrol verlassen wir unseren Zug, um in die Zahnradbahn überzusiedeln, welche uns zunächst durch ein Gelände leuchtendroter Erde mit Oliven und

Pinien und wildem Flachs (*Linum narbonense*) mit großen, weit geöffneten, himmelblauen Blüten führt. Wir überschreiten den Llobregat, erhaschen einen Blick auf das alte, malerische, graugelbe Monistrol inmitten von Oliven und Reben, und bald beginnt der zielbewußte Aufstieg und unsere Sorge, wohin sehen? Vorläufig erscheint der Berggipfel noch am merkwürdigsten und zwingt unsere Blicke immer wieder zu sich hinauf zu seinen gewaltigen und bizarren Felsbildungen, wenn wir einen Augenblick bei den künstlichen Erdstufen verweilt haben, auf denen Fruchtbäume angepflanzt sind und magere Äcker gepflegt werden, oder wenn wir uns an den purpurroten Löwenmäulern (*Antirrhinum majus*), den roten Spornblumen (*Centranthus ruber*) und dem blühenden Goldlack (*Cheiranthus cheiri*) erfreuten, die aus dem Gestein in überraschender Fülle hervorquellen. Bald aber zieht es uns mit magischer Gewalt in die Tiefe, in das Llobregattal hinunter, und zu den Abgründen des Valle de Santa Maria, oder wir reißen uns los von den schauerlichen Schlünden und Klüften und schweifen in die lichten Fernen, wo sich am Horizonte die Schneegipfel der Pyrenäen schemenhaft abzeichnen. Zuletzt aber bleiben nur noch gähnende Tiefe und endlose Ferne, die Bahn klebt wie ein Saumpfad am schwindelnden Hang; rechts zum Greifen naher Fels und links der Abgrund. Man glaubt den Boden zu verlieren, und mancher wird sich in dem Tunnel, dicht vor dem Kloster, ein wenig die Augen verschnaufen und aufatmen, wenn der Zug in die kleine, nette Kopfstation einläuft.

Glaubten wir uns eben noch zwischen Himmel und Erde schwebend in einer übernatürlichen Lage und vergaßen, benommen von großartigen Eindrücken, die Wirklichkeit, so werden wir jetzt recht unsanft aus unserer traumhaften Stimmung gerissen durch hupende Automobile und reklamebeflissene Hotelportiers. Nämlich etwa eine Viertelstunde bergab befindet sich die Hotelkolonie Puig. Indessen widerstand ich dem Liebeswerben und wandte mich zum Kloster, wo man für etliche Tage Unterkunft bekommt. Das Monasterio ist ein ansehnlicher und weit-

läufiger Gebäudekomplex, und ich suchte mich zunächst ein wenig zu orientieren, denn da es früh im Jahre und weder Sonntag noch Festtag war, machte ich mir wegen eines Nachtquartiers keine Sorge. Man betritt den Rayon der Benediktinermönche, die hier oben auf einer natürlichen Bergterrasse unmittelbar unter den Peñascos (Felsklippen) herrschen, durch ein Tor und erfreut sich gleich links an dem schönen, großen Schilde „Gran-Café-Restaurant“. Dann drang ich tiefer ins Innere und befand mich alsbald auf der Plaza mit einem Mariendenkmal und Bäumen, die aber noch kahl dastanden. Links von dem Platze, der auch als Markt dient, dicht unter dem Felsen, befinden sich die Bauten des alten Klosters, gerade vor uns das neue nebst der Kirche. Zur Rechten begrenzt ihn eine Balustrade aus Stein mit steinernen Bänken. Hier ließ ich mich nieder und genoß die weite Aussicht. Man schaut ungehemmt nach Süden. Das Schönste bieten drunten der blaugrüne Llobregat und das malerische Monistrol — sonst meilenweit rote Erde, auf der die Vegetation bereits am 10. April verbrannt war —, und das Grausiggrandioseste die Felsenschlucht des Torrente de Santa Maria, das Vale malo, welches, unter der höchsten Spitze des Montserrats am San-Jeronimo-Gipfel entspringend, ihn von Nordwesten nach Südosten gewissermaßen bis auf den Grund zerspaltet.

Ich saß noch mit meinem leichten Ränzel, als mich ein Gast, ein Katalonier, begrüßte und mir alsbald allerlei Aufschlüsse über das Leben hier oben gab. Die Barcelonesen lieben es, mit Kind und Kegel für einige Wochen diese Höhe der frischen, gesunden Luft wegen aufzusuchen, und bekommen dann von der Klosterverwaltung ein paar Zimmer nebst Küche angewiesen. Für einen einzelnen Herrn, meinte er, sei die Angelegenheit nicht so ganz einfach. Nun wurde ich neugierig und wandte mich nach dem im alten Kloster befindlichen Despacho. Dort ging es ganz geschäftlich zu; nicht ein behäbiger, pausbäckiger Kuttenträger, sondern irgendein Mayordomo ließ mich meinen Namen eintragen, händigte mir einen Schlüssel zu Nr. 6

ein (der zu einer entsprechenden Nr. 0 paßte) und beauftragte einen Burschen, mich zu begleiten. Das Logierhaus, ein sechsstöckiger, schmaler, aber langer Bau, stößt an die Restauration, welche übrigens verpachtet ist, während die Beherbergung, für die eine freiwillige Gabe sichtbarlich zu entrichten ist, die Mönche selbst betreiben. Mein Führer, ein ziemlich rauher Knecht von etwa 18 Jahren, öffnete mir mein Zimmer, zeigte mir auch das andere Kabinett und teilte mir in etwa unteroffiziersmäßigem Tone mit, um 7^{1/2} müsse ich am Platze sein zum Wäsche- und Deckenfassen. Ich währte mich in Münchens Hofgartenkaserne zurückversetzt, wo ich einst auch einmal Bettzeug hatte „fassen“ müssen. Dann sah ich mich in Muße um — der Junge war rasch verschwunden —, eine leere Bettstelle, leeres Geschirr, nicht mal ein Tropfen Wasser. Aus dem Blecheimer aber stieg ein Brodem empor, so scharf, so . . . wie ich ihn schon draußen in dem engen Korridor wahrgenommen hatte; es fehlt hier oben eben überhaupt an Wasser.

Der Tag war noch kaum angeschnitten, und so wandte ich mich zunächst, mir Kloster und Kirche für die Mittagsstunde aufsparend, aus dem hinteren Portal durch eine Zypressenallee zur Kapelle der Heiligen Acisclo und Victoria, einem uralten Gemäuer, und schlug, der Wasserleitung des Klosters folgend, den unter Felsen sich hinziehenden „Weg der Tropfen, Camino de gotalls“, ein, welcher bei einer Grotte, in die das Wasser klinkert, endet. Hier soll einer der schönsten Aussichtspunkte des wunderbaren Berges sein. Fürwahr, der Blick ist noch um vieles umfassender als vom Kloster. Ein gutes Stück von Katalonien liegt uns zu Füßen, mit den Vasallen des Montserrats, dem Montseny und San Lorenzo del Munt; aber auch die Bergspitzen von Tarragona und selbst einen Teil der aragonesischen Gipfel beherrscht unser Standpunkt. Gegen Norden rollen sich die Pyrenäen von Andorra vor uns auf, wir sehen das Schneehaupt des Maladetta und das uns seit Perpignan vertraute des Canigou. Gen Südosten das blaue Meer. Senkrecht unter uns Monistrol und um

uns herum der reiche Busch des Montserrats, aus dem zurzeit nur *Viburnum tinus* seine weißen Dolden und die Felsenmispel (*Alemanhier vulgaris*) ihre reizenden schneeigen Blütenzweige, welche an die der Birne erinnern, hervorstreckte, ein wundervoller Kontrast zu dem dunklen, glänzenden Laube des Edellorbeers, immergrünen Buchses (*Buxus sempervierens*), Wacholders, lorbeerblättrigen Kellershalses (*Daphne laureola*), des *Arbutus unedo* und der Stechpalme (*Ilex aquifolium*); und aus diesem Gesträuch, in dem sich Süd und Nord mischte, leuchteten die blauen Blütensterne unseres Leberblümchens (*Hepatica triloba*)! In den Felsschluchten wuchert Efeu. Auf demselben Wege fand ich den ungemein zart belaubten *Cytisus sessilifolius*. — Wir weilen an der Ostseite des Gebirges, die zwar Frühsonne empfängt, sie aber schon bald nach Mittag verliert. Dann greift, wie ich das am eigenen Leibe erfuhr, bittere Kälte um sich und setzt überdies ein scharfer Wind ein. — An der Süd- und Westseite des Montserrats gedeihen nach Willkomm vorzugsweise sommergrüne Sträucher: verschiedene Goldregen, Mehlsbeere (*Sorbus aria*), Holunder, Weißdorn (*Crataegus monogyna*) und Ginster.

Das Kloster verdankt seine Entstehung einem Holzbilde der heiligen Jungfrau, welches der Sage nach, ein Werk des heiligen Lukas, durch den Apostel Petrus nach Spanien gelangt sein soll. Bei Einbruch der Mauren in diesem schwer zugänglichen Gebirge versteckt, wurde es 880 durch Hirten in einer tiefer, jenseits des Valle malo gelegenen Höhle wieder aufgefunden. Die durch Alter und Feuchtigkeit geschwärzte Madonna sollte nach dem nahen Städtchen Manresa gebracht werden, aber auf dem heutigen Klosterplatze setzte sie ihrer Überführung einen übernatürlichen Widerstand entgegen — die Stelle kennzeichnet ein steinernes Kreuz —, so daß man ihr hier oben unmittelbar unter dem Felskamm ein Heiligtum erbaute, welches von Anbeginn die Benediktiner verwalteten und im Laufe der Zeiten zu einem der bedeutendsten und reichsten Klöster Spaniens heranwuchs. Freilich hat ihm die

Franzosenzeit und mehr noch das für alle Klöster der Halbinsel so verhängnisvolle Karlistenjahr (1835) tiefe Wunden geschlagen, die aber die Virjen morena, die viel besuchte und verehrte dunkle Schutzpatronin Kataloniens, wohl bereits wieder geheilt hat. Wallfahrten doch an die 100 000 jedes Jahr auf den gesegneten Berg. Die Kirche wurde unter Philipp II. im nüchternsten Renaissancestil erbaut; die weithin sichtbare, prächtige, romanische Apsis ist ganz modern. Das Innere, ein einziges Schiff von bedeutenden Raumverhältnissen und je sechs Seitenkapellen, mit Emporen über diesen, macht einen prunkvollen Eindruck. Den Hochaltar mit der von ewigem Kerzenlicht umstrahlten Jungfrau — vor welcher sich Ignatius Loyola dem Dienste der Himmelskönigin weihte! — sondert ein schweres, mächtiges Eisengitter. Die Mönche unterhalten eine Schule zur Pflege religiöser Musik, die Escolania, deren Alumnen zur Zeit der Vesper in der Kirche ein feierliches *Salve regina* singen.

Das Kloster erhebt sich mit seinen Dependenzien dort, wo das Valle malo in jähren Felskaskaden in die Tiefe stürzt, halbkreisförmig umwallt von den zerklüfteten, nackten, oft wie polierten Felsmassen des Grates, deren manche phantastisch gestaltet sind. Die absonderlichsten scharen sich jedoch um den Sankt-Hieronimos-Gipfel, den Turó de San Jerónimo, die höchste Spitze, und den Ursprung des Valle malo; es sind die Wächter des heiligen Grals, bis 100 m hohe Felsobelisken, wie las Flautas, die Flöten; Gegant encantat, der verzauberte Riese, eine Felspyramide mit Menschenkopf; Cavall bernat, das störrische Roß; Cap de Mort, der Totenschädel; Roca de las Once, Elfuhrfelsen, der Monistrol als Sonnenuhr dient, und viele andere, zum Teil auch von der Bahn aus sichtbare. Hinter dem Kloster erleidet der Kamm eine sattelförmige Buchtung; die fünf Felsspitzen links werden Picos de Santa Magdalena genannt.

Der Montserrat war seit alters ein Refugium asketischer Schwärmer oder ekstatischer Büsser und zeitweilig auch die Zuflucht der Christen, die sich vor den Arabern

in Burgen verschanzten; so ist er mit Ruinen, Kapellen und Einsiedeleien übersät, welche mitunter wie Schwalbennester am Felsen kleben und in der Unendlichkeit des Raumes zu schweben scheinen. Es ist merkwürdig, daß inmitten solch ungeheurer Weiten solch kleinliche Zerknirschung und jämmerliches Büßertum von Dauer war, daß sie nicht befreiend wirkten und wieder hinaus in die Welt trieben, wenn auch abseits von der Heerstraße auf den Pfad verwegener Abenteuer. Diese anspruchslosen Behausungen, kleine Steinwürfel, und viele zerfallen, stören kaum, dagegen passen in die großartig wilde Gebirgsnatur und am letzten in das schauerlich gigantische Vale malo nicht die zuckersüßen Darstellungen, welche den Prozessionspfad vom Kloster zur Cueva de la Virgen begleiten, moderne Denkmäler zur Verherrlichung der Misterios del Rosario.

Gegen 1 Uhr suchte ich die Fonda auf, um das Almuerzo einzunehmen, und wurde in einen sehr großen und leeren, mehrere Treppen hoch gelegenen Saal genötigt, wo ich dann erfuhr, daß man mir 5 Pesetas abzunehmen gedachte; aber nach einigen erstaunten Bemerkungen deutete ein Mozo an, etwas tiefer könne ich die Sache auch für 3 haben. Na, also! Unten war's natürlich gut besetzt und das Mahl und der Wein recht zufriedenstellend. Ich lernte hier den spanischen Pfeffer als Zuspeise kennen, eine fleischige Masse von prachtvoll roter Farbe und der Konsistenz eines wirbellosen Meereschöpfes. Immer noch reichlich scharf für unsere Gaumen.

Nach dem Essen wandte ich mich zur Hospederia. Es duftete immer noch nicht nach Veilchen. Dagegen war es kalt geworden, und der Wind piff ums Kloster, und so faßte ich einen herzhaften Entschluß: ich nahm den zu den zwei Gemächern passenden Schlüssel, trug ihn zum Mayordomo und schlug, froh über meine Energie, die Fahrstraße nach Monistrol ein, namentlich, um noch hier und dort etwas von der interessanten Flora zu erhaschen. Das Kloster verschwindet schnell, da sich die tadellose

Chaussee alsbald rechtwinklig nach Norden biegt. An der „Wunderquelle“ vorüber nahm ich bei der ersten Gabelung vorläufig den Weg nach Igualada auf, in der Absicht, die uralte Capilla de Santa Cecilia im Fluge mitzunehmen, welche bereits nördlich unterhalb des Jerónimo am Hange eines Pinienwaldes und zu Füßen ganz gewaltiger, wie kannelierter Felswände gelegen ist, aber nicht verlassen; eine Osteria von der Art eines kleinen Bauerngehöftes leistet ihr Gesellschaft. Nicht weit ab befand sich einst eines jener Kastelle, die im 9. Jahrhundert einen Stützpunkt der Christen bildeten. Zur Fahrstraße nach Monistrol zurückgekehrt, wanderte ich, zwischen Blumen und Aussicht hin und her schwankend, rüstig bergab, traf auf die Mündung der Straße nach Manresa, das durch seine herrliche Kirche berühmt ist, und folgte den weit ausgreifenden Windungen, die das Sankt-Marien-Tal umgehen, um es erst später hinter der Zahnradbahn zu kreuzen. Ich hatte das Glück, schon vor Monistrol wieder ein herabklimmendes Zügelchen auf einer Zwischenstation benutzen zu können und den Anschluß nach Barcelona zu erreichen.

Wenn ich meine Erinnerungen an den Montserrat auffrische, so ist es vor allen Dingen der Berg selbst, der in seiner seltsam wunderlichen Gestalt, gewaltig und unvermittelt aus der Ebene aufsteigend, lebhaft in meinem Gedächtnis haftet. Ich schaue noch heute schauernd seinen Riesenabsturz nach Monistrol hinunter und fröstele über den wild ausgestalteten Abgründen des „bösen“ Tales. Indes der Ausblick in die Ferne verschwimmt in das fahle Gelb und leuchtende Rot einer dünnen, endlosen Fläche; mein Auge sucht wie damals nach Grün und Wasser und schließt sich vor der blitzenden Linie des Meeres.

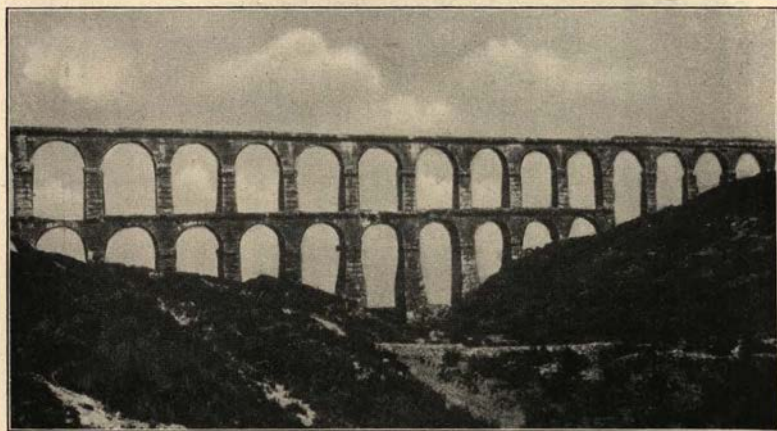
VII.

Tarragona.

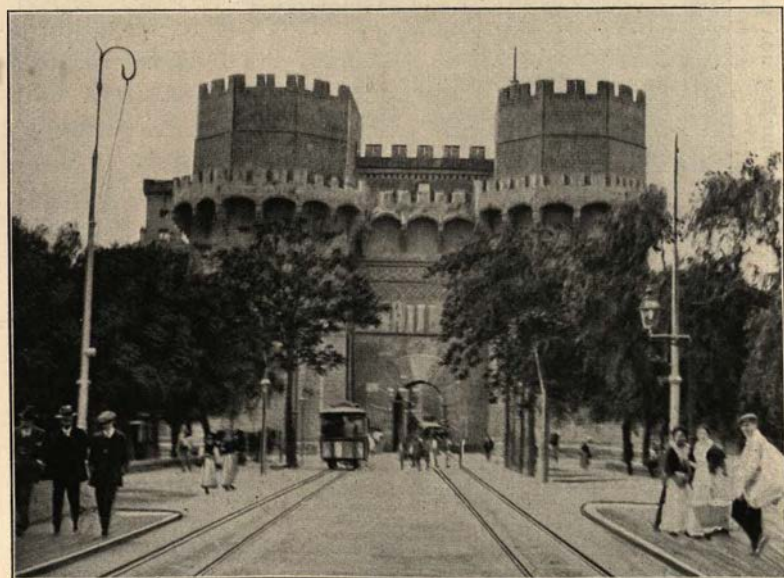
An blauer Küste zwischen Wein und rotem Mohn. — Eine fatale Überraschung. — Tarráco. — Der Altan des Mittelmeers. — Säulenkreuze. — Die berühmte Stadtmauer. — Alt-Tarragona. — Die Kathedrale, eines der glänzendsten Denkmäler romanisch-gotischen Stils. — Der Kreuzgang. — Eine Mäuseprozession. — Kunstschatze aus klassischer Zeit. — Am Hafen. — In der Campiña. — Der römische Aquädukt. — Zum Turm der Scipionen. — Nach Poblet. — Im katalonischen Eskorial. — Santas Creus.

Am 16. April, nach einem heftigen Regen, der über Nacht aus der Platanenallee der Rambla ein undurchdringliches Laubdach gemacht hatte, fuhr ich mit dem Morgenzuge nach Tarragona. Außer einigen Engländern und einem deutschen Kaufmann bemerkte ich keine fremden Passagiere. Der Expreso, Schnellzug, welcher sich übrigens noch recht viel Zeit gönnt, führt lediglich I. und III. Klasse — nur die Personenzüge haben auch II. —, und da die Strecke kurz war, beschloß ich, einmal einen Versuch mit der III. zu machen, die ich kaum schlechter als unsere eingerichtet und zufällig auch nicht überfüllt fand. Der Landsmann, ein „Musterreiter“, wurde mein Gegenüber. Er besaß viel Erfahrung in spanischen Verhältnissen und rühmte die katalonischen im Gegensatz zu den Zuständen Andalusiens.

Die Geleise folgen der Küste, so daß, ein unterhaltendes Spiel, das Meer bald auftaucht, bald verschwindet. Den Strand säumen mächtige Agaven oder liebliche Pinienwälder, und über die Brandung hinaus haftet unser Blick an den weißen, flügelartigen Segeln weit zerstreuter Fischerboote. Wo das Meer zurückweicht, Korn,

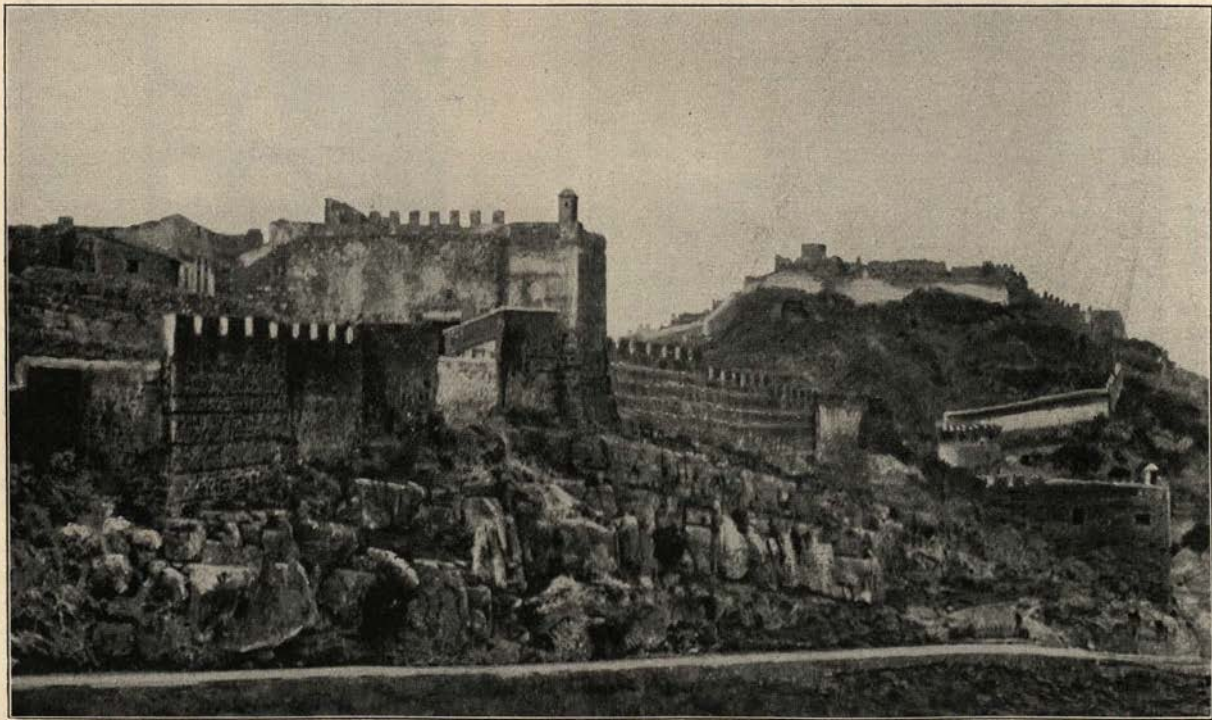


Tarragona. Römischer Aquädukt.



Verf. phot.

Torres de Serranos (Valencia).



Verf. phot.

Das Kastell von Sagunt.

Wein und roter Mohn. Von den Orten, an denen wir vorbeikamen, blieben mir nur etliche im Gedächtnis: das malerische Fischerdörfchen Castelldefels, Felskastell, weil sich über ihm eine Felsenburg erhebt, das reizende Sitges, unmittelbar am Meere, mit hochturmiger Kirche und stolzen Dattelpalmen, wo man den köstlichen Malvasía, einen Weinlikör aus den Trauben der nahen Viñen, bereitet, die Zwillingsorte Villanueva und Geltrú, rege Handelsstädte, welche die Bahn durchschneidet, und das kleine, aber höchst pittoreske Altafulla.

An der Station Tarragona herrschte an Hotelwagen kein Mangel, ich wandelte indes zu Fuß die Calles de Apodaca, de la Union und San Francisco hinan, bog mit der Sicherheit eines Tarragonesen rechts in die Rambla San Carlos ein und rannte ohne Verzug in das schlechteste Gasthaus, obwohl das erste am Platze. 9 Pesetas und nichts zu essen! Der Eigentümer, ein gemächlicher Italiener, bewirtschaftet das „Hôtel de Paris“ seit einem Menschenalter und lebt von sprachunkundigen Fremden. Ich war offenbar schlecht unterrichtet worden, denn ich blieb der einzige Gast, obwohl ich in der Stadt noch Angehörigen aller Nationen begegnete, die ich am folgenden Tage — ich floh nach 24 Stunden — im „Hotel Europa“ vorfand, wo ich noch fast eine Woche sehr gut gewohnt habe und vorzüglich gepflegt worden bin, und zwar zu einem billigeren Preise.

Tarragona, das alte Tarráco, ist, soweit es nicht ohne viel Umstände dem Felsen aufgesetzt wurde, im Laufe der Jahrtausende aus ihm herausgearbeitet worden, womit man noch heute fortfährt, um neue Plätze und gerade, ebene Straßen zu gewinnen. Es war einstmals durch natürlichen Schutz ein trotziger Horst, der sich um die 160 Meter hoch über dem Meere auf fast allseitig isoliertem und steil abfallendem, gelben Felsblock thronende Burg schmiegte und bereits von den Iberern einen Mauergrütel erhielt, auf dessen mörtellos gefügte Fundamente riesiger Blöcke Griechen und Römer und die Völker des Mittelalters weiter bauten. Denn Tarragona teilte und

erlitt das Geschick der meisten Plätze der spanischen Mittelmeerküste. Ihre Gründer, die Iberer und später die Kelt-Iberer — die eindringenden blauäugigen und blondhaarigen Kelten vermischten sich mit der dunklen Urbevölkerung —, wurden von Griechen aus der Gegend von Marseille zivilisiert und von den Puniern zu Vasallen gemacht. Die Römer verwandelten ihre Städte in Kolonien des lateinischen Weltreiches. Ihnen folgten die Westgoten, welche sie zerstörten und wieder aufbauten, aber frühzeitig an die Mauren verloren, die diesseits des Ebro nach vier Jahrhunderten den Grafen von Barcelona weichen mußten. Vielfach in innere Kriege Spaniens verwickelt und zuletzt von den Franzosen des ersten Napoleons erobert und ausgeraubt, haben sie wenig Zeit zur Erholung und nur kurze Perioden der Blüte gekostet. Eine glückliche Epoche soll für Tarragona die römische gewesen sein. Kaiser Augustus verbrachte hier einen Winter, und er und seine Nachfolger schmückten es mit Tempeln, Zirkus, Theater, Bädern, kurz allem der Hauptstadt einer solch umfangreichen Provinz, welche den größten Teil der Halbinsel begriff, zum Glanze Notwendigen; denn dazu wurde Tarráco durch die Gunst der Cäsaren erhoben. — So werden wir auf unserem Streifzuge durch die Stadt auf mannigfaltige klassische Erinnerungen stoßen.

Freilich, die Rambla de San Juan — jeder katalonische Ort will, wie Barcelona, eine oder ein paar Ramblas sein nennen — mutet ganz modern, aber in ihrer Menschenleere etwas langweilig an. Sie belebt sich erst in der Dämmerung zwischen 7 und 8, wenn Tarragonas Mädchenflor hier ziellos auf und ab wandert; alle die jugendlichen Schönheiten ohne Hut, das zierliche Haupt nur bedeckt von der kleidsamen Haartracht und bis in die höheren Semester mit kurzen Kleidern. Die Promenade führt zu dem Denkmal des Seehelden Roger de Lauria, einer ansprechenden Bronzestatue des berühmten aragonesischen Admirals in der ritterlichen Kriegstracht seines Jahrhunderts. Er besiegte die französische Flotte Karls von Anjou bei Neapel. Das Monument schmückt einen

einzigartigen Platz, der erst jüngst dem Felsen fußweise abgewonnen, vielleicht etwas anspruchsvoll „Balcon del Mediterráneo“ getauft wurde. Indes, es ist tatsächlich ein Felsensöller, eingefaßt durch ein Eisengitter und mit jungen Palmen bepflanzt, auf dem wir uns ergehen, und unter dem in jäher Tiefe das Meer brandet. Bei Tarragona zeigt es sich fast immer bewegt, denn der Wind saust und braust an dieser Küste mehr, als er linde streichelt und fächelt. Und so überstürzen sich auch heute die Wogen an der Playa del Milagro und bäumen sich an der felsigen Halbinsel, welche die Infanteriekaserne trägt, um die sich ein bewegtes Leben abspielt. Namentlich nach Osten schweift der Blick beinahe ungehemmt an der male-
rischen Küste entlang über die baum- und busch- und villenreiche Campiña und die weit in die blaue Flut sich reckenden schmalen Landzungen. Aber das Herrlichste bleibt doch die Aussicht über dieses wunderbare, in der Ferne tiefblaue, aber in der Küstennähe smaragdfarbene Meer, das, wie berauscht von Glanz und Schönheit ausgelassen und verwogen mit der Erde spielt, in grünem Glaste aufschießt und wie Schnee zerstäubt. Dem Strande unheimlich nahe zieht ein prächtiger Dreimaster mit vollen Segeln wie ein stolzes Geschöpf dahin. — Am entgegengesetzten, nördlichen Ende unserer Rambla erhebt sich das würdige Denkmal, eine Säule aus mächtigen Quadersteinen, zur Erinnerung an die für das Vaterland während der französischen Belagerung Gefallenen.

Tarragona macht schon einen südlicheren Eindruck als Barcelona. Die Kirchtürme sind mit bunten Ziegeln gedeckt, und die Dattelpalme erscheint zahlreicher, schlanker und anmutiger. Sie gehört hier bereits recht zum Straßens-
bilde, aber nicht als steifer Alleebaum, sondern neugierig sich hier und dort aus Garten oder Hof über Dach und Mauer reckender Wipfel. — Einen nicht minder entzückenden Platz erreichen wir, den weiter ausgedehnten, hoch gelegenen Anlagen folgend, bei der Puerta de San Antonio: ein reizendes, kleines Gartenparadies mit Spring-

brunnen, durch dessen für die frühe Jahreszeit erstaunlichen Blumenflor das Meer heraufleuchtet.

Nachdem wir uns an der großartigen Fernsicht gelabt haben, können wir, Licht in der Seele, in die enge, oft düstere Altstadt eintreten, und zwar gleich durch die Puerta de San Antonio, vor der wir noch das schöne, mit reichen Skulpturen ausgestattete Renaissancekreuz zu bewundern haben. Solche Kreuze sind in einfacher oder prächtiger gotischer Ausstattung für Südspanien und Mallorca äußerst charakteristisch; ihre Eigentümlichkeit, gewissermaßen ihr Gattungsmerkmal besteht darin, daß sich das verhältnismäßig kleine Kreuz, welches häufig Blumen und Gerank umschlingen und um dessen Sockel sich Heiligenfiguren gruppieren, von einem hohen Pfeilerschaft tragen läßt. Man könnte wohl diese Votivmäler passend als Säulenkreuze bezeichnen. Die wappengeschmückte Antoniuspforte durchtunnelt die berühmte Mauer, welche in wechselnder Höhe — bis zu 10 Meter —, mit Ausnahme der Westseite, noch die Stadt umgibt, freilich vielfach zu einem Hausrücken umgemodelt, indem man Öffnungen für Fenster, die auch Balkone erhielten, ausbrach. Gelegentlich bemerkt man selbst, wie ein solches Stück der Mauer einen Anstrich erhielt, um es seiner neuen Bestimmung noch besser anzupassen. Von den viereckigen, zinnengekrönten Verteidigungstürmen haben ebenfalls schon mehrere sich in menschliche Wohnungen recht sichtbarlich verwandelt, z. B. einer in ein freundliches, dreistöckiges Haus, das ganz frisch und jugendlich in die Welt schaut und doch auf 3000jährigen, plumpen, iberischen Blöcken ruht. Trotz der idyllischen Intermezzi imponieren diese uralten Bollwerke, deren Ursprung wahrscheinlich sehr viel älter ist als jener der Ewigen Stadt, außerordentlich, und man wird selten eine solche Stufenfolge der Baukunst primitivster Art finden, wie in diesem Gürtel, der sogar noch ein echtes zyklisches Tor enthält mit einem riesigen Monolith als Decke und andererseits hier und dort ein zierliches, bienenkorbartiges Sarazentürmchen trägt. — Alt-Tarragona ist winklicht, aber nicht ohne malerische

Winkel, und ein Altertumsenthusiast wird an den Wänden der Häuser allerhand interessante lateinische Inschriften studieren können und ihre groben, schmucklosen Mauern mit Ehrfurcht betrachten, wenn er sich in dem kleinen Museo provincial überzeugt hat, daß die Barbaren die herrlichsten Marmorköpfe und Statuen wie ordinäre Backsteine mit vermauert haben, als sie ihre elenden Behausungen auf- und aus den Trümmern römischer Paläste errichteten. Von dem mittelalterlich feudalen Tarragona legen noch einige Patrizierhäuser der Calle de Caballeros beredtes Zeugnis ab, wie das jetzige Colegio Josefino mit dem schönen Säulenhof, aus dem die Treppe emporsteigt. Meistens fehlt aber der Patio, und der Ausgang mündet auf die Diele, die anstatt des Gebälks eine Decke aus zahlreichen muldenförmigen Wölbungen besitzt. Öfter sieht man alte, gefelderte Haustore, deren Holzwerk Nägelhauben buckeln.

Doch nun die Calle Mayor, die alte Hauptstraße, hinan, trotz ihrer Enge und der Höhe ihrer balkonreichen Häuser noch heute Hauptverkehrsader, zur Kathedrale. Wir erblicken schon die breite, hohe Freitreppe, das wundervolle Portal und das großartige Rosenfenster. Dieses gewaltige Bauwerk, um dessentwillen man nach Tarragona reist, ist ein grandioses Denkmal des vor der in den Himmel greifenden Gotik hinsterbenden, romanischen Stils, der aber noch einmal die kolossale Wucht und Kraft seiner mächtigen Glieder entfaltet und die Geschlechter auf Jahrhunderte hinaus in seinen schweren Bann und seine ernste Majestät zwang. Und zwingt! Aber die Menschenseele will frei emporschweben, hoch und höher, und dazu bedarf sie des Raumes, der lichten Höhen, der lichten Weiten und der kühn auf schlanken Pfeilern sich aufschwingenden Spitzbogen.

Die Kathedrale, Nachfolgerin eines heidnischen Tempels, in welchem der unter die Götter versetzte Gönner Tarrácos, Kaiser Augustus, Opfer empfing, und einer Moschee, wurde zwar bereits Anfang des 12. Jahrhunderts begonnen, aber erst im 13. in verschiedenen Etappen so

wesentlich gefördert, daß der Erzbischof 1331 in ihr das erste Hochamt zelebrieren konnte. Nach außen vermag dieser Dom in seiner Gesamtheit keine Wirkung zu erzielen, und auch die dem Llano de la Catedral zugekehrte Fassade erfreut mehr im einzelnen. Das tiefe, gotische Portal, sich perspektivisch durch sechs spitze Bogenrippen verjüngend, wird von turmartigen, mit zierlichen Maßwerkreliefs geschmückten Strebepfeilern eingefast, deren schlanke Pyramidenspitzen die charakteristischen Blumen der Gotik säumen. Eine Reihe von Aposteln und Propheten bevölkert die Nischen von Portal und Pfeilern, und über den Torflügeln thront ein Jüngstes Gericht, während die Spitze des innersten Rippenpaares ein kleeblattähnliches Fenster füllt, dessen anmutige Gliederung mit dem wundervollen Steinfiligran der riesigen Fensterrose wetteifert, die das gewaltige Feld über dem das Portal krönenden und in einem Kreuze seinen Abschluß findenden Giebel einnimmt. Die beiden romanischen Seitenportale sind von geringer Wirkung, ebenso wie die beiden ungleich hohen, ziegelgedeckten Türme, die sich über ihnen erheben, wie denn auch die Fassade keinen harmonischen Abschluß besitzt, da sie über die Fensterrose hinaus unvollendet blieb. Nächst der entzückenden Meisterschaft, welche sich in den Maßwerkfenstern offenbart, und die den Stein wie Gold- oder Silberdraht beherrscht, zogen mich besonders der kunstvolle Metallbeschlag der Tore an und vor allem die Klopfer. Eine Maske, einem grinsenden, großäugigen Koboldmaki nicht unähnlich, hält einen Ring im breiten Maule, der auf den Kopf einer runzeligen Kröte schlägt.

Wir betreten den weihevollen Raum, welchen je sieben Pfeiler von ungeheurer Stärke in drei Schiffe zerlegen. Die Pfeiler, deren jeder sich in vier Säulenbündel gliedert, möchte man mit den Stämmen tausendjähriger Buchen oder Eichen vergleichen. Und ähnlich den rundlichen, leicht spitz ausgeschweiften Bogen und Gewölben, welche jene tragen, schlägt die Laubmasse dieser im Walde zusammen. Der Chöreingbau beschränkt sich auf ein kleines, nur je zwei Pfeilerpaare umspannendes Feld des Mittelschiffes,

so die räumliche Wirkung des Inneren wenig beschränkend. Das Querschiff schließt mit je einer gewaltigen, bunten Fensterrose ab, und über die Vierung wölbt sich eine achteckige Kuppel mit Nischen, deren jede ein drei- oder vierteiliges farbenfrohes, gotisches Fenster durchbricht. So zeigt dieser Teil der Kathedrale eine lichtere und heitere Stimmung. Die Capilla Mayor und eine Anzahl von Neben- und Seitenkapellen enthalten glänzende Altäre und seltene Kostbarkeiten. Der Hochaltar der Hauptkapelle gilt als unübertroffenes Meisterwerk. Zwischen den überlebensgroßen Statuen der Jungfrau mit dem sorgfältig in einen Ärmelrock gehüllten Jesuskinde, der heiligen Thekla und des Apostel Paulus befinden sich zwölf Darstellungen aus der Passionsgeschichte (u. a. das Abendmahl, die Geißelung und Christus am Kreuz), und darunter nach Art eines Paneels nochmals die köstlichen Bildwerke, alle geschnitzt in spiegelnden, reinsten, halb durchsichtigen Alabaster und überaus plastisch hervortretend. Und neben dem Ernste- sten und Heiligsten fehlt es auch nicht an ansprechenden Spielereien, in denen der Künstler offenbar noch eine besondere Probe seiner Geschicklichkeit geben wollte: der führende Sakristan beleuchtet mit der Kerze eine Fliege, eine Grille und einen Schmetterling, bis in die zartesten Feinheiten aus dem nämlichen Material, jener edlen Abart des Gipses, herausgestochen. Zur Linken des Retablo überrascht uns in einem Seitenportal der Capilla Mayor ein Denkmal blühendsten gotischen Geschmacks. Besonders das den Spitzbogen füllende Maßwerk bezaubert durch die wundervollste und reizendste Ornamentik, zumal diese wie ein Gerank sich nach unten auflöst und so den engenden Abschluß vermeidet. Dicht daneben die Capilla de los Sastres (Schneider) ist ein Museum in sich. Das figurenreiche Altarbild aus dunklem Stein, ein Wunder liebevollster Kleinarbeit; hoch oben der Umgang, eine liebe- liche Galerie schlanker und geschmackvoll ausgeschmück- ter gotischer Fensterrahmen. Es würde zu weit führen, von Kapelle zu Kapelle zu wandern und gar die zahlreichen kostbaren flandrischen Wandteppiche zu beschreiben, mit

denen — leider — die kraftstrotzenden Pfeiler behängt sind und deren teuerste die Kirche (sie besitzt eine ganze Sammlung aus dem 16. und 17. Jahrhundert) nur einmal im Jahre ausstellt. Aber am Grabe Jakobs des Eroberers, links vom Choreingang, wollen wir einen Augenblick verweilen, auch aus Pietät, denn er ist ein großer Mann gewesen. Der ruhmreiche König ruhte, gleich seinen Nachkommen und Nachfolgern, den katalonisch-aragonischen Fürsten, in der Klosterkirche von Poblet, bis 1835 sein Sarkophag zertrümmert wurde. Einen Teil der Reste sieht man in dem kleinen Museo provincial. Das Grabmal in Tarragonas Kathedrale ist neu, lehnt sich aber an das zerstörte an. Ein hohes Piedestal trägt einen schlichten Sarg; beide aus weißem Marmor.

Von der Kapelle der Schneider gelangen wir zu dem eigentlichen Juwel des Domes, dem Kreuzgang, wie man sagt, einer der schönsten und interessantesten des an Kirchen und Klöstern überreichen Spaniens. Der große, blumengeschmückte Gartenhof wird von einem vollständigen spitzbogigen Umgang eingefasst, durch den das Licht durch eine Reihe offener Fenster fällt, die romanische und gotische Bauart vereinigen. Der große Hauptrahmen ist ein Spitzbogen, welcher auf sehr robusten Pfeilern ruht, den acht schlanke Säulen, die sich ihm innig anschmiegen, verstärken. Aber er gliedert sich in drei romanische Bogen, die sich auf die Pfeilersupplemente und zwei Paar Zwillingsäulen von demselben schwächtigen Habitus stützen. Einen Rest von Schwere nehmen die drei Rosenfenster über dem Rundbogen dieser dreiteiligen Einheit der umfangreichen, quadratischen Galerie. Das weiteste Feld unerschöpflicher Unterhaltung bieten die Kapitäle, denn man gewinnt den Eindruck, als ob in jedem das „Meisterwerk“ eines Kunstbessenen vorliege und der Schüler nach Laune und Begabung mit freier Wahl unter Vorwürfen aus der biblischen Geschichte, der Mythologie, der mittelalterlichen Fabel- und Märchenwelt oder auch den launigen Einfällen seiner Phantasie hätte schalten dürfen. So wird es uns nicht wundernehmen, eine fromme An-

betung der Könige zu finden (zu der das Bambino ein wenig gewaltsam herangeschleppt erscheint), Zentauren im Kampfe mit phantastischen Ungetümen zu erblicken und seltsamen, grimassenhaften Gesichtern und halben Menschenleibern zu begegnen, die sich mit beiden Händen den Mund aufreißen und die Zunge ausstrecken, und selbst lustige Szenen, wie die folgenden, zu entdecken. Unter dem Namen „procesión de las ratas — Prozeßion der Mäuse“ sind zwei schmale, friesartige Bildwerke an einem Kapitäl bekannt, in welchen auf dem ersten ein Zug aufrecht schreitender Mäuse auf einer improvisierten Bahre eine tote Katze zur feierlichen Bestattung hinwegträgt; auf dem zweiten aber löste sich alle Ordnung in wilde Flucht, denn die Katze hatte sich nur tot gestellt und ist nun im Begriff, einem der leidtragenden Nager den Rücken zu zerfleischen. Denselben schalkhaften Geiste entsprangen zwei verwandte Bildwerke. Ein Fuchs oder Wolf liegt wie tot am Boden und wird eingehend von zwei Krähen bis ins Maul hinein untersucht; dann auf Bild II sehen wir die frechste von dem erwachten Raubtier gepackt. — Aber dieses sind nur einige Kosthättchen; der figürliche Schmuck ist so reich, und besonders auch an Komik, daß ich aufrichtig bedauerte, zu diesem Borne des Witzes und Humors keinen Schlüssel zu besitzen, weder in Gestalt eines geschriebenen, noch redenden Mentors. — Jenes Portal, durch welches wir aus der Kirche ins Claustro schritten, dürfte das älteste sein. Vier miteinander verwachsene, halbkreisförmige Rundbogen ruhen auf acht Halbsäulen, und ein Pfeiler mit hervorragend mächtigem und durch Darstellungen aus der Geburtsgeschichte des Herrn besonders prächtig geschmücktem Knauf verleiht ihm zwei Eingänge. In dem Bogenfeld thront Christus inmitten ungefüger, allegorischer Figuren; alles atmet das Stammeln der im Schoße des Christentums neuerwachsenen Kunst. — Die Innenwände des Kreuzganges wurden manchem antiken und frühmittelalterlichen Stücke, dank pietätvoller Baumeister, zur bleibenden Stätte, ja sogar

das kleine, arabische Fenster einer moslemischen Gebetsnische fand eine Zuflucht.

Von dem Abglanze des Augusteischen Zeitalters geben uns weder die Reste des Cäsarenpalastes, auch als Schloß oder Turm des Pilatus ausgegeben, am Paseo San Antonio, noch die des Forums an der altertümlichen und winkeligen Plaza del Pallol oder Zirkus und Theater einen Begriff, wohl aber der Besuch des Museums im Rathause, welches die nördliche Schmalseite der länglichen Plaza de la Fuente begrenzt. Diese, von kleinstädtischem Gepräge, dient morgens als Markt der Altstadt und nachmittags und gegen Abend als idyllisch schattiger Tummelplatz für die Jugend. Das Museo füllt einige Parterreräume in recht sauberer und geschmackvoller Aufstellung mit dem, was an Schöнем im Laufe der letzten Zeit der Zufall dem Schoße der Erde unter Tarragonas Häusern und Straßen entriß oder gar in abgetragenen Mauern ans Licht brachte. Leider das meiste verstümmelt; aber auch die Marmortorsos, wie der des jugendlichen Bacchus, einer Venus, eines vornehmen, jungen Römers, die auf griechische Künstler der besten Zeit zurückgeführt werden, oder das Medusahaupt, und manche Bronzen lassen etwas von dem Nimbus Tarrácos ahnen. In einem kleineren Raume bewahrt man Trümmer oder richtiger Gerümpel aus Poblet. Fürwahr, die fanatisierten Spanier des 19. Jahrhunderts hausten in ihrem eigenen Lande schlimmer als die barbarischen Eindringlinge.

Tarragona macht, trotzdem es Hauptstadt einer Provinz, Sitz eines Erzbischofs und Hafen ist, einen stillen Eindruck. Das Großstädtische sind die paar Zeitungskioske auf der Rambla de San Juan, wo in der schreienden Gewandung des Schundromans „Störtebecker“, der Kapitän von 18 Jahren, ausliegt! Sonntags vergnügte sich jung und alt auf einem Karussell, welches unter einem großen Sonnenschirm funktionierte, in dem etliche altertümliche Zweiräder, die man für Geld in Bewegung setzen durfte, vier Strandkörbe im Kreise herumwirbelten. — Wenig

Menschen, aber viel Hunde sieht man, und zwar recht eigenartige, die den Windspielen nahestehen mögen. Äußerst hochbeinige Geschöpfe von hellbrauner bis gelblicher Färbung mit sehr schlankem Körper und Kopf und großen, spitzen Ohren. Sie sollen, wie ich später erfuhr, von der Insel Ibiza stammen und einer uralten Rasse angehören.

Mehr Leben herrscht im Hafen und Fischerviertel, beide leicht erreichbar, wenn wir den mit blühendem Bilsenkraut bedeckten Despeñaperros, den Hundesturzfelsen, hinabsteigen. Tarragona führt vornehmlich Wein aus. Die berühmten aus der Umgebung der Stadt und weiter landeinwärts von Reus und Falset, und so wälzt man vor unseren Augen unzählige Fässer in die Bäuche der Segler und Dampfer. Die Schiffer und Fischer tragen hier aber nicht mehr die rote Baretina Barcelonas, sondern eine dunkelblaue oder schwarze. Das Fischerviertel, der Vorort Serrallo, liegt ganz im Westen, nahe der Mündung des Flusses. Es war die Zeit der schlanken, silbernen Sardinas und der Langusten, von denen große Körbe vor der Fischbörse anlangten, die sofort versteigert wurden, indem der Auktionator für die Ware, so wie sie ankam, einen Preis vorschlug, in schnellem Tempo herunterging, bis ein Zuschauer mit einem wie aus der Pistole geschossenen „sil“ zuschlug. Die Fischerbarken flogen in der Spätnachmittagsstunde eine hinter der anderen wie Tauben ihrem Schlage zu. Aber etliche wurden auch erst zum nächtlichen Fang gerichtet und mit gekochten Puffbohnen, Eiern, Brot, Tabak und einem Wasser enthaltenden Purrón versehen. Die Playa heißt Pesca de bou, weil früher zwei Ochsen die Boote ans Land zogen, was ich später noch in Blanes beobachtete.

In den weingeseigneten Campo de Tarragona führten mich zwei Ausflüge; nach Norden über den Friedhof und die Olivenhöhe hinaus zum Acueducto romano, und nach Osten zum Sepulcro de los Scipiones.

Der Alto de Olivos, eine kleine, von Oliven und Johannisbrotbäumen bestandene Anhöhe, bietet eine schöne

Aussicht auf die Stadt, ihre gewaltigen Befestigungen und die Ruine eines Aquäduktes von etwa 40 Bogen, der aber neueren Ursprungs ist. Wir bewegen uns bald in der Campiña, übrigens keineswegs durchweg ein Garten Eden, sondern im wesentlichen ein steinigtes, hügeliges Gelände, auf dem Zwergpalmen (*Chamaerops humilis*) wuchern, ein sicheres Zeichen für Dürre und Unfruchtbarkeit. Botaniker aber und Freunde einer farbenfreudigen Frühlingsflora versetzen sie in helles Entzücken, denn jene über und über stachelichten Fächerpalmen schützen manches zarte Pflänzlein vor den gierigen Ziegenmäulern, und so gleichen ihre umfangreichen, jedoch niedrigen Polster oft üppigen Blumenkörben mit rosenrotem, langgestielten Lauch, purpurnen Löwenmäulern, cremefarbenem Hornklee (*Lotus hirsutus*), reizenden Sonnenröschen, Sträußen strohgelben Immerschöns (*Helichrysum arenarium*), zierlichem Dürrwurz und vor allem leuchtenden, goldenen Büscheln der *Phlomis lychnitis*, eines großblütigen, stattlichen Lippenblütlers mit silberfilzigen Blättern. Von den strauchartigen Zistrosen war hier die rispige, mit weißen, leicht zerflatternden Blütensternen übersäte *Cistus clusii* sehr häufig und Büsche des gelb blühenden Jasmins (*Jasminum fruticans*) ein besonderer Schmuck. Wo jedoch eine Senkung, ein Tälchen, ein winziger Einschnitt die Feuchtigkeit staut, hat der fleißige tarragonesische Bauer ein kleines Gartenparadies geschaffen und vorzüglich Reben, Mandel- und Haselnußbäume gepflanzt, während Öl- und Johannisbrotbäume die terrassierten Hänge der Hügel bedecken. Welch auffallender Gegensatz herrscht zwischen diesen beiden Baumgestalten, die man so häufig auf steinigem Boden zwischen Fels und Geröll wurzelnd, wo sonst kaum etwas gedeiht, in der Nähe des Meeres vereinigt findet! Die kräftige, salzige Seebrise lieben offenbar beide, aber für den Johannisbrotbaum (*Ceratonia siliqua*) — spanisch Algarroba, katalonisch Garrofera — bedeutet sie eine Lebensnotwendigkeit. Dieser, mit lederharten, tiefgrünen Blättern schwer belaubt, von mächtigem Stamm und niedriger, massiger Krone, treibt seine Schotenfrüchte nicht

aus den Blattachsen oder Zweigspitzen, sondern der Rinde, auch der älteren Äste und sogar des Stammes.

Und da schaute ich schon unversehens in das Tal, welches die römische Wasserleitung überbrückt. El Puente del Diablo — die Teufelsbrücke, nennt sie das Volk, welches sie als eine Arbeit des Satans, das Werk einer einzigen Nacht betrachtet — ist neben den Stadtmauern das schönste und imposanteste Denkmal Tarragonas aus der Kaiserzeit und wurde unter den Schutz der Nation gestellt. Ja, sie soll eine der stattlichsten Römerbauten Spaniens überhaupt sein. Der Aquädukt besteht aus zwei Stockwerken von 11 bzw. 25 Rundbogen, die sich über kräftige, aber keineswegs plumpe, viereckige Säulen schwingen, und das braunrötliche, durch so viele hohe Tore durchbrochene Mauerwerk macht eher einen luftigen als schwerfälligen Eindruck. Die Gesamtlänge der zu Ende des 18. Jahrhunderts renovierten, aber heute nicht mehr benutzten Leitung, welche das Wasser dem Rio Gayá entnahm, soll 35 km betragen. Die Überführung liegt einsam inmitten von Fels und Busch. Im Westen erblickt man das malerische Dorf Constantin.

Das einzige Mal, wo ich in Spanien tüchtig durchgeregnet bin, ereignete sich auf einem Spaziergange zu dem Grabe oder Turm der Scipionen, der 6 km östlich von der Stadt an der Straße nach Altafulla liegt. Man wandert zunächst an Villen und Landhäusern vorbei, kreuzt eine Reihe der sich allmählich ins Meer senkenden felsigen, von bunten Blumen und Büschen bestandenen steinigen Hügelrippen und gelangt so in die Gegend der kleinen, von Opuntien und Agaven eingefassten und von Feigen beschatteten Anwesen, von denen manche sich in die feuerrote Pracht blühender Aloegewächse betteten, inmitten von Feldern mit blauen Wicken und rotem Mohn. Zur Rechten das nahe Meer mit abwechslungsreicher Küste. — Das Denkmal, ein einfacher, viereckiger, sieben Schritt tiefer und breiter, ziemlich niedriger Stumpfturm mit schlichtem Mauerkranz, erhebt sich am Rande eines Algarrobhaines. An der Stirnseite die Statuen zweier

Gefangenen als Atlanten auf Konsolen. Übrigens soll dieses Monument nichts mit dem Brüderpaar Scipio, den Protektoren Tarragonas, zu tun haben. — Inzwischen hatten sich die Wolken recht drohend zusammengeballt, und sosehr ich auch meine Schritte beflügelte, Blitz und Donner und tropische Güsse zwangen mich in eine ärmliche Osteria, wo ich für 5 Centimos ein Glas Wein bekam. Das war der billigste, aber sicher nicht der schlechteste Trunk meines Lebens! Wenn es nur nicht so betäubend nach Ajo gerochen hätte! Die Wirtin verzehrte gerade aus einer irdenen Schüssel ein Gericht, aus dem es wie Azetylen gen Himmel stieg. Ab und zu schlenkerte sie den Katzen, welche sie schreiend umstrichen, einen Löffel zu; ich hätte nie geglaubt, daß die sonst so wählerische *Felis domestica* so entarten könnte.

Wer in Tarragona nicht das Wohlwollen seiner Freunde verscherzen will, muß Poblet und möglichst auch Santas Creus besuchen.

Poblet ist nicht so weit. Man benutzt die Linie Reus-Lérida. Ein Tag genügt. Auf der Fahrt durchquert man den Campo de Tarragona, von dem wir bereits einen Begriff bekommen haben, und gelangt zunächst nach Reus. Das ist ein sehr lebhaftes Fabrikstädtchen, wo Baumwolle, Flachs und Seide gesponnen und verwebt werden, Liköre, Weine und sogar Champagner das Licht der Welt erblicken und viel Korn gemahlen und Öl gepreßt wird. Der Tarragonese bemerkt ironisch: „Reus — Paris y Londres!“ Aber Reus bleibt trotz allen Neides nächst Barcelona die reichste Fabrikstadt Kataloniens, dank der Engländer, welche schon vor bald hundert Jahren Webstühle hierher verpflanzten. Sehenswert wäre das Städtchen Montblanch mit seinen vielen Kirchen, Kapellen und alten Befestigungen, aber wir verfolgen das Tal des Rio Francolí weiter bis Espluga de Francolí, einem Städtchen von 4000 Einwohnern, Bad von Ruf und Ausgangspunkt für das be-

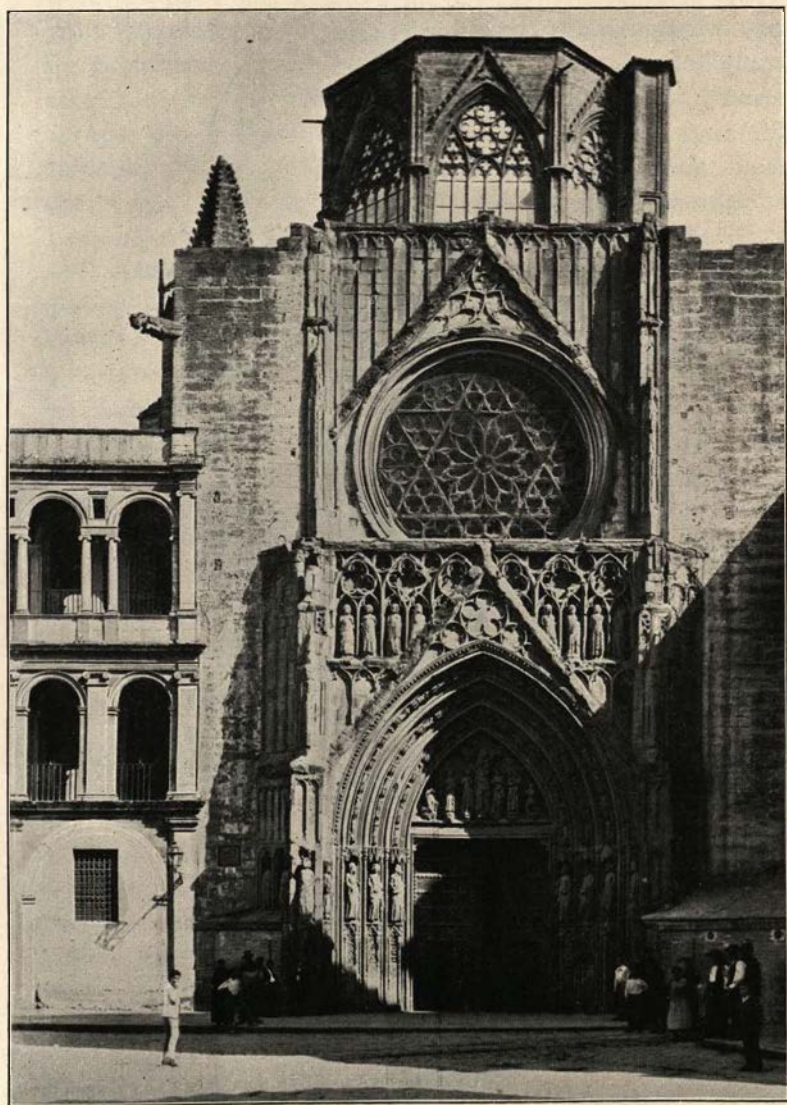
rühmte Kloster. Es besitzt, sich der Neuzeit und dem östlichen Europa anpassend, radioaktive, kohlen saure Eisenmanganwässer, die ebenfalls alles mögliche kurieren. Das alte Esplugu liegt hart am Fluß auf einem niedrigen Hügel mit einem Kirchlein als Krone und erdfarbigem Ziegeldächern und scheint sich seiner neuen und bedeutenden Rolle noch nicht recht bewußt zu werden.

Poblet, welches mein Wirt die Alhambra Kataloniens nannte, ist nunmehr in halbstündiger Wanderung zu erreichen. Es verbirgt sich südwestwärts im Tale. Freilich müssen wir uns darauf gefaßt machen — selbst der heimische Führer weist melancholisch darauf hin —, ein Denkmal einstiger Wohlfahrt und Größe vorzufinden, die Trümmer der „casa pairal de la nacionalidad catalonoaragonesa“, denn das Kloster war Palast und Grabstätte der ruhmgekrönten Könige jenes Bundes. Seine Anfänge gehen in die arabische Zeit zurück. Der Maurenkönig Almira Almominiz schenkte die Stätte und Landschaft, welche Lardeta heißt, einem Mönche namens Poblet, den er gefangengehalten hatte und dessen Frömmigkeit und Resignation den Moslem gerührt haben mögen. Eine Zeitlang der weltentrückte Retiro aszetischer Einsiedler, die in dürftigen Hütten hausten, gründete nach Vertreibung der Mauren Ramon Berengar IV., Graf von Barcelona und der Provence, durch den aus Frankreich zugewanderten Zisterzienserorden Kloster und Kirche, von denen bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts etliche Kapellen und die Basilika emporwuchsen. Päpste, Könige und Edle wetteiferten, diese Abtei zu verschönern und zu bereichern, und im Laufe der Zeiten erhob sie sich, da auch ein Königsschloß erstand, zu einem zweiten Eskorial, bis die Liberalen die doppelt geheiligten Bauten am 24. Juli 1835 als Brennpunkt karlistischer Konspiration zerstörten. Von seiner Pracht blieb nichts, von seinen für die Ewigkeit berechneten Gebäuden Ruinen; diese freilich reden auch heute noch eine große Sprache. —

Die Reste bilden einen gewaltigen Komplex, aus welchem uns hohe, zinnengekrönte Mauern, trotzigte Wart- und Verteidigungstürme, mächtige Kirchenkuppeln und Glockentürme grüßen. Ein stark befestigtes Heiligtum, eine Klosterburg. Wir betreten sie durch die Puerta dorada, die Vergoldete Pforte genannt, weil sie einst mit goldenen Platten beschlagen war. Heute erblickt man über dem Eingang des die Mauer durchtunnelnden Tonnengewölbes nur noch drei Wappen und darüber eine Art Konsolenbalkon, welcher zu seiner Verteidigung diente. Damit durchschreiten wir die äußere Mauer, einen Steingürtel von etwa 1,8 Kilometer Länge, über 4½ Meter Breite und etwa sechsfacher Manneshöhe. Die hauptsächlichsten Gebäude aber, Kloster, Kirche, Palast, sind noch durch eine zweite, innere Mauer geschützt, welche 600 Meter lang, über 11 Meter hoch und 2 Meter dick ist und durch 12 achteckige Türme furchtbar wird. An ihr wurde im 14. Jahrhundert 10 Jahre lang gebaut. Sie besitzt nur ein einziges, durch Matacanes wehrhaftes Tor, die Puerta real; aber es ist ferner möglich, durch das mit Säulen aus Jaspis geschmückte Portal der Iglesia mayor in ihren Bannkreis zu gelangen. — Die Kirche, ein dreischiffiger Bau in der Form des lateinischen Kreuzes, stellt ein anderes imposantes Monument romanisch-gotischen Stiles aus der Übergangszeit vor. Der Ärmste freilich, der die Aufgabe übernimmt, den Besucher zu führen, befindet sich in derselben wenig beneidenswerten Lage wie der Kastellan des Quedlinburger Schlosses, welchen Fontane in dem Roman Cécile so ergötzlich der Herrlichkeiten, die einmal da waren, gedenken läßt. Von den 17 Prachtaltären ist nur das Bild des Hochaltars — wie zu Tarragona ein figurenreiches Alabasterwerk, eine Stiftung Kaiser Karls V. — einigermaßen erhalten. Beiderseits des zart gemeißelten Retablo befanden sich unter zwei mit goldenen Sternen besäten Halbkugeln die Königsgräber. Rechts Jaime I., el Conquistador, der Begründer von Kataloniens Größe und Nationalheros bis auf den heutigen Tag, Peter IV., ebenfalls ein heldenhafter Fürst,



Valencia.
Torre de Santa Catalina.



Valencias Kathedrale. Apostelstator und Cimborio.

König Martin mit dem schönen Beinamen der Menschliche, Fernando I., auf dem Grabdeckel als Ritter und Mönch dargestellt, und Carlos de Viana. Links der dichterfreundliche Alfons II., desgleichen auf dem Sarkophag einmal mit einer Krone aus Lorbeer und das andere Mal mit Kapuze und Kutte, und Johann I. und II., Könige von Aragon und Sizilien, und letzterer auch von Navarra. Ferner mehrere Königinnen und viele Große. —

Der schönste Teil ist heute unstreitig das Claustro. So ein Kreuzgang kann überhaupt viel vertragen, und ein wenig Zerstörung macht ihn nur noch stimmungsvoller. Wir besitzen einen schönen, halb verfallenen Zisterzienser Klosterhof in Walkenried. Den zu Poblet, ein geräumiges Rechteck, in dessen Mitte einstens ein romanischer Brunnen aus 31 Röhren sprudelte, faßt eine teils gotische, teils romanische Bogengalerie ein. Die Spitzbogenhallen erinnern nur oberflächlich an Tarragona, denn die vierteiligen Fenster wirken heiterer und lichter; die Gotik triumphiert auch in den herzförmig ausgeschnittenen Bogen, welche die drei kantigen, eleganten Mittelsäulen tragen, und den drei, einem vierblättrigen Kleeblatt ähnlichen Rosetten der Bogenfüllung über ihnen. Gegen das zarte, vielfach durchbrochene Maßwerk dieser Fenstergruppen, deren trennende, das Gewölbe der Halle stützende und die Rippen zu den hochgewölbten, gemeinschaftlichen Spitzbogen ausstrahlende Pfeiler ein wuchtiges Säulenbündel vorstellen, nimmt sich der romanische Flügel mit den gekuppelten, einfachen Doppelfenstern einigermaßen fremdartig und nüchtern aus. — In dem Bibliotheksaale, einem länglichen Raume, den vier Säulen in zwei Schiffe zerlegen, vermischen wir herzlich die in roten Saffian gebundenen und mit goldenen Lettern paradiesenden Bände der Bücherei König Peters. Beim Anschauen der leeren Wände und der öden, hohlen Fensterhöhlen fröstelt man und fühlt sich wohler und befriedigter in der Sala Capitular, in der besonders die sehr tiefen Fensternischen, zu denen Stufen hinanführen, interessieren. Wie anspruchslos und wie anziehend! Dreifach gerippte

Rundbogen, die ganz gewaltige Pfeiler trennen, überspannen zierliche Doppelfenster, deren Bogenfüllung etliche denkbar einfache Muster durchbrechen. Den quadratischen Raum zerlegen vier graziöse Säulen in drei spitzbogige Gewölbe. Seite an Seite, in innigster Verbindung mit dem Kloster, erhebt sich der Palast der aragonesischen Könige, die Fürst und Mönch in ihrer Person zu vereinigen strebten. Er wurde von König Martin 1397 begonnen und in blühender Spätgotik aufgeführt. Ein hübsches Portal und ein Fenster mit zartem Steinfiligran blieben übrig. — Es wäre schwer zu verstehen, daß es noch so verwilderten und fanatischen Banden gelungen sein sollte, an einem oder wenigen Tagen das Werk von Jahrhunderten beinahe völlig zu zerstören, und auch bei Poblet ist es nicht der Fall gewesen. Die Hauptschuld, daß Spanien noch im 19. Jahrhundert eines seiner köstlichsten Kleinode an Baukunst, Skulptur und historischen Erinnerungen verlustig ging, tragen die Nachbarn, welche die verlassenen Klosterhallen und königlichen Gemächer als Steinbrüche ausnutzten. Jetzt endlich hat man Wächter angestellt und will restaurieren.

Die Revolutionsstürme brausten noch über eine andere Schöpfung aus Kataloniens großer Zeit verderblich dahin: das Kloster de Santas Creus im Gayátal, nördlich vom rührigen Städtchen Valls, wo auch guter Wein billig verkauft wird: „a Valls venen vi vo y varato“. Ebenfalls eine Niederlassung der weißen Brüder und desgleichen von Ramon Berengar um dieselbe Zeit wie Poblet gegründet, teilte es sich mit diesem in die Ehre, den aragonischen Königen, Edlen und Helden eine ultima morada, ein letztes Heim, zu bieten. Der zypressenumhegte Bau wirkt als Gesamtbild harmonischer als Poblet. Der viereckige, hohe Glockenturm, die mächtig emporstrebende Kuppel mit den gotischen Fenstern und der Laterne und das riesige Rosenfenster verleihen besonders der Rückfassade der Kirche ein großartiges Gepräge, in das der Zinnenkranz einen fremdartigen Reiz mischt. In der Kirche, deren Inneres „Größe, Einfachheit, Schönheit, künstlerischen Schmelz und

mystischen Ernst ausströmen", befinden sich die Gräber Jakobs II. und Peters III., des Großen, von Aragon und seines berühmten Admirals Roger de Lauria. Die kunstvollen Sarkophage ruhen in den zierlichsten gotischen Pfeilerkapellen. Auch der Kreuzgang ist zu einem Pantheon ausgebaut worden, indem man an der Innenwand tiefe, offene Gewölbenischen für die Aufnahme der Särge einließ. — Das Kloster zum heiligen Kreuz dürfte vielleicht an malerischen Details Poblet übertreffen. Die durchweg gotische Fenstergalerie des Claustro wirkt noch anmutiger, die Ruinen des Königspalastes enthalten anziehende Reste von Umgängen und Treppen mit lieblichem Säulen- und Bogenwerk, und das Vestibül des Palacio Abacial mit dem Kranze robuster achteckiger Pfeiler und den leicht geschwungenen Bogen wirkt mit dem Brunnen in der Mitte ungemein behaglich und einladend.

VIII.

Sagunt.

Allerhand Eifersüchteleien und geflügelte Worte. — La costa levantina. — Tomillares. — Tortosa. — Im Königreich Valencia. — „Im dunklen Laub die Goldorangen glühen.“ — Castellón. — Sagunt. — Im „Paradero de San Joaquin“. — Murviedro. — Glanz und Ende des alten Saguntum. — Die neue Stadt. — Zum antiken Theater und Castillo. — Frühlingmorgen in der Huerta. — Wer Mispeln ißt und Bier trinkt . . . — Gilet. — „Ein feistes Antlitz blickte sich . . .“

Montag, den 22. April. Adios Tarragona! Diesmal mußte ich, ob ich wollte oder nicht, standesgemäß erster Klasse fahren. Ich sage standesgemäß, da ich mich doch immerhin zu den Kaballeros rechne, und ein wirklicher spanischer Herr sich's eher am Munde absparen wird, ehe er sich dritter Güte verstaunen läßt. Und ich mußte, weil auf den Zwischenstationen nur Billette I., wenigstens für Schnellzüge, ausgegeben werden. Übrigens wollte das Schicksal mir wohl. Ich traf angenehme Gesellschaft, einen Sachsen (wo trifft man keinen?) und liebenswürdige Spanier aus dem Valencianischen, darunter auch ein Priester, die meinen aufzeichnenden Stift in fortgesetzter Bewegung erhielten. Da sie sahen und hörten, daß ich in Tarragona gewesen war, dienten sie mir sogleich mit einigen landläufigen Redensarten über diese Stadt, wie: „à Tarragona manchen sota l'orga“ oder „Tarragona bufa sola“ — „in Tarragona bläst der Wind die Orgel“ oder „Tarragona schnaubt von selbst“, mit Anspielung auf den ewigen Sturm, der über Stadt und Küste dahinfährt — und ihre Bewohner, wie: „à Tarragona son pela caynas, die Tarragonesen sind arme Schlucker“ und „Tarragona la brivona, Tarragona, die Spitzbübin“ und andere mehr. Die Spanier sind nämlich die denkbar größten Lokal-

patrioten und übertreffen an Verhimmelung ihrer engeren und engsten Heimat und entsprechender Herabsetzung ihrer Nachbarn und Bruderstämme, obwohl sie seit Jahrhunderten unter einem Zepter geeinigt sind, gemeinsames Parlament, Religion und Amtssprache besitzen, uns Deutsche bedeutend. Eine Stadt prägt aus den Schwächen und Nachteilen der anderen geflügelte Worte, die auch jedem Fremden schmunzelnd preisgegeben werden, und durchaus nicht nur spöttisch, sondern oftmals boshaft und hart klingend. Z. B. „à Reus son ganchets, die von Reus sind Fresser“, und „à Valls bon poble y mala gent; Valls, ein hübscher Ort, aber mit üblen Leuten“.

Der Zug schneidet gemächlich die Campiña, hier ein Bild der Fruchtbarkeit. Oliven und Algarrobos, die zierlichen Haselnußbäume, leicht kenntlich an ihrem noch wie zerknitterten, jungen Laube, Pinien von entzückender Schönheit, und wo es öde werden will, eine feurige Pracht von rotem Mohn. Darüber hinaus das tiefblaue Meer. Das Vorgebirge von Salou, die Berge des weinberühmten Priorato unweit des Städtchens Falset — rechts Cambrils. Wir sehen die Parochialkirche, seltsam durch den hohen, augenscheinlich mit Matacanes bewehrten, zinnengekrönten Turm. Ein trotziger Bergfried. Die Kirche hatte an diesen Küsten, ebenso wie in der Provence und auf den Balearischen Inseln, im Mittelalter als festester Bau namentlich in den Kämpfen gegen die Sarazenen oft genug die Aufgabe einer letzten Zuflucht, die Zitadelle ersetzend. Bei Hospitalet fesselt uns zur Linken dicht am Meer ein mächtiges Haus mit vier Türmen, das sog. Pilgerhospital, eine mittelalterliche Herberge für fahrendes Volk und Bettelmönche, die später in eine Festung umgewandelt wurde, und bald darauf zur Rechten das Castillo San Jorje de Alfama hoch oben auf dem dürren Coll de Balaguer; eine Schutzburg gegen die räuberischen Berber aus den Tagen des Minnesänger-Königs Peter II. Die wasserarme Gegend bedeckten niedrigster Busch und Zwergpalmenpolster, zwischen denen viele wohlriechende Kräuter und Halbsträucher gedeihen, nämlich Thymian, Lavendel, Ros-

marin, Salbei und Gamander, Heiden und Wacholder, hier und dort von zerstreuten Kiefern überragt. Das Meer erscheint über diese trostlosen *Tomillares*, Thymiansteppen, hinweg, welche aber so viele bunte Blüten und mannigfaltige Düfte bergen, unendlich einsam. Nur ganz selten ein Göpel. Die Küste wird felsig, der Pflanzenwuchs dringt kühn bis zur Brandung. — Ein Fischerdorf, die üblichen tauziehenden, stumpfsinnig den Strand hinaufwatenden, gebückten Männerreihen. — Es leuchtet in der Ferne weiß auf, wir unterscheiden eine weit ins Meer vorgeschobene Masse: das Delta des Ebro. Später gewannen wir einen guten Ausblick bis zu dem pharosgekrönten Kap Tortosa über die zweiarmige Mündung des grünen Flusses, in deren Gebiet Reis kultiviert wird, und alsbald liegt unvermittelt die herrliche, von prächtigen Gebirgen umfaßte Ebene von Tortosa vor uns. Zahlreiche Palmen und die ersten Naranjales, Orangenhaine.

Man bedauert in Spanien immer von neuem das geringe Entgegenkommen der Bahnverwaltungen, welches sich auch betreffs Fahrtunterbrechung bis zur kategorischen Verneinung engherzig erweist. Wie gerne hätte ich dieser malerisch gelegenen, alten Römerkolonie und Bischofsstadt Tortosa einen flüchtigen Besuch abgestattet, um wenigstens die Kathedrale, deren drei Schiffe sich über zwanzig Säulen wölben, und den Arkaden- und Loggiahof des Colegio San Luis zu besichtigen und die Aussicht von der Cuesta dels Capellans über Stadt und Fluß zu genießen und vielleicht auch noch zu den kohlenstoff- und arsenhaltigen Bädern von Cardó mit seinen romantischen Felsen zu fliegen. So ergötzte und tröstete ich mich mittels einer halben Rotwein und einer Kotelette, die ich en main und sans gêne vor einem ländlichen Büfett verspeiste. — Erst hinter Tortosa überschreitet die Bahn den Ebro. Er führt eine breite, sattgrüne, stille Flut dem Meere zu. Zur Rechten den Monte Caro, zur Linken den Montsiá, geht es weiter durch Oliven- und Weingelände. Aber das Laub der Olivenbäume erscheint lichter und silbriger und wirft nur dünne, schleierhafte Schatten. — Vinaroz. Wir

sind im Königreich Valencia. Die Gegend wird reich an Wein. Bald folgt Benicarló, aus dem der achteckige Glockenturm mit seiner glänzend blauen Kuppel aus glasierten Ziegeln — Azulejos — uns einen echt valencianischen Gruß sendet. Meerwärts fällt unser Blick auf die kleine Felseninsel Peñíscola, mit dem Festlande durch eine schmale Landzunge verbunden, auf welcher der Gegenpapst Pedro de Luna, Benedikt XIII., nach seiner Entthronung durch das Konstanzer Konzil in Beschaulichkeit sein Leben vollbrachte und beschloß. Die Bahn wendet sich landeinwärts in das von den Irtabergen und den Atalayas de Alcalá eingeschlossene Tal an Alcalá de Chisbert vorüber, hinter dem plötzlich wieder das Meer in blendender Helle auftaucht.

Die weißen, fensterarmen Landhäuser verstecken sich hinter schwarzen Zypressen. Die Orangen bedecken schon unabsehbare Flächen, ihre goldenen Früchte sind zum Greifen nahe, und die Meeresbrise schwängert der Duft ihrer Blüten, denn sie stehen jetzt in Blüte und Frucht zugleich. Unter ihnen leuchtet die rotbraune Erde, und zwischen ihren Wipfeln spiegelt das azurne Meer und blitzt mitunter der weiße Gischtsaum der Brandung. Diese Ausblicke sind paradiesisch schön und bieten zweifelsohne mit das Köstlichste, was die Iberische Halbinsel zu verschwenden hat. Der Tag war wolkenlos heiter. Die Luft schwelgte im Blau des Himmels und im Glanze der Sonne. Es war, als ob Laub und Blüten und Früchte aus edlen Erzen und glänzendem Gestein beständen, so blinkten und funkelten und glühten sie.

Torreblanca — die Häuser sehen wie Türme aus —, am Sumpfsee Estany de Albalat, mit Torfgründen, die abgebaut werden. Das rippige Felskap Oropesa wird sichtbar, und alsbald scheint der Zug auf dem Meere selbst fortzugleiten. Die Aussicht wird immer großartiger. Die ganze Küste weit über Sagunt hinaus bis zum Kap Cullera, ja bis zum Kap San Antonio und dem Montgó bei Denia, rollt sich vor uns auf. Die Landschaft heißt La Plana. Wundervoll macht sich das Städtchen Benicasim mit

veilchenblauer Azulejokuppel, überragt von dem Gebirge, welches den seltsamen Namen Desierto de las Palmas, Palmenwüste, führt, und den Agujas de la Santa Agueda getauften Bergspitzen im Kranze seiner Orangenwälder und Palmengesellschaften. Die Palmenwipfel sehen oft schopfig wie der Federbusch eines Tschakos aus. Und in diesem Eden zwischen Bahn und Meeresstrand eine entzückende Kolonie reizender Landhäuser, umwogt von Grün und Blumen. Hier möchte man leben! Nun folgt eine für spanische Verhältnisse große Stadt, Castellón mit 32 000 Einwohnern, und dabei eine relativ junge. Sie verdankt Jakob dem Eroberer ihre Gründung, denn an das antike Castalia, in dem schon Hannibal verweilte, erinnern nur noch wenige Ruinen unweit der Eremitage der heiligen Magdalena oben auf den Bergen. Der neue Ort wuchs an der Seite des alten Caserio Palmeral de Burriana so rasch in der Sonne königlicher Gunst heran, daß er alsbald letzteren überflügelte und aufsoß, woran ein noch heute gesungener Vers erinnert:

Burriana y Burriol
feren un fillol,
que tant val lo fillol,
com Burriana y Burriol.

Burriana¹ und Burriol¹
Nahmen einen Sohn,
Der bald genau das galt,
Wie Burriana und Burriol.

Castellón besaß einen großen Sohn in dem Maler Francisco Ribalta und bewahrt sein Gedächtnis in einer kleinen, im Rathause untergebrachten Sammlung seiner Werke. Beim Verlassen der Stadt mit dem hohen, an den Miguelete Valencias erinnernden achteckigen Glockenturm bleibt unser Auge in der Ferne an den zerrissenen Felsmassen der Peña golosa hängen, aber bald taucht es in die wonnige Nähe unter, denn wir sind in die weltberühmte valencianische Huerta eingetreten. Die Göpel, Norias, sind verschwunden. Den unermeßlichen Fruchtgarten bewässern Kanäle aus den Zeiten der Mauren, und wie damals füllen Orangenwälder die Fluren, beherrscht von hochragenden Dattelpalmen. Die Türme und Kuppeln der Kirchen decken glänzende blaue oder auch blaue und weiße oder goldene

¹ von burro, Esel.

und feuerfarbene Azulejos; malerische Gebirge, wie die Sierra de Espadán, begrenzen das farbige und lebensfrohe Bild, in dem Ruinen aus allen Zeiten davon reden, wie viele Völker um dieses Kanaan gestritten haben, welches erst Jakob I. endgültig dem Christentum eroberte. Bei dem Örtchen Almenara, heute ohne Bedeutung, aber durch sein hochgelegenes Kastell ehemals die strategische Pforte Valencias, tobte 1238 die Entscheidungsschlacht, welche dem siegreichen Könige Aragons die „Stadt der Freude“ auslieferte, die Cids Heldentaten nur vorübergehend den Ungläubigen entrissen hatten. Eine Klausnerkapelle mitten im Felde erinnert an den denkwürdigen Tag, der jedoch dem Reino de Valencia auf Jahrhunderte hinaus nicht zum Segen gereichen sollte, denn die Besiegten nahmen den guten Stern mit sich, der über diesen seligen Gefilden geleuchtet hatte. — — S a g u n t ! Mein Ziel.

*

*

*

Bahnrestaurant und Wirtshäuser dürftig. Also Bae-deker. Meine Reisegefährten hatten meinen Entschluß, in Murviedro, dem alten Gemäuer — für lange Zeiten der offizielle und recht bezeichnende Name dieser Stadt —, zu nächtigen, als die eines Inglese würdige Laune belächelt, mir aber mitgeteilt, daß man allenfalls im Bahnhofshotel logieren könne. Und mit dem Wanderstabe in der Hand, das Ränzel an der Seite schamhaft verhüllt durch eine schwere Reisedecke, die recht lächerlich bei der herrschenden Hitze wirkte, forschte ich nach jenem, meinem Führer noch unbekanntem Fortschritt im saguntinischen Herbergswesen und fand ihn: ein neues, ganz hübsches Haus, der Station schräg gegenüber. Nur Schlafstelle; im übrigen ist man auf die Bahnhofswirtschaft angewiesen, mit welcher es eine Personalunion verknüpft, deren Haupt aber gerade abwesend war. Wie ich noch wartend und sinnend stand, fiel mein Blick auf ein ältliches Gebäude mit der Inschrift: „Paradero de San Joaquin“, und ich machte mir klar, da parar anhalten heißt, müsse es sich um einen Ausspänn handeln. So war es, und die

ältliche, hagere Patrona zeigte mir ein geräumiges Zimmer, für das sie 1,50 Pesetas verlangte und einschließlich der üblichen Mahlzeiten 4,75, was ich, mein Erstaunen über die Billigkeit weise unterdrückend, annahm. Wieder ein Treffer; ich war vier Tage gut aufgehoben und sehne mich noch manchmal in den kleinen Comedor zurück, wo der Wirtin Töchterlein an der Mesa redonda die Gerichte auftrug, die alle vortrefflich gewesen wären, wenn sie nicht, ach, die ajowütige Köchin, ach, so grausam gewürzt mit nervenversengendem Ajo! Mir bleibt diese gastronomische Verirrung der in vielem so delikaten und im ganzen sensiblen Spanier ein Rätsel. Die Dünfte und Säfte der Knoblauchzwiebel beißen die Nasenschleimhäute und ätzen den Gaumen. Das Nahen einer ajogewürzten Schüssel bemerkte ich bereits, wenn die jungfräuliche Trägerin die Treppe hinaufklomm. Nun, es gab Gerichte, die selbst im Paradero zum heiligen Joachim, der aus einem farbigen Fliesenmosaik auf die Diele blickt, verschont blieben, so der Cocido, gekochtes Rind- oder Hammelfleisch mit Kichererbsen, Kohl, Möhren und anderen Gemüsen, nebst Speck, der vorzüglich frische, meist gebratene Fisch und die Eier. Meine Tischgenossen waren der dicke, etwas cholerische Wirt, reisende Kaufleute, Orangenexporteure und etliche Millionen Fliegen; jetzt schon im zweiten Drittel des April.

Murviedro. Wenn man Sagunto vom Meere sieht oder nach ihm von der Bahn auslugt, bemerkt man nur wenig von dem Orte, dagegen, soweit das Auge wandert, uraltes Gemäuer, welches in fahlen, bräunlichen und gelblichen Tönen mit dem schwarzblauen Fels jener breiten Hügelrücken verwächst, unter denen sich das Städtchen versteckt. Jene endlosen, labyrinthischen Mauern, die mit Zinnen und Türmchen zu uns herniederschauen und starke Arme bergabwärts senden, erzählen die glorreiche Tragödie der Stadt, deren frühe Blüte in Flammen und Blut erstickte. — Sagunts Ursprung ist dunkel. Iberer, Griechen, ja selbst Armenier kommen für seine Gründung in Frage, das unter den Rutulern, Kolonisten aus Latium,

sich zu einem Musterstaate entwickelte. Die Stadt reichte damals fast bis ans Meer und soll über 3 km lang gewesen sein, Wasserleitung von Blei- und Tonröhren besessen und, wie eine vornehme Metropole, des Schmuckes herrlicher Statuen auf den öffentlichen Plätzen nicht entbehrt haben. Und in der Tat war das Saguntum des 3. vorchristlichen Jahrhunderts die Hauptstadt eines Landstriches, der an Ausdehnung wenig hinter dem nachmaligen Königreich Valencia zurückbleiben dürfte, und nicht allein mächtig zu Land, mittels eines wohlgeschulnten Heeres, sondern auch auf der See, dank einer starken Handels- und Kriegsflotte. Dabei waren die Sitten einfach und die Gesetze heilig. Vor allem wurde dem Müßiggang gesteuert, und sobald ein Knabe sein 14. Jahr vollendete, ließ man ihn je nach Neigung ein Handwerk oder die Landwirtschaft erlernen. Sagunt ahmte offenbar dem alten Sparta nach. Das Rückgrat der Republik und ihres Wohlstandes bildete der Feldbau. Es ist außer Zweifel, daß schon damals Kanäle und Aquädukte bestanden, welche das Wasser der Flüsse über die Äcker leiteten, so aus dem Rio Palancia und wahrscheinlich auch aus dem Turia; für die noch heute bestehende Acequia de Moncada dürfte man mit Unrecht den Mauren danken.

Eine solche bedeutende Mittelmeermacht mußte die Blicke der emporstrebenden Roma auf sich lenken und dem Senate als Verbündete gegen den Rivalen Karthago willkommen sein. Aber dieses suchte sich für den Verlust Siziliens in Spanien schadlos zu halten. Hamilkar eroberte die Ostküste der Iberischen Halbinsel, drang von Almeria bis Murcia vor und setzte sich auch in den Besitz Kataloniens. Hannibal vollendete die Unterjochung Hispaniens und suchte sich endlich auch des umklammerten Sagunts zu bemächtigen. Die bedrängten Saguntiner wandten sich an Rom um Hilfe, aber nur ein Einspruch erhebender römischer Gesandter erschien, und zwar erst, als der große Punier mit 150 000 Mann vor den Mauern der Stadt lag. Die Feinde näherten den Befestigungen ungeheure Türme, welche diese weit überragten, und überschütteten von

ihnen aus die Belagerten mit Speeren, Pfeilen, Steinen und allem, was sich darbot. Die Mauern brannten die bekannten Widder. Aber in den Saguntinern pulste bereits das Blut der Gerundesen und der Helden von Zaragoza. Sie schleuderten Geschosse mit brennendem Pech unter die Angreifenden, und wenn eine Mauer wankte und fiel, errichteten sie eine neue, nur Schritt für Schritt der Übermacht weichend, bis ihnen nur noch Trümmer und Schutt und die Wände ihrer Häuser als Brustwehr dienten und der Hunger mehr zusetzte, als der grimme Karthager. Friedensverhandlungen zerschlugen sich an den harten und schimpflichen Bedingungen, ein letzter verzweifelter Ausfall mißlang, und nun beschlossen die immer noch Unbesiegten, ehrenvoll unterzugehen. Auf dem Marktplatze häuften sie ihr Gold und Silber, ihr Geschmeide und Edelsteine über einen ungeheuren Scheiterhaufen, und als die Flammen zum Himmel loderten, warfen sie sich mit Weib und Kind in die prasselnde Glut, und andere zückten das Schwert gegen sich und die ihrigen, um schmachvoller Gefangenschaft zu entinnen. Die eindringenden Karthager fanden Leichen und Trümmer. So fiel Sagunt im achten Monate der Belagerung im Jahre 219 vor Christi Geburt, von den Römern im Stich gelassen. Freilich war die Herrschaft Karthagos nur kurz. Schon fünf Jahre später eroberten es die Römer, und Cornelius Scipio tat alles für seine glänzende Wiedererstehung, aber die einstige Blüte war für immer dahin und wohl mit den untergegangenen Geschlechtern erloschen. Rom baute Theater und Zirkus, verlieh Privilegien, wie das Münzrecht, ernannte die Vertreter der Bürgerschaft zu Senatoren, und viele wohlhabende und klangvolle italische Familien siedelten sich um und in Sagunt an. Aber das neue Sagunt blieb eine Provinzialstadt, wie es deren viele gab. Aus dem stolzen, meerbeherrschenden Saguntum wurde zur Zeit der Völkerwanderung ein Murveſto oder Murbiter. Die Mauren kamen, und die alte Stadt verlor den Rest lateinischer Herrlichkeit an Valencia, die nahe, von den Moriscos bevorzugte Nebenbuhlerin. Die christlichen Könige bekümmerten sich nicht

um die „alte Mauer“. Noch einmal zog der verödete Ort die Aufmerksamkeit auf sich: am 20. Dezember 1874 proklamierten die Generäle Arsenio Martinez Campos und Joaquin Jovellar nach der Niederwerfung der Karlisten Alfons XII. unter einem Johannisbrodbaume der Huerta zum König und stellten damit die Bourbonenherrschaft wieder her. Der weltgeschichtliche Algarrobo existiert nicht mehr. — Erst 1877 wurde aus Murviedro wieder Sagunt.

Die heutige Stadt verrät jemandem, der nicht die stumme Sprache der alten Mauern zu deuten weiß, nichts von einstiger Größe. Es ist eine kleine, fleißige Landstadt, aus der im Morgengrauen eine nicht endenwollende Karawane zweirädriger, quietschender Karren über das ungepflegte Pflaster unter gellendem Peitschenknallen hinaus in die Huerta holpert und gegen Abend müde und schläfrig wieder einzieht. Straßen und Häuser muten kleinstädtisch an. Man wundert sich über den starken Eisengitterschutz der hohen Fenster. Dieser, die Rejas, lassen die Gebäude wie befestigt erscheinen. Sonst machen die Häuser einen recht freundlichen Eindruck, namentlich durch die bunten Fliesen, welche die Türrahmen bekleiden, und in den feineren auch die Diele, durch die man in einen mit schönen Pflanzen geschmückten Lichthof schaut, in dem blühende Passiflora ranken. Im allgemeinen aber führt die Haustür unvermittelt in das Wohnzimmer oder die Werkstätte. Man darf kein glänzendes Geschäftsleben erwarten; hier gedeihen Seiler, Sattler und Stellmacher, welche jenen primitiven Pflug bauen, dessen Modell wohl schon vor Hannibal das gebräuchliche war. Er besteht ganz aus Holz, auch die hakenförmige Pflugschar; eine zweiteilige Deichsel umklammert das Pferd mit ihren nach innen gekrümmten Armen. Etliche Geschäfte handeln ausschließlich mit großen, feldflaschenartigen Lederbeuteln, die das Volk recht bezeichnend Borracheras, Berauscher, nennt, denn sie begleiten weingefüllt den Feldarbeiter und Reisenden, andere mit zylinderförmigen, korkumhüllten, messingbeschlagenen und ausgepichteten Wasserbehältern

mit zwei Öffnungen, die man in jedem Haushalte vorfindet. Die Straßen sind still, aber die großen Restaurants beleben sich abends und Sonntags ungemein von Karten und besonders Domino spielenden Männern und Burschen. Der Saguntiner kleidet sich schwarz. Kittel, Beinkleider und selbst die Alpargatas besitzen diese freudlose Farbe. Viele tragen eine schwarze Seidenbinde um das Haupt, andere einen weichen, dunklen Hut und manche werfen einen düsteren Poncho lässig um die Schultern. Auch ein schwarz- und weißkarrierter Schal erfreut sich der Beliebtheit. Wer Sagunts Mädchen sehen will, muß sich hinter das Kloster San Francisco zum Mühlenbach begeben; dort waschen und schwatzen sie und erfreuen sich, ungezwungen kritisierend, an der Erscheinung eines Fremden. Auch trifft man wohl gelegentlich eine Schöne, die sich auf offener Straße ihr Haar kämmen und brennen läßt, um sich für die Plaza de la Glorieta zu rüsten, auf welcher sich die Büste des Guerillero José Romeu, eines Märtyrers der Franzosenzeit (1812), erhebt. Der vaterlandsliebende Mann wurde von seinen Feinden nebst zwei getreuen Dienern am Galgen aufgeknüpft. Sonst ist nicht viel zu sehen im neuen Sagunt. Das nicht die Cafés füllende Volk lungert vor dem Rathause, wo allabendlich in einer offenen Halle Versteigerungen aller möglichen Ramschartikel abgehalten werden, oder vor den Buñuelerias umher.

* * *

Im Winter und Frühling kommen allerlei Fremde nach Sagunt, meistens von Valencia herüber, um dem römischen Theater und dem Castillo einen Besuch abzustatten. Vom Zirkus blieb nicht viel übrig. Ihnen wollen wir uns anschließen. Die Calle Mayor entlang, über die ältliche und mit ihren Lauben malerische Plaza del Mercado de Granos und dann an der gotischen Marienkirche vorbei, den Berg hinan, treffen wir in halber Höhe auf die Ruinen des antiken Theaters, welches sich in den Nordabhang des Burgberges wie eine Grotte hineinschmiegt. Bis zum

Jahre 1808 soll es in verhältnismäßig gutem Zustande gewesen sein, dann fiel den Franzosenstürmen das prächtige Hauptportal zum Opfer; aber dennoch rechnet man die Reste noch heute zu den besterhaltenen ihrer Art. Von der Bühne blieben nur die Grundmauern und Tore übrig; das östliche diente den Zuschauern. Der Zuschauer-raum, die *cavea*, besitzt einen Durchmesser von 50 m und mag 8000 Gäste gefaßt haben, die sich auf amphitheatralisch emporsteigenden Bänken niederließen, welche aus dem blaugrauen Fels herausgemeißelt worden sind. Die halb-zirkelförmigen Stufen, von denen es 22 Folgen gibt, sind durch 3 schmale Umgänge in 4 Gruppen oder Ränge geteilt und werden durch 3 sie radienartig in ganzer Höhe und 6 nur die höchsten Abteilungen schneidende Aufgänge in 14 Keile, *cunei*, zerlegt. Die beiden unteren Sitzreihen sind niedriger und breiter und waren wahrscheinlich für die tragbaren Sessel der Senatoren und anderer Personen von Rang und Würde reserviert; auch eine „Galerie“ fehlte nicht. Natürlich bildete der Himmel das Dach. Das Theater wurde im 2. Jahrhundert n. Chr. erbaut. Von den höheren Plätzen genießt man eine unbegrenzte Aussicht über die Stadt und das völlig ausgetrocknete Bett des Palancia hinweg nach Norden und über die üppige Huerta hinaus aufs Meer.

Der Wächter des Castillo hatte uns bereits bemerkt. Er hockte auf der Holzbrücke vor dem Tore und versicherte uns alsbald, daß er nur spanisch verstände, neu wäre und von der Festung viel weniger wisse als unser rotes Buch. So führten wir ihn und bezahlten dafür ein jeglicher 1 Peseta. Das Castillo bedeckt den Rücken der Ausläufer der Montes de los pajaritos (Vögelchenberge) und krönt zwei durch einen flachen Sattel voneinander getrennte Gipfel, von denen der meerwärts gelegene die ältesten Befestigungen trägt. Man müßte Kriegswissenschaftler sein oder den Titus Livius im Kopfe haben, um dieses Wirrsal von Mauern nur einigermaßen zu würdigen, das wir, die Plaza del Gobernador überschreitend, an der Torre de San Pedro vorbei, zum Castillo de San Fernando,

dem höchsten Punkte, ansteigend und uns zurück und östlich zur Ciudadela de Almenara wendend, erblicken. Wer sich aber nicht in jener glücklichen Lage befindet, wird auf der Plaza del Eco die Reste eines römischen Tempels in Augenschein nehmen oder die alten Zisternen, die gewaltigen Mauern — namentlich die zur Stadt hinunterklimmenden —, die wuchtigen Strebepfeiler, die schön erhaltenen Zinnenkränze und die zierlichen maurischen Türmchen, die wie Bienenkörbe aussehen, bewundern. Er wird vielleicht auch vor dem arabischen Tore — Puerta de Mahomet — verweilen, einem Giebelbau, durch welchen wir zu den gen Osten schauenden Befestigungen treten, der mit einem Paar durchbrochener Kleeblattrosetten geschmückt wurde. Es ist das einzige Ornament hier oben, wo alles droht, ein feiner, blasser Strahl der Kunst, der einem orientalischen Gemüte entsprang. Aber viele werden sich nicht einmal so lange für die Nähe zwingen lassen und am Palo de la Bandera, hoch oben auf dem Castillo de San Fernando, alles Gemäuer, ob römisch oder arabisch — darüber belehrte uns der Führer hartnäckig —, vergessen über die unsagbar glänzende Aussicht. Liegt uns doch ein gutes Stück des gesegneten Königreichs Valencia zu Füßen. Valencia, die märchenhafte Stadt, mit den blauen, glitzernden Azulejoskuppeln, und die herrliche Küstenlandschaft, von hundert hellen Orten besiedelt, mit dem einzig schönen, valencianischen Golfe, vom zerfressenen Pico de Peñagolosa bis zum Montgó, der wie ein zusammengebrochener Stier am Meere lagert. Vor uns die orangereiche Huerta von Sagunt, gesäumt von der weißen Brandung, und landeinwärts bizarr gestaltete, blauschwarze Gebirge, hohe zerrissene Ketten, wie der gesägte Monte de Santo Espiritu, der finstere Monte Negro und Garbi, die Sierras de Espina und de Espadán. Jener nahe, ruinengekrönte Berg heißt San Cristobal. —

Unweit des Burgberges, beherrscht vom Castillo de San Fernando, erhebt sich der Calvario. Ich bestieg ihn mit einem fortgesetzt die Erde küssenden Weibe. Die via crucis

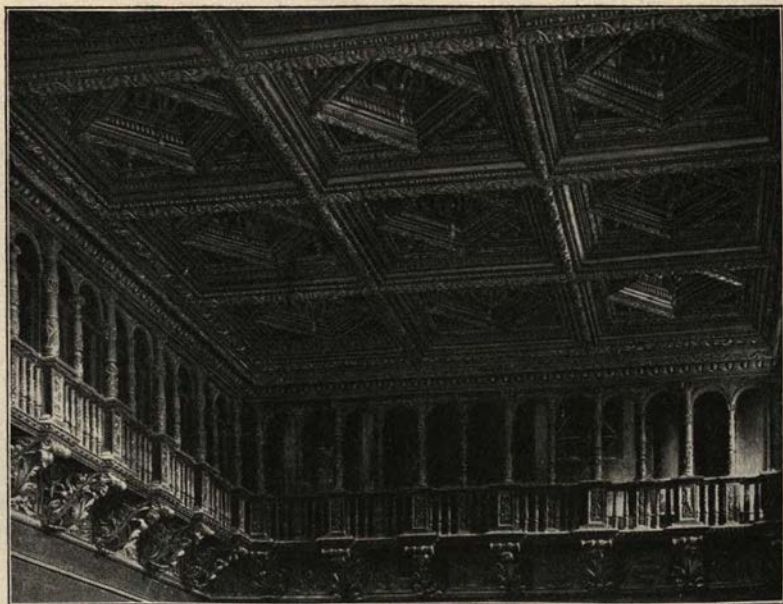


Denia. Ein Säulenkreuz.



Verf. phot.

Valencia. Die Audiencia.



Audiencia.

Artesonado und Galerie des Salón de Cortes.

säumen wundervolle Zypressen, zwischen denen sich immer neue malerische Ausblicke auf das verfallene und doch noch so trotziges Riesenkastell eröffnen.

Während meiner saguntinischen Schlendertage wechselte der Himmel sein Antlitz häufig, und bisweilen entluden sich die düsteren Wolken — sie sahen viel finsterner aus, als sie es meinten — in einem gelinden Nachtregen, auf den dann ein strahlender Tag folgte. Ein solcher war der 24. April, den ich ganz und gar der Huerta widmete. Welch einzige Wonne, in diesen unermesslichen Fruchtgarten hinauszuwandeln, welcher sich zwischen Sagunt und dem Meere und auch jenseits des Flusses nach Almenara zu ausdehnt! Kein Zaun, kein unfreundliches Drahtgeflecht und keine neidische Mauer vorenthält unseren Blicken seine reichen Schätze zur lieblichsten Augenweide. Alles ist offen. Das Volk leidet keinen Hunger, und Ehrlichkeit und gute Sitten scheinen sich aus den Tagen der Rutulerrepublik erhalten zu haben. Die Huerta, d. h. die zum Anbau von Fruchtbäumen, Gemüse und Getreide geeignete Fläche von Sagunt, ist in der Hauptsache ein großer Orangengarten, der von vielen Kanälen bewässert wird, und in dem es einsam und still ist. Die Besitzer wohnen in der Stadt und bewirtschaften von dort aus die Felder, so daß man irgendwelche Anwesen vermißt, und der schier unbelebte Hain noch feierlicher wirkt. Und doch schießen menschliche Lust und Frohsinn hin und wieder hell und erquicklich empor, wie ein silberner Wasserstrahl, in dem glockenklaren Liede eines pflügenden Burschen in scharlachfarbenem Hemde, blauen Hosen, tiefdunkler Leibbinde und breitem Panama oder dem Chorgesange Orangen pflückender Mädchen. — Es wird viel gearbeitet in der Huerta, denn so fruchtbar der rötliche Boden ist, trifft doch auch ihn der Fluch: „Dornen und Disteln soll dein Acker tragen“, und so muß er immer von neuem umgebrochen werden. Die Orangen, mittelgroße, regelmäßig gepflanzte Bäume, standen in Frucht und Blüte. Die saguntinische Sorte wird an Süßigkeit von den goldenen Äpfeln Carcagentes übertroffen, aber sie ist dafür

haltbarer und somit besser zum Versand geeignet. Es geht viel nach England und Holland. Die Früchte gelangen vom Erzeuger an die Exporteure, welche im April 12—15 Pesetas für das Tausend zahlen, sich aber gerne im voraus die Gesamternte eines Produzenten sichern, die dann auf den Bäumen schätzungsweise verkauft wird. Der Händler häuft die Orangen in großen, luftigen Schuppen nächst der Bahn zu wahren Bergen an, über welche ganze Scharen junger Mädchen herfallen, um sie zu prüfen und entsprechend der Güte in Seidenpapier mit „Extra“, „Superior“ usw. zu wickeln. Die größten und dünn-schaligsten erhalten eine Enveloppe mit goldenen Lettern. Man muß die Gewandtheit und das feine Gefühl der Arbeiterinnen bewundern. Die sortierten Früchte werden in luftdurchlässige Kisten verpackt. Die fröhliche Ernte und Ausfuhr dauert von Dezember bis in den Mai hinein und bildet den Haupterwerbszweig des Städtchens.

Auch in den Orangewäldern haben die charakteristischen Bäume der spanischen Mittelmeerküste Heimatsrecht bewahrt: Olivo und Algarrobo, Higuera und Mispero. Ich habe Ölbäume gesehen, deren Wurzeln sich gleich einer gewaltigen Haftscheibe an die Erde klammerten, und die zu umkreisen ich 14 Schritte machen mußte. Wundervoll sind die Riesenjohannisbrotbäume, oft so beladen mit Schoten, daß ihre Äste mächtige Steinplatten stützen müssen. In dem Schatten des Algarrobo lagern sich die hungrigen und ermüdeten Arbeiter zur Mittagsrast, unter ihm wird das Pferd abgeschirrt und seinem Schutz die Carreta anvertraut. Er ist gleich gut gegen Sonne und Regen. — Welche Feigenbäume! Die erste Ernte ist bald reif. Die dicken, prallen Keulen blauen schon. Noch etliche Wochen, und sie könnten mich in Versuchung führen, und ich würde mich nicht undankbar und höhnisch nach der süßen Labe entfernen:

Encima de ti me pongo,
fodita te remeneas;
yo con el gusto me voy,
y tu con la leche te quedas.

In deinen Wipfel will ich steigen,
 Laß all deine Zweige sich bewegen;
 Mit deinen Früchten will ich mich pflegen —
 Deine Milch bleibe dir zu eigen.

Aber in den japanischen Mispelbaum könnte ich einmal einen raschen Griff wagen; leider aber reizen mich die gelben, bittersüßen Büschel nicht, da halte ich's mit dem Spanier:

El que misperos come
 y bebe cerveza,
 esparagos chupa
 y besa a una vieja:
 ni come, ni bebe,
 ni chupa, ni besa.

Wer Mispeln ißt
 Und Bier trinkt
 Und an Spargeln saugt
 Und gar ein altes Weibsbild küßt:
 Der ißt und trinkt und küßt nicht
 Und nicht zum Schlürfen taugt.

Aber die im Überfluß prangende Huerta erschöpft nicht einmal alles Schöne. Von überraschendem Liebreiz sind die schmalen Raine, welche die Wässer begleiten, ein vernachlässigtes Feld, ein verwahrloster Winkel, die ein verschwenderischer Frühling in eine Glut von Farben tauchte. Ich glaubte an ein Trugbild, als ich zum ersten Male diese Fülle von scharlachfarbenen Gladiolen (*Gladiolus segetum*), durchwogt von leuchtendem Mohn und blauen Wicken, sah, und die duftigen Säume kokett verschämter Jungfer im Grünen (*Nigella damascena*), schwanker, purpurner Silberdisteln (*Galactites tomentosa*), hoher, stacheliger *Asteriscus spinosus* mit goldenen Blütensonnen, purpurner und gelber Platterbsen, rosenroter, weit geöffneter Winden, zartgefranster Nelken und wundervoller graziöser Boragen mit tatsächlich lachend blauen Blütensternen. Füge ich nun noch hinzu, daß, wie ein leicht bewegter, blauer See, hier und dort ein Flachsfeld in diesem Garten der Hesperiden auftauchte, so habe ich ihn mit schwachem Vermögen geschildert, aber meine Worte reichen nicht, um den Überschwang an Licht und Bläue und Sonnengold in diese Blätter wie leuchtende Garben zu gießen.

Den letzten Nachmittag benutzte ich zum Ausfluge nach G i l e t, einem im Gebirgswinkel halb versteckten Örtchen an der Bahn Segorbe. Ich schlenderte durch die Huerta,

welche das linke Ufer des Palancia begleitet. Im ausgetrockneten Flußbett wuchert rotblühender, duftender Oleander und *Senecio cinerarius*, ein guter Bekannter aus meiner Jugendzeit. Die buschige Pflanze wurde früher ihrer schön geformten, silbernen Blätter wegen gern in Töpfen gezogen, und wenn jemand aus der Freundschaft starb, erhielt er sicher von dem „Aschengewächs“ einen letzten Kranz. In der Huerta stieß ich auf Algarrobos, deren Stamm ich erst mit 20 Schritten umging. Gilet präsentiert sich, namentlich vom Fluß aus gesehen, mit dem alten Franziskanerkloster im Vordergrund und überragt von den hohen „Mützenbergen“, Gipfel, die wie zwischen Olot und Gerona von einer kahlen Felskappe bedeckt sind, sehr malerisch. In die Häuser mit den scheunentorartigen Eingängen, aber lukenhaft kleinen Fenstern sieht man, wie überall in der Gegend, unbehindert hinein und erfreut sich an der behaglich ausgestatteten Zimmerdiele. Der Tag war bedeckt und kühl, indes folgte ich dennoch dem einladenden Pinienstämmchen, das vertrocknend über der Tür eines großen und wohlhabenden Hauses an der öden Plaza winkte, gern zur Einkehr. Eine anziehende Schenke. Wie anheimelnd der riesige Kamin! Nicht minder imponierten mir die mächtigen, doppelhenkligen Wasserkrüge aus Ton. Das große Bild des Schutzheiligen formten bunte Fliesen. Eine Servante vertrat mit ihrem mannigfaltigen Geschirr und Figürchen die Anmut. Das braune Gebälk der Decke zerlegte zwölf dachrinnenförmige Wölbungen. Dieses alles und das freundliche Wirtspaar betrachtete ich bequem in einen der Armstühle gesunken, die wie eine Reihe Soldaten an der Wand standen, bei gutem, dunklen Landeswein. Das einzig Störende war das stupid freche Glotzgesicht eines Bummlers, der mich nicht aus den Augen ließ. Aber ich hielt es länger aus, und der aufgeräumte Patrón belohnte mich durch ein Verslein zum Abschied:

Un baturro se miraba
a espejo y decia:
„que cara de burro
tiene ese tio que me mira!“

Ein feistes Antlitz blickte sich
Im Spiegel an und sagte laut:
„Was hat doch für ein Eselsgesicht
Der Onkel, der mich da anschaut!“

IX.

Valencia.

„Valencia perla divina . . .“ — Auf der Plattform des Micalet. — Plaza Castelar, Parlanchines, Calle Vicente und de la Paz, Glorieta. — Chufa und Cacahuete. — Torres de Serranos. — La Seo. — Die Jungfrau der Verlassenen. — Das geheimnisvolle Muttergottesbild. — Dem Gott der Heilkunst folgte das Heilmittel Gottes. — „Königin der Engel dienen . . .“ — Das Fest der Schutzpatronin. — Audiencia. — Mercado. — Die Seidenbörse (La Lonja). — Torres de Cuarte. — San Nicolás. — Das Miserere in der Kapelle Corpus Christi.

Mein Interesse für Valencia ist alt, denn ich stellte mir diesen Ort als einen ausgesuchten heiteren und sonnigen vor und währte mich schwer betrogen, als ich am 26. April bei Regen und Kälte einzog. In meinem geräumigen, dreifenstrigen Zimmer des „Hotel Inglés“, von dem ich einen hübschen Ausblick hatte, packte mich die Kälte erst recht; ich fror wie ein Schneider und fand die Straße trotz der Regengüsse schließlich empfehlenswerter, zumal die Calle San Vicente, auf die ich durch die Pasaje Ripalda hinaustrat, von Menschen wimmelte. Die Menge schien sogar freudig gestimmt und staute sich vor schwarzen Tafeln, auf denen mit Kreide die Regenmengen angezeigt wurden, die in den letzten 24 Stunden an den Hauptpunkten des südlichen Spaniens gefallen waren. Man hörte Rufe wie „die Ernte ist gesichert“, und ich erfuhr, daß es den ersten erheblicheren Frühlingsregen gegeben hätte, und war versöhnt. So ging es noch zwei Tage fort, die Tafeln verschwanden, und Valencia verwandelte sich in die sonnige Stadt, von der ich geträumt hatte, und die der „R a t P e n a t“ auf seinen alljährlichen Blumenfesten nicht müde wird zu preisen.

Valencia, perla divina
De la costa levantina,
Territorio encantador,
Joya en artés peregrina
Y sultana des amor.

Valencia, göttliche Perle
Der Küste des Morgens,
Bezauberndes Land,
Kleinod herrlichster Künste,
Sultanin der Liebe.

Valencia ist eine heitere Stadt; lachend ihr Anblick, froh und licht ihre Straßen und Plätze, fröhlich und leichtlebig ihre Bewohner. Die Stadt breitet sich in einer Ebene hauptsächlich am Südufer des Rio Turia aus, keine Anhöhe weit und breit, und so müssen wir schon dem Beispiel C i d s folgen, der seine J i m e n a , um ihr Stadt und Land zu zeigen, das er den Mauren entrissen, auf die Plattform des M i g u e l e t e (valencianisch Micalet) des Campanile der Kathedrale führte. Eine enge Schnecken­­treppe von etwa 200 Stufen, deren manche recht abgenutzt sind, windet sich zur Glockenstube, einem Oktagon mit hohen gotischen Fenstern, in dem elf Glocken aufgehängt sind, alle mit Namen männlicher und weiblicher Heiligen, die aber in ihrer Gesamtheit nur am Vorabend von Fronleichnam und weniger anderer höchster Festtage geläutet werden. Eine noch schmalere Stiege bringt uns zur Plattform, die durch ein kleines, steinernes Glockentempelchen, den Miguelete s. s., ihren Abschluß findet, dem der achteckige, 60 m hohe Turm seinen Namen verdankt. Die Aussicht mag gerne eine der schönsten der Welt sein. Unter uns die glänzende Stadt, deren flache Dächer pittoreske Belvederes tragen, die zahlreichen und mannigfaltigen Glockentürme, die den Micalet wie Vasallen umringen, die altertümlichen Tore und vor allem die vielen blitzenden, blauen, blau und weißen und goldenen Kuppeln, welche wie wundervolle, farbenprächtige Blumen aufleuchten. Und rings die reiche Huerta. Überall die stillen Wipfel der Dattelpalmen, das Grün der Feigen- und Orangen­­bäume, das Gelb der reifen­den Saat und blinkende, weiße Häuschen und Dörfer mit schmucken, goldpatinierten Kirchen. Wir sehen im Osten bis zu den kastellgekrönten Hügeln von Sagunt, im Norden die blauschwarzen, zerrissenen Berge von Segorbe, im Westen die Kuppen und Kegel von Chiva und Cabrillas, das schroffe Kap, mit dem die zackige Sierra Cullera ab-

stürzt und darüber hinaus bis zum plumpen Montgó bei Denia. Dieser gewaltige Rahmen umschließt auch das Meer, das chamäleonisch seine Farbe vom Grün des Smaragds zum Blau des Lasursteins zu verändern vermag, mit den weißen Vögeln gleichenden Fischerbooten. Darüber der tiefblaue Himmelsdom mit der strahlenden Sonne, die Licht und Glanz austreut, verschwenderisch und befruchtend beinahe Tag für Tag.

Der Strom des Lebens flutet von der Plaza Emilio Castelar durch die Bajada de San Francisco, die Calle San Vicente und Peris y Valero zur Glorieta. Die Plaza Castelar schmückt ein kleiner, überaus schattiger Park mit lieblichen Wassern und dem Standbilde des Marqués de Campos, eines Wohltäters der Stadt, und eine zierliche, dreieckige Baum- und Blumenanlage, in deren Mitte sich die stolze Erzstatue des Malers Jusepe Ribera mit Pinsel und Palette in der Hand erhebt. Hier tummeln sich mit Vorliebe die schuhputzenden Knaben und Burschen und rasten die zahllosen Hausierer oder etablieren sich die Parlanchines, jene Wunderdoktoren mit dem Riesenlorelaihaar. Ihr Apparat ist bald entfaltet. Die Schranke ziehen sie anstatt mit Seilen durch einen Kreis von Bildern auf dem Erdboden, den das Volk trotz allen Drängens achtet; Mixturen und Salben enthält ein Kasten; die Hauptsache aber, ein ziemlich nacktes Menschenbild, welches unter einer Legion von Gebrechen leidet, trägt ein ins Pflaster gespießter Stab. Was die Leute reden können und mit welcher Stimme! Müssen sie doch die nie und nirgends fehlenden Orchestrione überbieten! — In der Bajada de San Francisco, einer ziemlich engen und kurzen Straße, drängt sich die Menschenmenge zu allen Stunden. Hier sammeln sich die fliegenden Händler, namentlich die Lotterielose- und Zahnstocherverkäufer. Abends ist der Blick auf die Plaza Castelar sehr anziehend: sie schwimmt in Licht, und besonders der Erfrischungskiosk mit seinen Girlanden elektrischer Lämpchen nimmt sich unter den Palmen reizend aus. Laden folgt auf Laden, die Eingänge nicht durch Türen, sondern schwere rote oder grüne Por-

tieren geschlossen. Die Schaufenster sind ganz hübsch, aber mehr nützlich, als ästhetisch dekoriert. Natürlich fehlen keineswegs die Bars, die ihre geeisten Mischungen häufig auf die Straße hinausspenden. Vornehmer wirkt die Calle San Vicente, an deren nördlichem Ende die Kirche San Martin liegt, mit einer Reiterstatue des Heiligen aus Bronze über dem Portal, ihn darstellend, wie er seinen Mantel zerteilt, um die Hälfte einem Armen zu geben. Die schönste Straße der inneren Stadt ist aber unzweifelhaft die Calle de Peris y Valero (früher de la Paz). Breit, mit Palästen prunkend, überrascht sie vor allem durch den Blick auf den entzückenden Campanile von Santa Catalina, einen sechseckigen, graziösen Turm, dessen Unterbau in fünf Geschossen mit zierlichen Barockfenstern aufsteigt und durch eine Galerie und ein stilvolles, von einer Azulejoskuppel gekröntes Tempelchen aus Spiralsäulen seinen harmonischen Abschluß findet. Noch wenige Schritte, und wir befinden uns im Grün der Plaza del Principe Alfonso und dicht daneben der Glorietta¹, deren riesige Araukarien schon in die Straße hinübergrüßten. Diese Plätze beschatten die entzückendsten Baumgruppen aller Zonen, in denen sich Kraft und Zartheit wunderbar paaren. Herrliche Dattel- und Sabalpalmen — neben welchen die Chamaerops wie Struwelpeter aussehen — prächtige Araukarien und Drazänen und haushohe Gummibäume durchwirken das zarte Laub der Pyrenäenkiefer, das lichte, elegante Fiederblatt der Zedrachbäume, die lila Blütensterne schmücken, die hängenden Zweige der Pimientos und graziöser Eschen. Auf der Plaza del Principe Alfonso blickt von hohem Sockel das Reiterstandbild König Jakobs des Eroberers, welcher Valencia zum zweiten Male und für immer den Arabern entwand (1238). Die Glorietta schmückt ein Tritonenbrunnen und die Büste des valencianischen Dramatikers Eduardo Escalante.

Beide Plätze sind zu allen Zeiten von Müßiggängern besucht und ziehen während der Nachmittagskonzerte

¹ Platz mit Brunnen.

eine bunte Welt an, in der Soldaten, Ammen und Bonnen keine geringe Rolle spielen. Zwischen ihnen rufen Händler fremdartige Gebäcke aus: die Rosquilletas, lange Stangenbrote; die säuberlich in Papier eingewickelten Panes de hostia, Honigkuchen aus dem nahen Jecla, und die Barquillos, blatt dünne Waffeln in Röhrenform, welche man aus der mit einem Glücksrade versehenen Trommel des Barquillero gewinnt. Frauen halten an primitiven Ständen eigentümliche, wie Bienenlarven aussehende Gebilde feil, die sie in Wasser aufweichen, nämlich la Chufa, die unterirdische Knolle eines um Valencia gebauten Zypergrases (*Cyperus esculentus*), aus der man die vielbegehrte *Horchata de Chufa*, ein erfrischendes Getränk, bereitet, das in keinem Ausschank fehlt. Ein anderer Topf enthält unter Wasser die Samen von *Lupinus albus*, den Altramus, und Körbe füllen Cacahuetes, die Früchte einer anderen Leguminose, der auch bei uns geschätzten Erdeichel (*Arachis hypogaea*). — In dem Gewirr wird man zu keiner Zeit die Zigarettenstummel sammelnden, flinken Straßenjungen vermissen, welche mit einem Stocke, den sie durch den Deckel einer Blechbüchse mit einer Art Kelle versehen haben, unter Bänken und Stühlen zwischen den Beinen der Ausruhenden fischen. Das Kilo (brutto) trägt ihnen anderthalb Pesetas ein.

Wir wollen nun den Fluß hinaufschlendern in den Anlagen, welche ihn begleiten, oder auf der Mauer, die sich seinen, man sollte es nicht glauben, gelegentlich wilden Wassern entgegenstemmt, und auch für einen Augenblick die Puente del Real beschreiten. Man übersieht flußauf und -ab die Menge Brücken zwischen Valencia und dem Arrabal de Murviedro, alte Steinbauten, deren lange Bogenreihe und keilförmig vorspringende Pfeiler für die Ewigkeit gefügt erscheinen. Die Puentes del Mar und Real tragen Tempelchen mit Heiligen unter blitzenden Azulejosdächern. Jenseits des Turia dehnt sich die platanenreiche Alameda aus, Paseo und Korso der eleganten Welt. — Namentlich die Puente del Mar bietet einen der schönsten Blicke auf die Stadt, deren an Türmen und Kup-

peln überreiche Silhouette ungemein viel Leben und morgenländischen Reiz ausströmt. Bei der Puente de Serranos (flußaufwärts) angelangt, befinden wir uns vor einem der beachtenswertesten der vielen interessanten Baudenkmäler der Cidstadt, den Torres de Serranos, dem nördlichen Stadttor, welches auf römischen Grundmauern Ende des 14. Jahrhunderts errichtet wurde. Den runden Torbogen flankiert ein Zwillingsspaar mächtiger, sechsseitiger Türme; in Zweidrittelhöhe umkreist das stolze Bauwerk ein Wächtergang, der sich auf aus den Mauern konsolenartig hervorstührende Wölbungen stützt mit Zinnen als Brüstung. Über dem Tore ein Fries zierlichsten Stab- und Maßwerkes gotischen Stils. —

Folgen wir der Calle de Serranos mit dem hübschen Anblick des Glockenturms der Bartholomäuskirche, so gelangen wir durch die Straßen San Bartolomé und Caballeros zu einem der Hauptplätze der Altstadt, der Plaza de la Constitución, mit der Kathedrale, la Seo. An ihrer Stätte haben schon die Römer den Göttern geopfert. Dann benutzten die Christen den heidnischen Tempel, später verwandelten ihn die Araber in eine Moschee, und 1262 ließ Jakob der Eroberer den Platz, welchen der Unglaube entweiht, reinigen und benedeien und die Fundamente zu dem heutigen Gotteshaus legen, an dem lange Perioden gebaut wurde, ohne es zu vollenden. Das Haupttor im Barock wurde nach den Plänen des deutschen Architekten Konrad Rudolf ausgestattet; ungleich freudiger werden wir aber bei dem Aposteltor verweilen, welches durch blühendste Gotik mit reichem Statuen- und Arabesken-schmuck fesselt. Über ihm das riesige Rundfenster mit zierlichstem Steinfiligran. Das Innere, ursprünglich gotisch, jetzt in der Hauptsache ein dreischiffiger Hallenbau griechisch-römischen Stils mit großem, das Mittelschiff beinahe ausfüllendem Chor macht, so möchte ich sagen, mit seinem überreichen Bildschmuck, zahllosen Altären, verzückten Heiligen und dem vielen Alabaster, Stuck und Gold einen katholischeren Eindruck als die Kathedrale von Barcelona, Tarragona oder Palma. Den Chor ver-

bindet ein Gittergang mit dem Altar mayor, und im Scheine der Kerzen sah ich im Chorgestühl die roten Kragen und weißen Häupter der Prälaten aufleuchten, die offenbar zu einer intimen Andacht versammelt waren. Die Kirche ist dämmerig, obwohl sie eine wundervolle, einzigartige Lichtquelle in dem Cimborio über der Vierung besitzt. In den achteckigen Kuppelturm, dem aber die Haube fehlt, fällt das Licht durch zwei Reihen der herrlichsten Maßwerkfenster, die man sich denken kann. Es ist der lichteste, luftigste und heiterste Bau, denn kein buntes Glas dämpft den sieghaften valencianischen Tag.

Einer weit größeren Bevorzugung durch hoch und niedrig erfreut sich indes die benachbarte Kapelle de Nuestra Señora de los Desamparados. Ihre Pforte wird man stets durch Equipagen der Aristokratie belagert finden. Der Tempel, eine einfache, ovale Rotunde, bietet uns nichts Besonderes. Im Camarin des Hochaltars aber thront die mit einem Vermögen an Brillanten behängte „Madonna der Verlassenen“. Ich habe diese Virjen, welche neben Vicente Ferrer Valencia beherrscht, gesehen, nicht in der Kapelle, sondern am 12. Mai, ihrem Tage, in feierlicher Prozession. Freilich auch nur eine Kopie, denn das kostbare Original der Mutter Gottes wagt man nicht auf die Straße zu führen. Man sieht ein Köpfchen mit bräunlichem Gesichte und mongolischen Zügen, die weder Lieblichkeit noch Klugheit verraten, und ein steifes, rotes, reich besticktes Brokatkleid. Sie trägt eine Popenmütze, umstrahlt von einer Sternenglorie. Edelsteine und Geschmeide sind durch Simili und billige Nachahmungen ersetzt. Die Geschichte des Madonnenbildnisses ist folgende.

Im Jahre 1410 wurde durch den Mönch Juan Gilabert Jofré ein Spital für Idioten und Irre gegründet — es soll die erste derartige charitative Anstalt in Europa gewesen sein — und zunächst der heiligen Maria dels Innocents geweiht und später auch der Desamparats. Eine gleichnamige Bruderschaft sorgte für die im weitesten Sinne Verlassenen: sie pflegte die Schwachsinnigen und ihres

Verstandes Beraubten, tröstete die Verbrecher und bestattete die Leichen der Namenlosen, alles unter dem Schutze einer Marienstatue, von deren Ursprung nur die Legende erzählt. — Als man bald nach der Gründung des Spitals eine Jungfrau anfertigen lassen wollte, erschienen drei Pilger und erboten sich, dieselbe kunstgerecht herzustellen. Man möge sie nur mit dem nötigen Material, Werkzeugen und etwas Nahrung in ein Zimmer einschließen. Das geschah, und am dritten Tage, nachdem man bisher keinerlei Geräusch vernommen hatte, ertönte eine köstliche Musik. — Die Mitglieder der Bruderschaft hatten niemand den noch immer verschlossenen Raum verlassen sehen, und trotzdem schien er leer zu sein. Sie sprengten die Tür, fanden keine Spur von den drei Pilgern, dagegen zu ihrem nicht geringen Staunen die vollendete Madonna, ohne daß die Stoffe oder das Essen angerührt worden wären.

Die liebe Frau der Unschuldigen und Verlassenen erlebte im Laufe der Jahrhunderte vielfache Ehren, und besonders war ihr der Vizekönig, Graf Oropesa, zugetan, den sie von schwerer Krankheit erlöst hatte. In Dankbarkeit errichtete ihr dieser spanische Grande ihr heutiges Tabernakel, bei dessen Bau man auf eine den Gott Äskulap bezügliche lateinische Inschrift stieß, welche einem launigen Verslein den Ursprung gab:

Hoy sucedé en misteriosa,
Sagrada renovación
Al dios de la Medicina
La Medicina de Dios.

Heute folgt in wunderbarer,
Heiliger Erneuerung
Dem Gott der Heilkunst
Das Heilmittel Gottes.

La Virgen de los Desamparados erwarb im Laufe der Jahrhunderte große Reichtümer. Die Gräfin von Oropesa schenkte ihr 130 Diamanten, Königin Maria Christine von Bourbon goldene Armringe, Isabella II. Broschen mit Smaragden und Brillanten, König Amadeo seine Taschenuhr und Alfons XII. jenen Spazierstock, den sie in der Hand hält; von Maria Antoinette aber rührt die runde Perle her, welche ihr am rechten Zeigefinger an goldenem Kettlein hängt. Dieser „Verlassenen“ hat sie nicht helfen

können. — 1810 wurde die Jungfrau zum Dank für die siegreichen Gefechte gegen die Franzosen zur Generalissima des Heeres ernannt und feierlichst und offiziell von den geistlichen, Militär- und Zivilbehörden mit Schärpe und Marschallstab investiert, und 1883 erhob man sie zur Schutzpatronin von Valencia. — Llorente, der moderne poeta laureatus der ewig beredten Zunge der Troubadours, legte ihr an seinem Ehrentage einen silbernen Lorbeerkranz zu Füßen und besang sie in den Lauten seiner Heimat. Vielleicht interessiert die erste Strophe des langen Hymnus:

Reyna, pels àngels servida,
Plena de gracia de Deu,
Que entre totes escullida
En la Eternitat triomféu.
Per qué la vostra mirada
Que al sol guanya en esplendor,
La vem sempre anubolada
Per fondissima tristor?

Si vos causen pena dura
Nostres grans calamitats —
Ampareunos, Verge pura,
Mare dels Desamparats!

Königin, der Engel dienen,
Voll von Gottes Gnade,
Die trotz aller Widrigkeiten
Siegte in der Ewigkeit.
Warum schau'n wir Euer Antlitz,
Das die Sonne überstrahlet,
Immer schwermutsvoll verdüstert
Durch die tiefste Traurigkeit?

Ach, es sind ja deine Schmerzen
Über unsre großen Sünden —
Schütze uns, du reine Jungfrau,
Mutter der Verlassenen!

Am Vorabend des alljährlichen Festes der Schutzpatronin paradiert ihr Ebenbild draußen vor der Kapelle unter einem Baldachin auf märchenhaft schönem Blumenaltar in feenhafter Beleuchtung. Die Kinder vergnügen sich an allerhand billigen Töpfer- und Porzellanwaren; Miniaturgeschirr und namentlich Imitationen der Kirchenglocken aus Ton und Holz. Am Sonntag braust das Geläute von allen Türmen über die Stadt, und gegen Mittag kracht es an allen Enden und Ecken und selbst in den Lüften von Böllern. Ja, sogar über meinem Haupte donnerte, zischte und puffte es, denn man hatte zu Ehren der Beschützerin der Verlassenen eine *traca* von der Spitze des Micalet den Lüften durch die Calle Vicente gezogen. Eine *traca* bis auf die Plaza de Constitución und eine andere hoch in aber ist nichts anderes wie eine Perlenschnur von Explosivkörpern. Zwischen 5 und 6 Uhr bewegte sich die Pro-

zession durch die Vinzenzstraße, deren Balkone mit roten oder rot und goldenen Stoffen ausgeschlagen sind. Mehr als das seltsam stupide Gesicht der Madonna mit den hochgeschwungenen Brauen und schmalen Mandelaugen nahmen meine Aufmerksamkeit die historischen Gestalten in Anspruch; Bannerträger mit Perücken und langen falschen Bärten und in Scharlach gekleidete Männer mit vergoldeten Keulen. Im übrigen war es hauptsächlich ein Priesterzug, auf den Rosenblätter herabregneten, in welchem der Puppe und etlichen Würdenträgern durch Händeklatschen applaudiert wurde. — Ich habe der Herrin Valencias mehr Worte gewidmet, als vielleicht manchem zweckmäßig erscheint, und doch glaube ich mit diesen Zeilen Seiten über Spanien erspart zu haben.

* *

*

Halb verborgen durch die Bäume eines Gärtchens erhebt sich am Eingang der Herrenstraße ein hoher, schmaler, nüchterner Renaissancebau, die Audiencia (begonnen 1384), das Abgeordnetenhaus des ehemaligen Königreichs Valencia. Wenn je eine wenig versprechende Schale einen köstlichen Kern enthält, so hier. Der Raum des Erdgeschosses überrascht durch die farbenfreudige, blau, rot und golden ausgemalte Kassettierung des Himmels — es sind 35 Felder —, während in dem oberen Saal, dem Salon de Cortes, die Holzschnitzerei wahre Triumphe feiert. Die Decke besteht aus 21 Fächern reichster Schnitzarbeit, und ein wahres Wunder in der Holzbildnerkunst ist die erst 1561 vollendete, ringsum laufende Galerie mit ihren figurenreichen Säulen, der reich verzierten Brustwehr und den geschnitzten Konsolen. Alles atmet eine tiefbraune, warme Naturfarbe. Die Wände bekleiden ein hohes Paneel blauer, orangefarbener, gelber und grüner Azulejos und riesige Freskogemälde, das Präsidium und die Stände des Landtags darstellend. — In der Umgebung der Audiencia, der Plaza Manises, der Calle de Caballeros und ihrer Verlängerung, der Calle de Cuarte, findet man die alten Paläste und Patrizierhäuser, an denen

Valencia viel reicher ist als Barcelona und selbst Palma. Wie dort öffnen sie gastlich ihre gewaltigen Tore. Die Decke des Vestibüls stützen mächtige Balken, deren dunkles Holz gelegentlich mit silbernen Buckeln beschlagen ist; zwischen den Balken blanke, bunte Azulejos, welche auch die Wände tapezieren. Meistens eine Marmortreppe mit doppeltem Aufgang, und der Raum unter dem Podest als Pförtnerstübchen ausgenutzt. Die Fliesen sind immer in sehr dezenten Farben, häufig weiß mit blauem Muster, gehalten. Die katalonischen Höfe sieht man selten.

Unsere Wanderung führte uns unversehens zum Mercado, dem größten Platz der Stadt, auf welchem jeden Morgen in leichten Leinenzelten Früchte, Gemüse, Blumen und mancherlei Kunsterzeugnisse ausgedboten werden. Diese Massen von Erdbeeren! Es sind unsere großen Gartenerdbeeren, Frutillas genannt. Diese Fülle an Bataten, die wie große Georginenknollen aussehen und uns so recht den Süden zu Gemüte führen! Diese Menge bunter Körbe aus den Blättern der Dattelpalme! Und diese schier jauchzende Flut von Nelken! Ich glaube, es gibt nicht viel, was man hier von den Gaben der Natur vermißt, und sonst mancherlei Merkwürdiges, z. B. kleine Aquarien mit seltsamem Getier. Eigenartig sind auch die Stände der Geldwechsler, welche vornehmlich Silber in Kupfer umtauschen und 5 Centimos Provision für 2 Duros verlangen. Sonntags überwiegt der Blumenmarkt; eine berauschte Fülle an Duft und Farbe. Der Mercado dürfte der malerischste Platz sein, jedenfalls begrenzen ihn die sehr seltsame Kirche Santos Juanes und der schönste mittelalterliche Profanbau, die Lonja. Die Kirche der heiligen Johanne, ein wunderliches, schwer zu beschreibendes Bauwerk aus dem 14. Jahrhundert, mutet schon äußerlich apart an durch den schweren, vier-eckigen Glockenturm seiner West- und den im Barock gehaltenen koketten Uhrturm der Ostfassade, die griechischen Giebel und korinthischen Pilaster seiner Tore und die eigenartige, schmucklose Fenstergalerie unter

dem Dache. Das Innere soll früher gotisch gewesen sein, fiel jedoch dem Barockfanatiker Churriguera zum Opfer, der offenbar in Valencia einen starken Einfluß gewonnen hat; es besitzt aber immer noch eine großartige Sehenswürdigkeit in dem Deckengemälde Antonio Palominos.

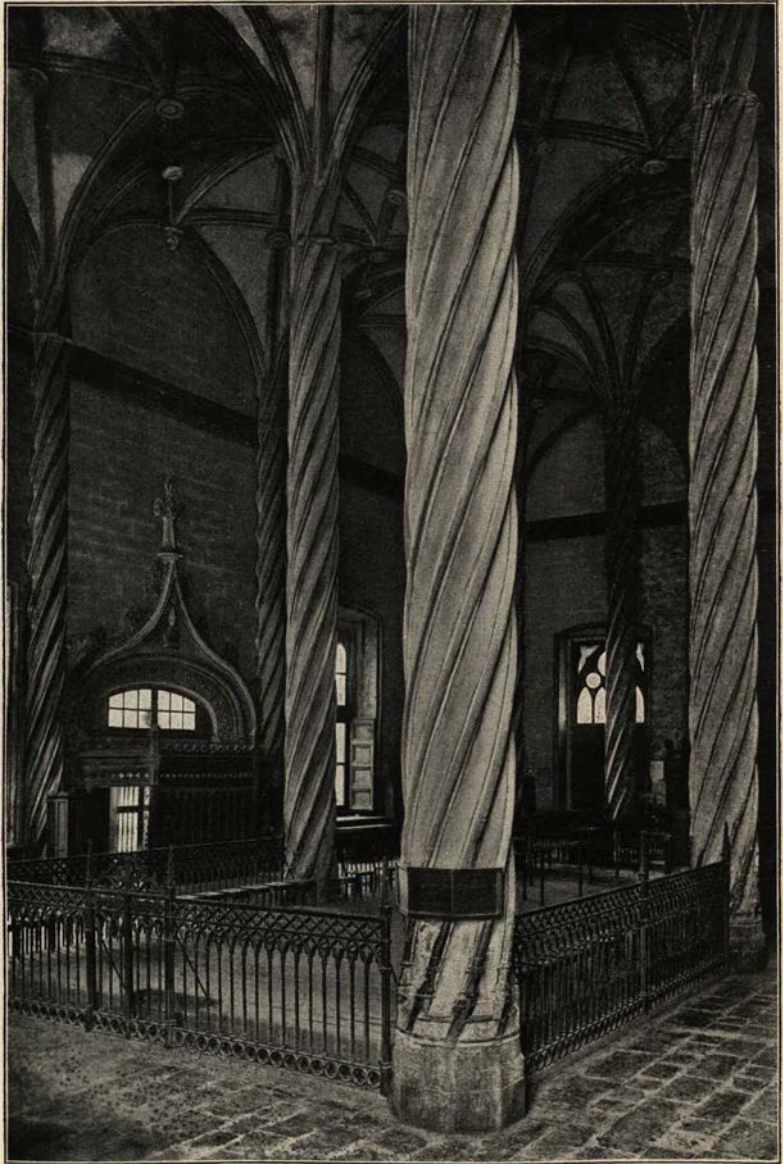
La Lonja de la Seda, die Seidenbörse, 1483 bis 1498 erbaut, kehrt dem Marktplatz ihre dreiteilige Hauptfront zu, nämlich einen quadratischen Mittelurm mit zwei ungleichen Flügeln. Der rechte im gotischen Kirchenstil mit hohem Spitzbogenportal und zwei ebensolchen Fenstern mit dem entzückendsten Maßwerk, der linke höhere, aber ersichtlich maurischer Reminiszenz, trotz der Serie Medaillons aragonischer Könige über der Loggia. In mittlerer Turmhöhe öffnet sich das schönste Ajimezfenster. Turm und Flügel tragen Zinnen, die wie Kronen gezackt sind. — Der noch heute benutzte Börsensaal nimmt den rechten östlichen Flügel ein. Nur acht spiralig gewundene salomonische Säulen teilen ihn in drei Schiffe. Die Pfeiler gleichen Palmen, deren Krone sich auflöst, um ein Dach zu bilden. Die Gewölbe sind ziemlich flach, und darum erscheint der Himmel — es soll ein Sternenhimmel sein — sehr hell. Um die Wände läuft eine lateinische Inschrift, welche dem Kaufmann ewiges Leben verspricht, der immer richtig Maß und Gewicht gegeben und niemals Wucher getrieben hat.

Hinter Santos Juanes können wir einen Blick in das Valencia des Volkes tun. Dicht bei der Kirche befindet sich die gleichnamige „altneapolitanische“ Passage, in der sich Eisenhandlungen, Schlosserwerkstätten, Sattlereien und verwandte Betriebe installiert haben und nicht fern die Calle Cubells ganz voll von kleinen Leuten. Hier sieht man die zum Weinschlauch gewordene Ziegenhaut — man hat einfach den Balg inklusive Beinhüllen wieder sorglich zugenäht — oder erfährt, zu was allem das Espartogras (*Lygeum spartum*), welches in den wasserlosen Gebirgen und Hochebenen wächst, verarbeitet werden kann: nämlich zu Sohlen für die Sandalen, Körben für die Mula, Decken und Fußsteppichen, Stricken und



Verr. phot.

Valencia. La Lonja.



Valencia. Börsensaal der Lonja.

Tauen — oder erblickt sogar den „Backofen zur Unbefleckten Empfängnis“. — Wenn der Leser mich nun noch durch die Calle de Cuarte begleitet, kann ich ihm das zweite noch erhaltene alte Stadttor, die *Torres de Cuarte*, zeigen, zwei schlichte, halbrunde Türme aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, deren einfache Brüstung ein Kranz von Konsolen stützt. Hoch oben bemerkt man die Spuren, welche die französischen Kanonenkugeln bei der Belagerung von 1808 unter Marschall Moncey hinterlassen haben. Nach dem nahen botanischen Garten und vielem anderen mute ich ihm nicht zu, die Wanderung auszudehnen, aber auf dem Rückwege durch die Stadt könnten wir noch einen Blick in die Kirche *San Nicolás* werfen. Dieselbe war früher eine Moschee. Der einschiffige Tempel besitzt eine ungemein flachgewölbte Decke, die sich auf viereckige, aus den Längsmauern vorspringende Halbsäulen stützt und nach den Fenstern in eine Reihe von Tunnels ausschweift. Die gotischen Fensterbögen zeigen eine eigenartige Zuspitzung. Die Fresken der Decke malte *Dionisio Vidal*, ein Schüler *Palominos*.

Wir mögen jetzt den Weg zur Calle Zaragoza erfragen, einer der kleineren Geschäftsstraßen, um die mit einer kapriziösen Welt von Fächern gefüllten Schau- fenster zu bewundern, und danach zur kreisrunden, recht mittelalterlichen, von Brunnen und Töpfermarkt eingenommenen Plaza del Cid und dann, die Calle San Vicente kreuzend, auf der kleinen Plaza de Villarrasa vor dem Placio de Dos Aguas haltmachen. Ja, das ist Barock! Dieses Alabasterportal, welches bis ins dritte Geschoß hinaufragt mit seinen gekrümmten Menschenleibern und seinem Wust und Gewirr, einer wie gequirkten Ornamentik! Über dem Tor die *Virjen del Rosario*. Die Ecktürme des Daches gemahnen mich an die Pfosten eines Himmelbettes. — Und nun letztens noch zum *Colegio del Patriarca* mit der Kapelle *Corpus Cristi*. Dazu empfiehlt sich der Freitagvormittag, um dem Miserere beizuwohnen. Im *Colegio* selbst wird uns das *Claustro*

fesseln, ein heller Hof, dem zwei Geschosse prächtiger, auf dorische und ionische Säulen sich stützender Rundbogen einen eleganten Charakter verleihen. In der Mitte die sitzende Marmorstatue des seliggesprochenen Begründers Juan de Ribera, Erzbischofs und Vizekönigs von Valencia in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Durch die weite, einschiffige Kirche in Kreuzesform mit korinthischen Halbpfeilern und kostbaren Gemälden schweift das Auge ungehindert zum Hauptaltar mit seinen Säulen aus grünem Marmor und dem Abendmahl Ribaltas. Dieses berühmte Bild verschwindet jeden Freitagmorgen, sobald die Schar von Priestern und Ministranten in feierlicher Prozession von links und rechts sich zum Hochaltar bewegt, und anstatt seiner sieht man weiße, zart gewirkte Vorhänge. Während das inbrünstige „miserere mei, domine!“ den Raum durchwogt, tritt ein wiederholter Wechsel der Verschleierung ein, bis als letzter ein schwarzer Vorhang erscheint, der sich, „wie von unsichtbarer Hand zerrissen“, teilt, um die „Gestalt des sterbenden Erlösers“ zu zeigen. Baedeker hat diese seltsam mystische Zeremonie mit wenig Worten packend geschildert, nur daß ich meine, es sei schließlich ein Kruzifix — vielleicht mit dem Gekreuzigten — aufgetaucht. — Das Colegio del Patriarca dürfte sich einer der reichsten Reliquienkapellen rühmen. In ihr ruhen von Heiligen oder Seligen 5 ganze Körper, 66 Skeletteile (wie Schädel, Arme, Finger, Schienbeine, Rippen, Knochen, Kinnladen, Backenzähne, alles von verschiedenen Personen), dazu noch Fleisch- und Haarproben (Kopfhaar von Jesus und der Jungfrau Maria) und Blutgerinsel zahlreicher Märtyrer, ganz zu geschweigen von Kreuzessplittern, Gewandresten u. dgl. — Im Vorraum des Tempels hängt an der Wand ein großes, ausgestopftes Krokodil. Wahrscheinlich hat es denselben Anspruch auf Verehrung wie etwa der Walfisch, welcher Jonas verschlang.

X.

„Die Stadt der Freude.“

Straßensänger. — Charakter des Valenciano. — Mil Duros y Tartaneta. — Die valencianische Reisschüssel. — Kastilische Unduldsamkeit und valencianische Toleranz. — Von den Leiden der Moriscos. — „Seht ihr diese Kinder spielen . . .?“ — Llorentes „Valencianerin“. — „Sylphide und Odaliske“. — Lo Rat Penat. — „25 Königinnen . . .“ — Malerei. — Benlliures „Vision im Kolosseum“. — Klimatisches. — Durch die Reisfelder zur Albufera. — Grao. — Die Huerta. — Künstliche Bewässerung und Wassergericht. — Die Kornspeicher von Burjasot.

Barcelona und Valencia sprechen noch annähernd dieselbe Sprache, die uralte Mundart der Languedoc; der Himmel der Stadt des Cid Campeador ist zweifellos blauer und sonniger, die Dattelpalmen entfalten sich voller und streben höher zum Äther, aber die Valencianos unterscheiden sich von den Katalanen sehr viel auffälliger, und ebenso ist das Getriebe zu Füßen des Micalet ein ganz anderes wie in dem spanischen Welthafen. Das Volk Valencias bewegt sich lebhaft und fröhlich, indes mit unverkennbarer Grazie und hält offenbar auch auf der Straße auf ein gewisses Maß von Anmut und Schönheit. Das empfindet man sehr bald. Jenes wüste, mit einem Höllenlärm sich durch die Gassen wälzende Treiben, jenes niedrigste, oft schlüpfrige Bänkelsängertum, jene Marterquartette unmusikalischer Bettler oder jene grotesken, das Volk wie ein Delirium packenden Tänze sind mir in Valencia nicht auf die Nerven gefallen. Natürlich fehlt das wandelnde Orchestrion nicht, aber schon die Steuer von einem Duro täglich (und das verschlingt hundert der üblichen 5-Centimos-Gaben) hält sie in mäßigen Grenzen, auch das weder an Raum noch Zeit gebundene Klavier ver-

stummt nicht völlig, aber was die nächtlichen Straßen Valencias wirklich erfüllt, sind köstliche Zwiegesänge stimmlich begabter Menschenkinder. Es wird mir unvergeßlich sein, jenes Duo gegen Mitternacht, wo eine tiefe, kraftvolle Mannesstimme in die klare Luft hinaushallte, die abflauenden Wogen des Straßengetöses übertönend, wie der Sturm die Brandung, und dann die schmetternde eines jungen Burschen einsetzte, die trotz ihrer Helle nichts Gellendes hatte, sondern die Luft durchschnitt wie ein edler, makelloser Stahl. Ich habe dem Knaben noch oft gelauscht, er sang die lebendigen Lieder Aragons; er war blind, aber er hatte das Licht in der Stimme.

Der Valencianer warnt vor sich selbst und seinem heißen Blute: „Valenciá, si no la feta, la farà!“ Was der Valencianer nicht schon getan hat, wird er tun! Und der Katalonier erhebt beschwörend seine Stimme:

„Valenciá y home de bé
no pot sé!“

„Valencianer und guter Mann
Niemand zugleich sein kann!“

Was ihm freilich der Valencianer also vergilt:

„Catalei y cabró
tot es u(no).“

„Vom Katalonier und Ziegenbock
Gehn fünf Dutzend auf ein Schock.“

Ich habe ihn liebenswürdig, freundlich und selbst zutraulich gefunden, schon ein rechtes Sonnenkind. Die Kinder nähern sich unbefangen dem Fremden, ihn mit Tio, Onkel, wie unsere hannoverschen Jungen anredend, wenn sie, was meistens der Fall ist, die Zeit wissen wollen. Der Schlag ist kräftiger als der katalonische. Die hellen Gesichter wie Milch und Blut, aber mit dunklen Brauen und Haar und starker, jedoch nicht jüdischer Nase, dürften in den besseren Ständen vorherrschen. Der dunkle Teint ist gar nicht so ausgebreitet, wie der Fremde nach den arabischen Antezedenzien erwartet. Valencias Söhne sind leichtlebig. „Mil Duros y Tartaneta“, 4000 M. und ein Wägelchen (mit zwei Rädern) heißt ein Sprichwort und will besagen, daß man sich mit dieser Summe Krösus dünkt und reif zum Rentier hält. Offenbar Münchener Blut! Wie amüsan war mir immer der Anblick jenes Mannes, der mit der Milch einer einzigen Ziege die seines

Lebens verdiente und tagtäglich die Stadt durchwanderte. Die Ziege liebte die Musik und der Herr offenbar auch, denn ich sah beide mit gleich vorgestrecktem Halse oftmals einer Melodienmaschine lauschen. Der Valencianer ist genügsam und das Leben nicht teuer. Das A und O seiner Mahlzeit bildet der Reis; der arroz ayun, der nüchterne Reis ohne Fleisch, indes mit mancherlei Gemüsen als Zutaten den Topf des armen Mannes, der richtige „Valenciano“ die Schüssel des Wohlhabenden. Das ist ein olivenfarbiges Potpourri mit Artischocken, Erbsen, Aal, Schnecken, Huhn, Rindfleisch, Würstchen . . . dies bißchen Durcheinander habe ich mittags auf derselben Platte gewissenhaft registriert, aber man kann alles mit Reis kochen, auch solch leckere Sachen wie Tintenfische, Miesmuscheln, Herzmuscheln, Krebse. —

Dem Volke bedeuten vor allem drei Dinge viel: die öffentlichen Plätze, die ihm die Wohnung wenigstens an den Abenden des langen Sommers ersetzen, die Remates, d. s. die Versteigerungen aller möglichen Dinge, zu welchen man sich auch stundenlang, ohne an Kauf zu denken, hinsetzt, und der Cine, der Kino, mit 8 Pf. Entree. Man ist durchweg guter Dinge und ißt und trinkt unter den Bäumen. Bettel macht sich kaum bemerkbar, Zerlumpte habe ich nicht gesehen, barcelonesisches Elend gibt es nicht, natürlich auch keinen Reichtum, wie er sich am Paseo de Gracia breit macht. Und noch eines fehlt: Fanatismus. Dieses zweifelhafte Gut ist kein so allgemein spanisches, wie man gerne glaubt. Die Katalonen sind sogar Freidenker; die Valencianos eifrigste Kirchengänger, aber es geht ihnen die Fähigkeit ab, sich für Buchstaben und Dogma leidenschaftlich zu entzünden. Bigotterie und religiöse Unduldsamkeit gelten als Erbteil Kastiliens und Aragons, wo der Boden steinig und dürr ist; und es mag sein, daß der Religionshaß unter dem blauen Himmel inmitten der glänzenden Natur der „Stadt der Freude“ nicht gedeihen kann. Auch übt der Gesegnete wohl eher Toleranz. So waren an jenen fürchterlichen Blutbädern, welche in und um Valencia die Araber hinschlachteten, die Bewohner

dieser Stadt unschuldig. Die grausamen und sicherlich habgierigen Nordspanier wüteten mit Schwert und Feuer selbst noch gegen die längst getauften Maurenabkömmlinge bis in die Neuzeit. Im Anfang des 17. Jahrhunderts gab's in der Provinz Valencia noch 453 maurische Dörfer. Am 22. September 1609 wurden 150 000 Moriscos vertrieben, nachdem sie 3000 Leichen auf den benachbarten Hügeln hinterlassen hatten. Alles Arabische fiel als nicht katholisch rücksichtsloser Zerstörung anheim (sogar die Maulbeerbäume rottete man aus), und so verschwanden die liebenswürdigen maurischen Paläste und Denkmäler. Dafür malte man selbst an jede Hütte ein Kreuz. Nachher kamen Despotismus, Verlust der Sonderrechte, Aufhebung des valencianischen Parlamentes und im Gefolge Niedergang (die glänzenden Industrien, wie die der Azulejos und Seidenweberei verbluteten sich), Elend, Herrschaft der Inquisition. — Dasselbe Lied wie in Katalonien.

Trotz alledem glimmt das Maurische noch im Blute der Valencianer und lodert vorzüglich bei den Kindern auf, die Teodoro Llorento prächtig zeichnet:

Veis jugar esos niños sin sosiego
bajo el árbol que ostenta pomas de oro?
Veis brillar en sus ojos aún el fuego
que heredaron del moro?

Los veis unir la risa con el llanto,
y, á la vez maliciosos y sencillos,
a sus madres dar júbilo y espanto,
adorables diablillos?

Los veis vivos, audaces y traviesos,
venir, en fieras luchas, á las manos,
y abrazarse después súbitos? Esos
son niños valencianos!

Seht ihr diese Kinder spielen ohne Rast
Unterm Baum, der goldne Äpfel trägt?
Seht ihr in ihren Augen noch das Feuer glänzen,
Das sie von den Mauren erbten?

Seht ihr sie lachend weinen, weinend lachen,
Boshaft und kindlich schlicht in einem Zuge,
Der Mutter Jubel und auch ihr Entsetzen,
Anbetungswürdige, kleine Teufelchen?

Seht ihr sie lebhaft, frech und mutwillig,
In bitterbösen Kämpfen handgemein,
Und sich umarmen plötzlich dann? Das sind
Valencias Kinder!

Valencias Knaben sind von streitbarer Art, und ich war gar nicht so überrascht, eines Sonntags einem flotten Bataillon schmucker Jugendwehr zu begegnen. Ganz wie die Infanterie in roten Hosen, blauen Jacken, grauen Käppis und sogar mit kleinen Gewehren.

Ich kann nichts Besseres tun, als den valencianischen Mistral auch das Lob der Frauen seiner Heimat singen zu lassen, wenigstens durch etliche der zwanzig Strophen, mit denen er es in seinem Poëm „La Valenciana“ (1908) feierte:

A la encendida flor de los granados
su labio de carmin vence y agravia;
en sus ojos profundos y rasgados
aún arde el sol de Arabia.

En su frente amorosa y al par grave,
pláceme juntas y fundidas verlas,
ta tinta del marfil pálida y suave,
y la luz de las perlas.

En sus megillas cándidas y hermosas
que á la ardiente pasión causan delirios,
la púrpura amortigua de las rosas
la nieve de los lirios.

Brilla en ella la helénica hermosa
con los hechizos de la huri morisca;
es á la vez su mágica figura
silfide y odalisca.

Die entflammte Blüte des Granatbaums
Besiegt und beschämt das Rot ihrer Lippen;
In ihren Augen so tief und groß
Glüht heut noch Arabiens Sonne.

Um ihre Stirne, die lieblich und ernst,
Gefällt mir's, vereint und vermischt zu erblicken
Des Elfenbeins Farbe bleich und mild
Und den Schimmer der Perlen.

Auf ihren prächtigen, weißen Wangen,
Welche die Liebe zum Wahnsinn entflammen,
Der gedämpfte Purpur der Rosen,
Der Schnee der Lilien.

Es glänzt an ihr hellenische Schönheit
Mit dem Zauber der Huri;
In ihrer berauschenden Gestalt ist sie
Sylphide und Odaliske.

Und weiter malt er sie uns mit großem, goldenen Kamme,
der ihr schwarzes Haar — was ist Ebenholz dagegen? —
wie eine Krone schmückt. Die „unendlichen“ Flechten
werden am Hinterhaupt sittsam aufgerollt, aber zwei
Locken dürfen hervorquellen, um in die Stirn hinabzu-
fallen, wohl damit ihr Perlenschmelz noch verführerischer
schimmert. Ein orientalisches Juwel leuchtet am Busen, ein
straffes Mieder gürtet die Taille und zierlich gerafft,
schlicht und weit fällt das Gewand. Unter dem Saum
zeigt sich der Fuß in weißem Strumpf und ausgeschnit-
tenem seidenen Stiefelchen.

El mundo así, con tan gallardo equipo,
la admira, en los jardines soberana;
y así ha formado el delicioso tipo
de nuestra Valenciana.

Hai algo en la gran dama valentina
de jardinera que las flores ama;
en la pobre y modesta campesina
hay algo de gran dama.

So bewundert sie die Welt in anmutigster Ausstattung
Als Königin in den Gärten;
Das ist der köstliche Typ
Unserer Valencianerin.

In der großen Dame Valencias liegt ein Stück
Gärtnerin, welche die Blumen liebt;
Und in der armen, bescheidenen Landfrau
Das Etwas einer großen Dame.

* * *

*

Der Mittelpunkt künstlerischer und wissenschaftlicher Bestrebungen Jungvalencias bildet der Verein „L o R a t - P e n a t“, der Fledermausbund (Fledermaus, Wappentier der Stadt), welcher auch vornehmlich die Heimatskunde und -liebe pflegt und in seinen Blumenspielen, Jochs Florals, einen Wettstreit unter den nationalen Dichtern veranstaltet. Natürlich wird bei Gelegenheit dieses, im Juli stattfindenden Festes in valencianischer Mundart geschwelgt, und das verwandte Katalonien, die Balearen und selbst die Provence senden Vertreter oder wenigstens enthusiastische Adressen. Jede Feier hat ihre Königin, eine vom jeweiligen gekrönten Dichterkönig erwählte Dame der Aristokratie, welche präsidiert, wie der Spanier zu vielem einen Präsidenten benötigt, auch zu den Stiergefechten, und dieses höchste Amt mit Vorliebe in schwache Hände legt. Bei der Silberfeier des Rat-Penats (1906) waren denn auch die Königinnen der fünfundzwanzig verflossenen Jahre noch ziemlich vollständig vertreten, und Lorente richtete sich in seinem geliebten Dialekte begeistert an sie:

Vinticinch Reynes — o meravella! —

té nostre amor.

Quina es més bona? Quina es més bella?

Quina es millor?

Totes son belles, totes son bones,

totes mereixen iguals coronas,

tronos iguals.

Son les volgudes Reynes besones

dels Jochs Florals.

Fünfundzwanzig Königinnen. O Wunder

Unseres Herzens!

Welche ist gütiger, welche ist schöner,

Welche die herrlichste?

Alle sind schön, alle sind gütig,

Alle verdienen gleiche Kronen,

Alle den Thron.

Es sind die geliebten, kußlichen Königinnen

Unserer Blumenspiele.

Neben der Poesie blühte seit alters die Malerei und glänzte im 16. und 17. Jahrhundert durch die Werke

des Joanes Macip, Pablo Leocadio, Francisco Ribalta, Jerónimo de Espinosa und Jusepe de Ribera; in unseren Tagen leuchten die Namen Sorolla und Benlliure. Im Museo Provincial, nächst der Plaza del Carmen, haben wir Gelegenheit, die alte und neue valencianische Schule kennenzulernen. Die alte natürlich erschöpft sich in Heiligen, Martyrien, Jungfrauen und Erlösern, und man atmet auf bei den frischen Naturstudien Sorollas und wird doch wieder, den Saal der Modernen betretend, von religiöser Mystik gepackt und gebannt durch das Riesengemälde José Benlliures: Vision im Kolosseum. „Der heilige Almachius, der ums Jahr 404 erschlagene letzte Märtyrer, hält einen nächtlichen Umzug inmitten aller christlichen Blutzeugen.“ Es ist ein wildes Bild. Über der gewaltigen Arena taucht der Mond riesengroß auf und beleuchtet einen gespenstischen Zug; voran der Heilige, ein Mönch in schwarzer Kutte, hoch aufgerichtet mit dem wie im Triumphe getragenen phosphoreszierenden Kreuze, und ihm nach wälzt sich vom Himmel die endlose Prozession seliger Jungfrauen in weißen Schleiern. Tief unter ihnen die grausige Schar der Märtyrer. In den Mondschein mischt sich das rote Licht der Fackeln wie Blut.

Zwanzig Tage durfte ich in dem heiteren Valencia zubringen, in jeder Beziehung gut aufgehoben. Das Hotel war das denkbar angenehmste; nicht teuer, 8 Pesetas, und reichlich und gut das Essen. Nur gab es vorwiegend Fleisch, und wenn ich von dem Reis, den Eiern und Salat absehe, eigentlich nur Fleisch. Seltsam, inmitten der reichen Huerta. In Alicante dieselbe Manie, schlimmer noch in Murcia. Offenbar hält es ein Hotel von Ruf nicht rätlich, Gemüse oder einen Teller Bohnen zu bringen. Trotz des Knoblauchs sehnte ich mich mitunter nach den saguntischen Cocido.

Die Sonne meinte es im Mai bereits reichlich gut. Der Frühlmorgen pflegte bedeckt zu sein, aber sie holte das Versäumte doppelt nach. Valencia besitzt ein regenarmes

Klima — 457 mm im Jahresmittel — und möchte ein gutes Winterquartier abgeben, wenn die Hotels Heizung hätten. Aber die verlockenden 11 Grad Durchschnittstemperatur (Nizza 8 Grad) dürften uns ofengewohnten Nordländern auf die Dauer schlecht bekommen. Übrigens soll die Luft infolge der winters vorherrschenden Landwinde kaum einen naßkalten Charakter annehmen. Im Sommer überschreitet das Schattenthermometer im allgemeinen nicht 30 bis 32 Grad (im Vergleich zu 40 Grad der kastilischen Hochebene), und die Stadt erfreut sich der Meeresbrise. Dieser erfrischende Wind setzte schon während meines Aufenthaltes regelmäßig gegen Mittag ein.

Mir blieb genug Zeit, um einiges von der Umgebung kennenzulernen, und ich benutzte einen der letzten Apriltage zu einem Ausflug nach der *Albufera*. Der Name kommt aus dem Arabischen und bedeutet kleines Meer, aber es ist ein Süßwasserhaff von 20 km Länge und etwa 5 km Breite, welches mit dem großen Meere nur durch einen verschließbaren Kanal in Verbindung steht. Wir erreichen es ganz bequem, wenn wir bei dem Kloster San Gregorio die Elektrische nach Catarroja nehmen. Die Carretera ist bereits stark bebaut und mit Klöstern und Kirchen gespickt, die mit ihren Türmen und Palmen immer zur Augenweide reichen. An der Gemeindegrenze erhebt sich ein gotisches Kreuz reinsten Stils mit schöner Bildnerei aus dem 15. Jahrhundert, von einem Säulentempel überdacht. Wir erblicken zur Linken die Örtchen Sedavi und Alfafar (wie maurisch die Namen klingen!), zur Rechten Benatúser, passieren Masanasa und erreichen nach einer Stunde Catarroja. Bin ich in Spanien oder wieder in Chile? Diese zweistöckigen Häuschen im roten oder rosafarbenen Kleide, mit den Balkonen vor den oberen und den Rejas, dem Eisengitter, vor den Parterrefenstern, könnten aus Quillota oder sonst einer chilenischen Stadt hierher verpflanzt sein.

Von Catarroja schlug ich einen südwestlich zum See führenden Pfad ein und kam nicht aus dem Schauen heraus, denn dieses *Reisland* war für mich ein Neuland.

Zunächst wanderte ich noch durch Äcker, welche mit Kartoffeln, langgrannigem Weizen und roten Rüben bestellt waren — von den Bauern Afanorias genannt und als Pferdefutter verwandt — auf denen massenhaft *Phelipaea mutelli* von dem Aussehen des blauen Günsels schmarotzte. Unter großen Nuß-, Maulbeer- oder Feigenbäumen hoben altertümliche Norias das Wasser, bei denen als Schöpfer Vertiefungen der dicken, plumpen Radwand dienten. Als bald erblickte ich aber etwas völlig Fremdartiges: quadratische, große Bassins mit junger, lichtgrüner, taurischer Saat, die halb im Wasser sproß; das waren Reisaussaatbeete. Je weiter ich vordrang, um so mehr trat das Wasser in seine Rechte. Ich schritt nunmehr an einem breiten, kanalartigen Lauf entlang und mußte häufig über Gräben setzen. Den Pfad säumten gelbe Schwertlilien, und es erschienen große Felder, oder wenn man lieber will, Sümpfe, aber in ebenmäßige Rechtecke durch niedrige Dämme abgeteilt, auf deren Wassern Männer gespenstisch umherfuhren. Sie zügelten von einem kaum über den Spiegel hervorragenden Brette aus, auf dem sie straff aufgerichtet standen, ein Gespann, welches bis über die Knie in Wasser und Schlamm versank. Sie fuhren auf einem Schlitten mit vielen sichelförmigen Messern dahin, der Draga, dem eggeartigen Schlammflug, um das Reisfeld vorzubereiten. Der junge Reis wird nämlich, wie ich das noch einen halben Monat später gesehen habe, aus den Saatbeeten hierher verpflanzt, wo er im Herbst reift. — Die Gegend belebte sich mehr und mehr, der Kanal mit Fischerbooten und Kähnen, welche Reisstroh luden und das Land — eine neue Überraschung — mit Hütten, deren spitzes Strohdach fast bis auf den Boden reicht. Die Giebel tragen ein Holzkreuz. Mein Weg wurde schließlich so schmal, daß er seiltänzerische Geschicklichkeit erforderte. Aber jetzt war ein größeres Gehöft erreicht und damit der See, den ich von der kreisrunden, erhöhten Tenne aus Ziegelsteinen gut überschaute. Man sieht noch mehr solcher, für den Reisdusch bestimmte Rondelle, welche sich wie rote Inselchen ausnehmen, vor

allem aber zerstreute Schornsteine mit einem massiven Häuschen, Miniaturfabriken gleichend. Diese Anlagen dienen in der heißen Zeit zur Bewässerung der Reiskulturen. Eine kurze Bootfahrt auf der Lagune mit ihrem Gürtel von Aleppokiefern schloß sich an, und ich erfuhr Wunderdinge über ihren Reichtum an Fischen und Vögeln. In der Tat versorgt die Albufera Valencia mit den so sehr geschätzten Aalen, und die Meeresvögel, besonders Möwen und Wasserhühner, ziehen im November alle Jäger der Stadt hierher. An zwei Sonntagen herrscht Jagdfreiheit, und dann vermietet man die Plätze bis zu 500 Pesetas. Die Jäger verstecken sich in Fässern, und manche knallen an einem Tage an 1500 Stück nieder. Auch König Alfons zeigte hier seine Schützenkunst.

Von der Calle Vicente in einem Carro de Lujo oder von der Glorieta in einem gewöhnlichen Wagen gelangt man in 45 Minuten über die Puente del Mar nach dem Hafenort Grao. Es geht durch eine Platanenallee zwischen Fabriken, Villen und strohgedeckten Hütten mit Kreuzlein. Der Hafen ist neu und ein angenehmer Aufenthalt. Schöne gärtnerische Anlagen reichen fast bis zum Kai, wo sich ein Pavillon mit Rohrbedachung wie ein ungeheurer Sonnenschirm ausspannt. Er erinnert durch seine Lieblichkeit an manche französischen Häfen, denn Kohlenstaub, Tran und Teer, rußigen und schweißtriefenden Gestalten begegnet man kaum. Trotzdem soll er nächst Huelva und Bilbao der bedeutendste Exporthafen sein und nach Barcelona und Bilbao auch die regste Einfuhr besitzen. Unser Schiffsverkehr steht an dritter Stelle. Es werden in erster Linie Früchte und Gemüse verschickt (allein an Orangen über 2,5 und an Zwiebeln beinahe 2 Millionen Kisten). Bekanntlich versorgen die Huertas von Valencia, Granada und Sevilla so ziemlich ganz Spanien und nehmen außerdem noch bedeutenden Anteil am Weltmarkt. Ferner Wein, sodann Reis, Cacahuete, Kleie, Speiseöle und als Industrieprodukte Azulejos und Porzellan. Die Molos

bieten wie in Barcelona prachtvolle Spaziergänge, und der Malecón del Turia, der südliche, das Hafenbecken sichernde Steinwall, eine entzückende Fernsicht. Ganz im Süden, als äußerster Abschluß, das verblauende Kap San Antonio mit dem Montgó, dann das schwarze Kap Cullera und die Berge von Corbera und Alcira. Im Norden in weitester Ferne die Gebirge von Benicasim und die Peñagolosa (der zerfressene Fels) und näher die Burgberge von Sagunt und die Hügel von Puig. Landeinwärts die Sierra de Dos Aguas und der Caroché, ein etwa 1200 m hoher Gipfel. Dazu die oft wunderbaren Färbungen des Himmels; Nuancierungen vom Vergißmeinnichtblau bis zum Blauschwarz eines Pensee, von weißem Wolkenschaum durchschossen. — Nach Grao flüchtet sich Valencia die drückenden Hochsommerabende, um die Meerluft zu schlürfen oder in dem nördlich anschließenden Cabañal zu baden. In diesem Fischerdörfchen, dessen niedrige Häuser zu uns herübergrüßen, entfaltet sich Juli bis September eine Saison eleganten Stils, als deren Mittelpunkt das pompöse Hotelkasino de La Malvarrosa mit seinen prächtigen Terrassen und exquisiten Konzerten gelten muß.

Zwischen der tamariskengesäumten Meeresplaya mit hellviolett blühendem Mersenf (*Cakile maritima*) und der Stadt die reiche Huerta. Nicht ein Orangen- und Zitronenwald wie bei Sagunt, sondern ein Gemüsegarten, in dem bereits am 1. Mai die Kartoffeln gerodet wurden — die leeren Felder werden nun noch mit Mais bepflanzt —, der Weizen mit Riesenschritten der Reife entgegenging und Artischocken, Bohnen, Afanorias, Ajo und vieles andere üppig gedieh. Alle Frucht wird künstlich durch die kreuz und quer ziehende Acequias bewässert, welche mit Vorliebe Maulbeerbäume begleiten und die weißen Blütenpolster einer kresseartigen Crucifere säumen. Alles kleiner Besitz und jedes Anwesen ein Bild. Das weiße Häuschen mit hohem, spitzen Strohdach, davor der Ziehbrunnen und der Backofen, feurige Geranien und mächtige Feigenbäume. Unter dem Dache hängen noch Schnüre vorjähriger, honiggelber Maiskolben. — Die Schlagader der

valencianischen Huerta, der Rio Turia, sendet acht Arterien, je vier nach links und rechts in das ebene Land, die sich in viele hundert Adern spalten. Aber sie sind Menschenwerk. Die Mauren sollen die großartige Bewässerungsanlage geleistet haben, und auf sie führt man auch das noch heute in alter Schlichtheit jeden Donnerstag um 12 Uhr vor dem Aposteltor der Kathedrale zusammen tretende Wassergerecht (Tribunal de las Aguas) zurück. Ein Büttel grenzt ein enges Forum durch ein Eisenstaket ab, pflanzt eine Lanze mit Sichel als einziges Würdezeichen der Volksjury auf und schleppt einige grüne Ledersofas herbei, die im Halbkreis gruppiert werden und auf welchen sich die acht Wasserrichter (jeder Hauptkanal hat einen) im Werktagskleide niederlassen. Das Verfahren ist mündlich, das Urteil erfolgt auf der Stelle, und zwar auf Vorschlag eines Richters (Sindico), der nicht in Frage kommenden Flußseite. Die Buße besteht in Geld und wird in alten valencianischen Pfunden (= 3,75 Pesetas) verhängt. Renitenten schneidet man das Wasser ab. — Die Huerta am linken Ufer des Turia ist wie die Umgebung Quedlinburgs der Blumenzucht im großen gewidmet. Hecken blühender Granatäpfel oder Teerosen umhegen unabsehbare Felder mit Nelken und Levkoiern, deren berauschernder Duft die Gegend weithin schwängert.

Vertrauen wir uns noch einmal der Elektrischen nach dem Örtchen Burjasot an. Es gibt dort ein merkwürdiges Kornmagazin, das manche für eine römische Schöpfung halten, andere den Arabern zuschreiben. Wir passieren den Llano de la Zaida, wo die Fahrstraße nach Barcelona abgeht, kommen an verschiedenen nicht unbedeutenden Kirchen und der Fabrik La Ceramo vorbei, berühmt durch ihre Teller und Krüge und Imitationen alt-arabischer Kunsterzeugnisse, die sich durch den Metallglanz ihrer Farben auszeichnen, der ja auch das Eigentümliche der Azulejos ist. Auch eine Porzellanfabrik und

Seidenweberei liegen am Wege, ehe wir die Acequia de Tormos kreuzen, die vom Rio Turia abgeleitet 13 km lang ist, 913 ha bewässert und zu normalen Zeiten 815 l Wasser in der Sekunde empfängt. Es folgt die bedeutendere Acequia real de Moncada desselben Ursprungs, aber 25 km lang und Befruchterin von 5190 ha mit einer Speisung von 3900 l.

Burjasot — der Name arabisch: burg Turm, sot Wald —, ein helles Städtchen mit freundlicher Plaza, liegt auf einem nicht besonders hohen Felsen. Die Silos, Speicher, befinden sich am Süden der Hauptstraße in einem wesentlich oberirdischen, gewaltigen Steingewölbe, in dessen von Bänken umrahmte Plattform die Zugänge in Gestalt runder Löcher eingeschnitten sind, durch die ein Mann bequem hindurch kann. Auf allen lasten schwere Steindeckel, mit Ketten und Schloß gesichert und überdies noch vermauert. Es sind 41 Silos, d. h. voneinander völlig getrennte Keller vorhanden, von denen etliche bis 3000 Sack Weizen fassen. Insgesamt finden an 150 000 hl Platz. Offenbar sind die Silos, wie aus einer Gedenktafel hervorgeht, erst 1806 vollendet worden. Das Kornmagazin gehört der Stadt Valencia und dient dazu, das Saatgut aufzubewahren, wofür eine gewisse Miete bezahlt wird. Die Plattform mißt 98:94 Schritt, trägt in der Mitte ein Kreuz und steht als Promenade im Ansehen, einen lohnenden Rundblick gewährend. In der üppigen Ebene reizt ein großer, von hohen Mauern umschlossener Park mit herrlichen Baumgruppen die Neugier, das einstige Retiro des „Seligen“ Juan de Ribera. Ich schlenderte noch ein Stündlein in der Huerta umher und erfreute mich an den lieblichen Ackerunkräutern, reizenden bunten Löwenmäulern und roten Nelken. Nach der Kornblume spähte ich auch hier vergebens.

Die Rückfahrt sollte mir ein Bändchen Gedichte von Llorente verkürzen, und ich befand mich bald im Banne der einschmeichelnden valencianischen Laute und der leidenschaftlichen valencianischen Heimatliebe:



Valencia. Festtag in der Huerta.



Valencia. Das Wassergericht.



Vert. phot.

Játiva. Blick vom Calvario auf das Castillo.

El sol de estiu se ponía;
sa llum brillava mitj morta;
yo passí per l'alqueria,
y la vaig vore á la porta.
L'antiga pinta portava,
agulles y caragols.
O! quán engisera estava
la giqueta del cor dols!

No eres, ma dolsa estimada,
una ó altra, esta ó aquélla;
Valencia veig encarnada
en tu, volguda donzella.
Yo te contemple y t'admire
embelesat com ningú,
y de nostra Patria mire
la image mes bella en tu.

Die Sommersonne hatte sich geneigt,
Ihr letztes Licht erglänzte ungewiß,
Als sie sich vor der Pforte mir gezeigt
Des Häubchens in der Palmen Schattenriß.
Antiker Kamm, seltsame matte Steine
Als einz'ger Schmuck im hohen Haar.
Und doch welch' hehre Schönheit war
Das stolze Kind in seines Herzens Reine!

Du warst, Holdsel'ge, mir gewißlich nicht
Ein Liebchen, wie's ein Dichter leichtlich fand.
Denn hör'! Valencia strahlt mir dein Gesicht,
Valencias Schönheit mich mit dir verband.
Schau' ich dich an mit staunendem Entzücken,
Seh' ich in dir der Heimat Zauberbild,
Verkörpert ihren Glanz und Ruhmesschild,
Und ihre Pracht will mich durch dich berücken.

XI.

Carcagente. Denia. Játiva.

Durch die Ribera, den Fruchtgarten des Jucar. — Carcagente, die Orangenstadt. — Orangenwälder und Granatapfelhecken. — Übers Gebirge nach Denia. — Valldigna. — Die Huerta von Gandía. — Gandía. — Denia. — Auf dem Castillo. — Das Muskatellerparadies „el Marquesado“. — Von den Pasas (Rosinen). — Játiva. — „Fonda de Mallol.“ — Im Schatten der Borgias. — Játivas Zerstörung. — Casas señoriales. — Der Burgberg. — Eine iglesia muzárabe. — Das Kastell. — Blick vom Calvario. — Lotto.

Am 16. Mai, dem Himmelfahrtstage, verließ ich mit einem Mixto, also einem recht gemütsruhigen Zuge, das schöne Valencia, um zunächst nach Carcagente und alsdann Denia zu fahren. Ein entzückender, wolkenloser Morgen, und die Bauern trotz des Festes tätig; man fürchtet sich sonderbarerweise im bigotten Spanien nicht vor einer Entheiligung des Feiertages. Sie hoben den jungen Reis aus seinen Beeten, um ihn in die sumpfigen Felder zu verpflanzen. Der Weizen gälbte, die Granatapfelbäume standen in ihrem feurigen Blütenschmuck, und selbst die rotbraune Erde leuchtete, so allgewaltig flutete das Licht. Unzählige Schöpfräder arbeiteten dem Sonnenbrande entgegen. Bei Silla wird die Landschaft reich an Palmen, und wir kommen der Albufera nahe, die wir bis Benifayó im Auge behalten, dessen Wahrzeichen, der zerfallende Maurenturm Espioca, sich rechterhand erhebt. Bei Alginet steigt der Boden ein wenig, und damit erscheinen Weingelände, Oliven- und Johannisbrotbäume, aber schon bei Algemesí, hinter dem wir den Río Jucar passieren, herrscht wieder der Reisbau vor. — Alcira, eine der volkreichsten Städte der Provinz Valencia, am Jucar

und zum Teil auf einer Insel des Flusses, ist der Mittelpunkt einer prächtigen Huerta, die sich aus den Schluchten der malerischen, zackigen Bergkette von Murta in das Tal senkt. Die Orangenbäume, der Hauptreichtum dieses Paradieses, sind so hoch wie bei uns die Birnbäume, aber es gibt auch große Gärten voll Moreras (Maulbeerbäume), und man mag das Auge wenden, wohin man will, überall die feierlich stillen Wipfel der Palmen. In das Grün zerstreut, weiß aufblitzend, die Häuser der Bauern und häufig auch Schornsteine, welche zu den mit Dampf getriebenen Wasserelevatoren gehören.

Gegen Mittag war ich in *Carcagente*, einer Stadt von etwa 13 000 Einwohnern, aber ohne Fonda, wenigstens laut Volksstimme. Ich sah da irgendwo ein Schild, aber man behauptete, man könne dort nicht wohnen. *Carcagente* ist eine Landstadt, und vielleicht noch mehr wie *Sagunt* ein Ort, der sich fast ausschließlich von der Apfelsinenkultur nährt. Der Export an Früchten soll rund 62 600 Toneladas (à 1000 kg) betragen. Noch Mitte Mai waren die großen Sortierschuppen vis-à-vis der Bahnstation voll von Bergen goldener Orangen. — Die Mittagsstunde rettete ich mich in eines der Cafés an der Plaza, welche stark von Leuten aller Stände besucht waren, solchen mit Lackstiefeln, *Alpargatas* und Strümpfen oder nur Sandalen an den bloßen Füßen. Alles spielte *Domino*, nur meine Tischnachbarn zogen ein philosophisch-theologisches Gespräch vor und ergingen sich in weisen und weitschweifigen Reden über die Unfehlbarkeit des Papstes und — die Lehre Darwins. — Die Stadt ist recht regelmäßig und luftig gebaut. Die Straße überbrücken an den Kreuzungen, wie im wiedererstandenen *Pompeji*, 5 oder 6 Trittsteine. Hier und dort ein hübsches Bild von Palmengruppen, die in den Ort hineinlugen, aber sonst kaum Merkwürdiges.

Die *Huerta* ist ein Orangenwald, durchzogen und eingezäunt von hohen Hecken des Granatapfels in märchenhafter Blütenpracht. Schwer mit den goldenen Äpfeln beladene Wagen kamen mir entgegen, Glocken-

geläut hallte von den Kirchen herüber — eine einzigartige Himmelfahrtsstimmung. — Die Apfelsinen von Carcagente sind durch Süßigkeit berühmt und die Bäume durch Größe und enormen Ertrag; sollen doch welche 4000 bis 6000 Früchte zeitigen! Außer Orangen wird übrigens alles Erdenkliche kultiviert und in großem Stile Maulbeerbäume, die bereits ihres ersten Laubes beraubt waren. Des zweiten Blattkleides gehen sie ebenfalls verlustig, um das Vieh damit zu füttern, und erst das dritte läßt man den schwergelprüften Kronen. In Oberitalien erzeugt der Baum nur zweimal Blätter. Am Flusse, es ist noch der Jucar, sah ich Weidenpflanzungen; man zieht niedrige Sträucher, aus deren jungen Trieben Körbe geflochten werden. Mein Gewährsmann nannte die Weide *vimen*; kastilianisch heißt sie *sauce* oder in diesem Falle *mimbre*. —

Um 5 Uhr bestieg ich den Zug nach Denia. Die Baedekersche Verheißung vor Augen, welche lautet: „landschaftlich gehört diese Tour zu den schönsten in Spanien“. Der halb maurische Arrabal Carcagentes ist durchquert, und jetzt nimmt uns ein Orangenwald auf, dessen Wipfel über unseren Wagen zusammenschlagen. Die schräge Sonne trifft die Früchte, die nun erst ganz zu den goldenen Äpfeln der Hesperiden werden. Selbst die Mitreisenden, Leute der Gegend, machen sich auf die goldenen Leuchten in dem tiefgrünen, dämmrigen Laube aufmerksam. Die Bahn steigt, und wir überblicken den endlosen Apfelsinenwald, welcher von unzähligen Palmenwipfeln überragt, auch noch die Abhänge bekleidet. Der Schienenstrang schlägt ein Tal ein, das blühende Oleander füllen. Auf der einen Seite die Murta de Alcira, welche wir überschreiten, mit grüngoldigen Pinienwäldern, auf der anderen ein Ausläufer der Sierra del Pinet im immergrünen Busch von Myrte und Heiden. Am Bahndamm hoher, graziöser, blauer Klee und gelbe Immortellen. Je mehr das Zügelchen aufwärts klimmt, um so seltener werden die Orangenbäume, und statt ihrer begleiten uns Haine von Mandel-, Oliven-, Johannisbrotbäumen und Weinberge. Das Tal verengt sich, wir kommen an dem ehe-

maligen Kloster Aguas Vivas vorüber, die Zwergpalme tritt auf, ein Zeichen der Dürre und Unfruchtbarkeit, und bald geht's durch den „Estrecho“, Paß der Sierra de las Agujas (der Nadeln), in das Tal von Valldigna, berühmt durch seinen Reichtum an Fresas, nämlich Walderdbeeren, welche bereits im zeitigsten Frühling reifen und nach Madrid und selbst Paris ihre Reise antreten. Valldigna ist Station für die Dörfer Simat und Benifairó, deren Schönheiten sich auf dem Perron ein Stelldichein gaben. Nicht eine mit dunklem Teint! Alle die reinsten Apfelf Gesichter! Die schweren, dunklen Flechten waren ihr einziger Kopfschmuck. Sie liebten kurze, stiefelfreie, helle Kleider und kreischten genau wie unsere Bauernmädel. Natürlich fehlten auch die Burschen nicht. — Es folgten noch verschiedene kleine Bergdörfer, deren Häuschen wohl Fenster mit einem Gitter, aber ohne Glas besitzen. Bei Jaraco sah ich wiederum das Meer, und bei Jeresa öffnete sich die Huerta von Gandía und damit ein neues, großartiges Panorama. Den Ort beherrscht das Castillo San Juan. Nach dem Meere zu rechter Hand fast kahle Bergketten und einzelne Kegel; ganz in der Ferne der Montgó; im Nordosten Kap Cullera und im Süden der spitze Gipfel des Montduber und die Ermita de Santa Ana. Die Huerta zeigt weite, lichtgrüne Strecken, Reiskulturen; unabhsehbare Felder sind mit Tomaten bedeckt, die an sauberen Stangen emporklimmen, welche, wie über unseren Bohnenbeeten, gekreuzt wurden und voll roter Liebesäpfel hängen; auf anderen, bereits einmal abgeernteten, sprießt junger Mais. Die Huerta von Gandía gehört zu den fruchtbarsten Gegenden Spaniens. Der Boden ist tiefgründig, an Bewässerung kein Mangel, und das milde Winterklima begünstigt in hohem Maße Erstlingskulturen vieler Gemüse- und Fruchtarten, welche nicht nur auf die Märkte der spanischen Großstädte, sondern auch Frankreichs und Englands wandern. Auf den 70 Quadratkilometern dieses Edens finden 50 000 Menschen ihr Brot, welche in 29 Ortschaften wohnen.

Gandía. Gar prächtig grüßen die Azulejoskuppeln der zweiten Borjastadt zu uns herüber. Freilich heute ist der Palast der Herzöge von Gandía, in welche sich die Nachkommen von Don Rodrigo Llansol Borjas, des nachmaligen Papstes Alexander VI. natürlichem Sohne Juan (Giovanni), verwandelten, ehe sie Heilige erzeugten, von den Jesuiten in öffentlicher Versteigerung erworben worden. Aber wenn dieser Glanz dahinging, verlieh ihm der Prado neuen, d. i. nämlich der Früchte- und Gemüsemarkt en gros; hier werden jeden Morgen die Erträgnisse der Huerta aufgestapelt, und von hier gehen sie in alle Welt. — Inzwischen war es Nacht geworden; man sah das rote und grüne Licht der Leuchttürme an der Küste. Etwa um 9 Uhr war ich in Denia und suchte das „Hotel del Comercio“. Es war mir ganz entfallen, daß mir mein trefflicher Wirt in Valencia die „Fonda Fornos“ empfohlen hatte, und ich sollte es büßen. Das „Hotel zum Handel“ liegt einladend an der Hauptstraße, das Entree ist nicht übel, auch die Zimmer mögen angehen, aber das Essen war ärmlich und trotzdem verhältnismäßig teuer.

Denia, eine uralte Stadt, der man es aber nicht ansieht, wurde von Griechen, Phocäern aus Massilia (Marseille), gegründet, die hier einen der schönsten Tempel zu Ehren der Göttin Diana, ein Abbild des berühmten zu Ephesus, errichteten, dessen Andenken in dem Namen Denia (Danium) fortlebt. Die Stadt blühte unter Römern und Westgoten und nahm unter den Mauren einen unerhörten Aufschwung; ihre Einwohnerzahl stieg auf 50 000. Eine Zeitlang war sie auch Metropole eines gleichnamigen Königreichs. Nach heldenmütigem Widerstande während einer achtmonatigen Belagerung durch Jakob den Eroberer ging sie an Aragon verloren. Im Heere Jakobs hat sich damals besonders ein Deutscher, namens Pedro Carroz, „Graf von Albanien“, ausgezeichnet, und an ihn erinnert noch der Name des Ortes Fuente de En Carroz, der einst durch einen trotzigen Turm befestigt war, den unser Landsmann nahm. Unter christlicher Herrschaft verlor Denia seine Bedeutung und zählt heute erst wieder

13 000 Seelen. Der einst vortreffliche Hafen ist versandet, und die ankommenden Schiffe müssen weit draußen bleiben. Am Morgen des 17. Mai sah ich aber nicht eines, und ich hätte bis zum Herbst warten müssen, um ihn belebt zu finden. Dann kommen nämlich jedes Jahr die Engländer, die Pasas, Rosinen abzuholen. In der Umgebung Denias, vom Städtchen Oliva ab, der Station vor Gandía, gedeihen, der Nordküste des Meeres folgend, Millionen niedriger, knorriger Rebstöcke des edlen Muskatellers, dessen getrocknete Trauben einen bedeutenden Exportartikel abgeben. — Jedoch genießt man vom Hafen jederzeit einen schönen Blick auf den Montgó, einen kahlen, kaum gegliederten Kalkberg — der Gipfel (761 m) soll eine wunderbare Rundschau bieten — und das die Monotonie seines zum Meere sich senkenden Abhangs unterbrechende Castillo del Moro, die Ermita de San Nicolás und Torre del Cerro. — Ich begnügte mich mit der Besteigung jenes Castillo, welches von einem stumpfen Felskegel aus die Stadt beherrscht und durch Jahrhunderte beschirmte. Man kommt an den Ruinen einer Moschee vorbei, man kann die Stelle gezeigt bekommen, wo der Dianatempel stand, man kreuzt die Mauern, welche sich wie Arme vom Kastell zur Stadt hinunterstrecken, sie ehemals umfangend, und betritt durch das Türchen eines Tores die Burg, eine Trümmerstätte mit sorglich gepflegtem Reben- und Gemüsegarten, einem weißen Häuschen mit einer Weinlaube, in der eine trinkgeldlüsterne Criada sitzt. Griechen, Römer, Araber und Spanier haben an diesen Mauern gebaut, die wahrscheinlich erst durch die Franzosen 1813 derart verwüstet wurden, daß man interesselos über sie hinwegschreitet dem höchsten Punkte zu, um sich durch die Aussicht zu entschädigen. Und die lohnt. Die Huerta unter uns ein unermeßlicher Garten, den die Playa säumt. Wein oder Korn, soweit wir sehen. Zerstreute weiße Häuschen mit flachgiebligem Ziegeldach, Zisternen, Norias und Eukalypten mit fremdartiger Belaubung, die sich an den Zweigspitzen zusammenballt. Die Berge erscheinen ganz kahl, fahlgrau und phantastisch

geformt. Der Blick reicht weit; gen Norden bis Valencia und Sagunt, und im Osten hob sich schemenhaft die Insel Ibiza aus dem azurnen Meere. Bis an den Gürtel des Kastells klimmen Steinhäuschen, nur mit der Pforte und einem einzigen, glaslosen Fenster in die Welt schauend, und durch enge, steile Gassen steigen wir wiederum zur Stadt hinab, um der Empfängniskirche im Stile Churri-gueras, aber mit herrlicher Kuppel, einen flüchtigen Besuch abzustatten und das gotische Säulenkreuz vor dem Kloster in Augenschein zu nehmen.

Wieder im Kupee (zurück nach Carcagente), bemerkte ich, daß sich Denia vorteilhafter von der Land- als von der Meerseite präsentiert. Das Castillo, die mächtigen Stadtmauern mit den wohlerhaltenen Türmen am West- abhang des Burgberges, die Barockkirche mit Stumpfturm und Azuleoskuppel, die falbe Häusermasse, aus gelblichem Stein erbaut — nur die am Kastell wie Schwalbennester klebenden blitzen schneeweiß — und schließlich die lange Palmenreihe am Strande und das blaue Meer mit der grünen Huerta gaben ein prächtvolles Gemälde. Die Huerta entzückte mich immer wieder. Zwischen den Weinstöcken, um die kein Unkraut geduldet wurde, leuchtete die rote Erde; man erfreute sich an dem silbergrünen Laube der Oliven und wurde durch ganz aparte Baumgruppen überrascht, in denen sich Palmen, Araukarien, Zypressen und die graziösen Eukalypten vergesellschafteten. Mitten im Muskatweinfelde ein Friedhof, so klein, so eng, als ob sich die Lebenden jeden Schuh der kostbaren Erde für die Toten hätten abringen müssen. Die Johannisbrotbäume zum Brechen voll von Schoten, und an den Böschungen der Flüsse — welch befremdlicher Anblick! — Dickichte von Agaven. Zur Linken die kahle, steile Sierra de Ebo mit hohem, langen Felskamm. — Zurzeit sah man hier und dort eine schwarzgewandete Bauersfrau in den Rebgeländen tätig oder einen Burschen mit umfangreichem Panama; aber welches Leben und welcher Jubel mag hier wohl im August und September, den Monaten der Traubenernte, herrschen! Die Beeren

werden abgebrüht und auf Roste aus Draht oder Rohr ausgebreitet, um in der Sonne zu trocknen und sich in die pasas zu verwandeln. Damit aber ein Regen nichts verdirbt, erbaute man Schuppen, Sequeros oder Riu-raus genannt. Später werden die Rosinen in Kistchen verpackt und den Schiffen ausgeliefert. Die erste Station, Vergel, liegt mitten in der Muskatellergegend, die auch el Marquesado heißt und bei Oliva, der nächsten, beginnt. Welch hübscher Ort, dieses Oliva, am Fuß des St.-Anna-Hügels, hoch überragt von der Sierra Segaria, gebettet zwischen Maulbeere und Olive mit den prächtigen beiden Kirchen, deren hellblaue Azulejoskuppeln noch lange in uns fortleuchten! Eine Burg macht das Bild noch reizvoller. Überhaupt sind alle Orte links und rechts ungemain anziehend. Welch graziöse Glockentürme überall, die, sich verjüngend, mit zierlichem Säulenvavillon und vergißmeinnichtfarbenem Ziegeldach abschließen! Und schon nehmen uns wieder die Pinienwälder des Gebirges auf, und bald sind wir abermals in Carcagente angelangt. Eine Stunde Aufenthalt, dann führte mich der Expreso Madrid nach dem nahen Játiva. Inzwischen fuhr mir ein tüchtiger Schrecken in die Glieder: mein Koffer war falsch expediert worden, und ich dachte über den spanischen Eisenbahnbetrieb sehr pessimistisch.

* * *

In Játiva zog ich abermals bei Laternenschein ein. Man hat weder Wahl noch Qual hinsichtlich des Gasthauses, denn es gibt nur die „Fonda de Mallol“ an der Calle Moncada, ein altes, gutes Haus oder, wie Landsmann von Seefeld sagen würde, „von altem Schrot und Korn“. Ich bekam ein geräumiges Zimmer mit großem Alkoven und dem angenehmen Blick auf ein Nonnenkloster, das der Clarissen, welche sehr gute Topfkuchen backen sollen. An der Mesa redonda wurden wir ganz vorzüglich gepflegt, und in patriarchalischer Weise bediente der Geschäftsführer der Fonda — der Wirt war tot — selbst, während die Witwe in der Küche höchst Vortreffliches

leistete. Der valencianische, in der Pfanne geschmorte Reis, die saftigen Omelettes, der schmackhafte Cocido (ohne Ajo!), die zarten Beefsteaks und leckeren, gebratenen Fische und die Fruchtschüsseln — es war hier Kirschenzeit — verdienten alles Lob. Der Preis mit einem guten Wein? 6 Pesetas einschließlich Kaffee und Ensaimada! Von diesem Glückslos bekam ich schon am ersten Abend eine Ahnung, und es tröstete mich einigermaßen über den verlorenen Koffer. Doch, daß ich es gleich anfüge, er kam zurück, schneller, als ich vermutete, aber ich trennte mich darum doch erst von Játiva drei Tage später.

Játiva oder im Schatten der Borjas (Borgias) könnte ich nun als Krone über einen Abschnitt setzen, denn wir weilen an der Wiege dieses gewaltigsten und furchtbarsten Nepotengeschlechtes einer wilden Zeit, der ein Übermenschentum Charaktere jenseits von Gut und Böse und ein Antlitz prägte, wie es kein Bildner bilden könnte: gesättigt von allen denkbaren Lüsten und entstellt vom ewigen Grauen vor einem martervollen Ende. — Auf der Plaza de la Seo, in einem Blumengarten, steht auf hohem Sockel das Erzbild des Papstes Calixtus III., welcher im Anfang des 15. Jahrhunderts als junger Priester nach Italien an den Hof des gelehrtenfreundlichen Königs Alfons des Großmütigen von Neapel gelangte. Er hieß damals noch einfach Alfonso Borja aus Játiva, stieg vom königlichen Ratgeber zum Erzbischof und Kardinal und wurde schließlich siebenundsiebzigjährig auf den Stuhl Petri gewählt. Von Anbeginn ein Ziel im Auge, und darin zeigte er den echten Spanier, die Größe seiner Familie. Als Papst blieben ihm nur drei Jahre, aber sie genügten, um seine drei Neffen in die höchsten kirchlichen und weltlichen Ämter einzusetzen. Unter ihnen ragte besonders Rodrigo Llançol Borja, ebenfalls zu Játiva geboren, hervor, der, kaum 26 Jahre alt, die Kardinalswürde erhielt, nachdem er schon vorher Erzbischof von Valencia gewesen war, obwohl er von Haus aus Rechtswissenschaften studiert und sich zum Soldaten ausgebildet hatte. Als

Purpurträger und päpstlicher Vizekanzler pflegte er ein Liebesverhältnis mit der schönen (verheirateten) Römerin Vanozza de Cataneis, dem vier Knaben und ein Mädchen entsprossen, für die er in ehrgeizigen Plänen auch als Heiliger Vater — Alexander VI. — aufging. Er kaufte seinem Sohne Juan den spanischen Herzogstitel von Gandía, er mordete für das bessere Fortkommen seiner angebeteten Tochter Lucrezia deren Gatten und machte sich zum Komplizen der Verbrechen seines satanischen Sohnes César. Und dieser César, wohl am meisten das Geisteskind seines gewalttätigen, völlig skrupellosen und sinnlichen Vaters, sollte, so wollte es das Schicksal, nach Játiva, von dem sein Geschlecht ausgegangen war, zurückkehren, aber als Gefangener des Feldherrn Gonsalvo de Córdoba, dem er Kriegsdienste für Spanien angeboten hatte, und welcher es vorzog, den gewissenlosen Papstsohn hoch oben in dem Castillo über der Stadt der Borjas einzukerkern.

Der Geist Alexanders VI. und seines unheimlichen Sohnes César also ist es, den sensible Naturen in Játiva spüren könnten, wie denn das Grauen sich gleich einer emanierenden Kraft endlos erhält und auch nicht ausgelöscht wird durch den Heiligenschein des Francisco Borja, des dritten in der Reihe der Jesuitengeneräle. Und wenn es ein Fluch ist, einem verderblichen Geschlechte die Wiege gewesen zu sein, so hat er sich an Játiva fürchterlich erfüllt. — Játiva, eine uralte Niederlassung, welche einen deutschen Reiseschriftsteller an Heidelberg erinnerte, bei den Römern Saetabis, bei den Mauren Játiva geheißen, wurde im 18. Jahrhundert durch königlichen Befehl in San Felipe umgetauft und erlangte ihren früheren Namen erst in den 70er Jahren des verflossenen Säkulums wieder. Die Umtaufe aber war eine zwangsweise, eine Strafe, nachdem man vorher die Stadt vom Boden weggetilgt hatte wie Sodom und Gomorra. — Im Spanischen Erbfolgekriege hielten es die Provinzen Katalonien, Aragonien und Valencia mit dem Habsburger Erzherzog Karl von Oesterreich, dem späteren Kaiser Karl VI., gegen

die Bourbonen und deren Prätendenten Philipp V. Nach der für die Habsburger unglücklichen Schlacht von Almansa ließ der französisch-spanische Heerführer, Herzog von Berwick, durch den General Dasfeld zur Belagerung von Játiva schreiten, dessen Einwohner den staunenswertesten Widerstand leisteten, sich „wie wilde Tiere“ verteidigend, alle ohne Ausnahme, „Männer, Weiber, Knaben, Greise, Mönche und Priester“ — an geschulten Soldaten gab es nicht einen in ihrer Mitte —, so daß der Feind Haus auf Haus erstürmen mußte. — Bekanntlich wurde zwischen den Mächten eine Einigung betreffs der spanischen Krone zugunsten des Hauses Bourbon erzielt. Der Widerstand Játivas war unnütz gewesen, aber den Belagerern unvergeßlich. General Dasfeld schlug dem Herzog von Berwick vor, Stadt und Namen Játiva von der Landkarte zu entfernen, indem man den Ort mit Stumpf und Stiel durch das Feuer zerstöre. Dieser entsetzliche Racheplan wurde dem Kronrate Philipps V. unterbreitet, und alle, auch der König, stimmten zu. Also zündete man im vollen Frieden die Stadt an und machte sie bis auf die Kirchen und etliche Gebäude, die den Flammen widerstanden, dem Erdboden gleich. Das geschah vom 12. bis 20. Juni 1707. Fürwahr, man muß spanische Geschichte kennen, wenn man diejenige der Republiken Südamerikas verstehen will. — Erst Jahre später erlaubte man dem heimatlosen Reste der Bewohner, den Ort wieder aufzubauen, aber unter dem Namen San Felipe.

Man muß sich wundern, in dem heutigen Játiva trotzdem allerlei Bemerkenswertes mit einer antiken Patina zu finden, wovon gleich die Calle Moncada Zeugnis ablegt. An dieser Hauptader der Stadt reihen sich die *casas señoriales*, Patrizierhäuser, eines an das andere, öfters mit Wappen über dem hohen, nur nachts geschlossenen Portal, und gelegentlich die gewölbte Decke des Vestibüls in Form einer weitgeöffneten, aber noch gefälteten Windenblüte, deren Felder weiß, lila, dunkelblau und braun ausgemalt sind. Oder es erfreut uns eine säulengeschmückte Vorhalle mit prächtigen Bogen, aus der eine Doppeltreppe

zum oberen Geschoß hinansteigt, und es überrascht uns ein Blick durch den stilvollen Portikus unter dem Podest hindurch über einen himmelblau getünchten Hof in den langen Parrón, die gangartige Weinlaube des Gartens. Auch reiche Torflügel mit Buckeln und prachtvollen Klopfern begegnen uns. Den typischen alten Palästen dürfte das Haus (Nr. 16) mit dem Steinwappen, der dreistöckigen, schlichten und fensterarmen Fassade und der Galerie kleiner, offener Bogenfensterchen unter dem Dache am nächsten stehen. An architektonischen Herrlichkeiten entgingen der Katastrophe die Colegiata, die gotische, aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammende Hauptkirche, an welcher noch immer restauriert wird, und ihr gegenüber das Hospital mit schönen Portalen, prachtvollen Fenstern im Hauptgeschoß unter einer wundervollen Galerie aneinanderstoßender Fenster als friesartiger Abschluß der Front. — Játiva erfreut sich eines außerordentlichen Wasserreichtums. Auf allen Plätzen und fast in jedem Hause sprudelt ununterbrochen Tag und Nacht der Quell einer Leitung, die bereits zu Zeiten König Martins angelegt wurde und auch den Brunnen, der 25 Röhren vor der Puerta de Concentaina speist. Es sind in Wirklichkeit 24 und ein Menschenhaupt, welche das Wasser speien. Von diesem Wunder im dürren Spanien gelangen wir in die Alameda, eine tiefschattige Platanenallee und Promenade, über den Stadtmauern wie eine Terrasse gelegen, mit weitem Blick in die Huerta. Im übrigen bietet die Stadt selbst nicht viel. Sie ist ungemein staubig, eine richtige Landstadt, die vornehmlich von den Bauern lebt, worauf schon die zahlreichen Hostales, Schmieden, Sattler und Seiler hinweisen. Ganz hübsch wirkt noch die Plaza del Españaleta mit dem Standbilde des großen Malers Jusepe Ribera, eines Kindes Játivas, welches sich wohl in Italien den Beinamen erworben hat, nach dem der Platz benannt wurde. Von mehreren Punkten der Stadt, und besonders von der Plaza de Castelar, bekommt man das Castillo gut zu Gesicht, dem wir nunmehr einen Besuch abstatten wollen.

Im Rücken Játivas erheben sich steil und drohend drei Hügel, zu denen der Peñas rojas genannte nackte Felskamm vom Süden her hinansteigt. Die beiden südlichen Gipfel sind kastellgekrönt, während der nördliche, scharfgratige und spitze frei, durch kein Gemäuer bezwungen und die anderen überragend, in die Lüfte starrt. Den sonnigen und reichlich heißen Maisonntagnachmittagen wallten mit mir viele Frauen und Mädchen im Schweiß ihres Angesichtes den steinigen, abschüssigen Pfad, alle mit einem Klappstuhl ausgerüstet, der ihnen am Lederriemen im Arme hing, um in dem Kirchlein San Felipe einer Novena beizuwohnen. Dieser Tempel liegt sehr hübsch in Drittelhöhe auf einem Felsvorsprung im Schatten alter Johannisbrotbäume. Zur Pforte führt ein von Opuntien gesäumter Weg, die ihre gelben Blüten aufgesteckt hatten. Ich trat mit den frommen Pilgerinnen in das Gotteshaus, welches mich lebhaft an San Nicolás in Valencia erinnerte: dieselbe flachgewölbte Decke und hochgelegenen rechteckigen Fenster. Die Weiblichkeiten genossen emsig fächernd die Kirchenkühle und fächelten auch noch, als ein sieghafter Gesang anhub. Im Weitermarschieren sieht man das Kloster Montsant und gelangt nach der malerischen Kapelle San Feliú, deren vorspringendes Dach wie das eines mallorquinischen Hostals auf rundlichen, groben Steinfeilern ruht. Das byzantinisch anmutende einzige Portal liegt an der Längsseite unter dem Vorbau und wurde mir von den Anwohnern geöffnet. Das einheitliche Innere ist ziemlich eigenartig. Das Gebälk des ganz flachgiebeligen Ziegeldaches tragen außer den Mauern vier Spitzbogen aus Holz, deren eigentümliche Schweifung bis auf den Boden reicht. Das Licht fällt durch eine einzige trichterartige Öffnung der dem Altar entgegengesetzten Giebelfront. Diese Kirche gilt als eine *iglesia muzá-rabe*, eine solche, in welcher der christliche Gottesdienst in arabischer Sprache abgehalten wurde, was noch bis ins 16. Jahrhundert hinein in Südspanien bis Toledo hinauf keine Seltenheit bildete, da die arabische Zunge und Kultur auch in dem christlichen Volksteile der mauri-

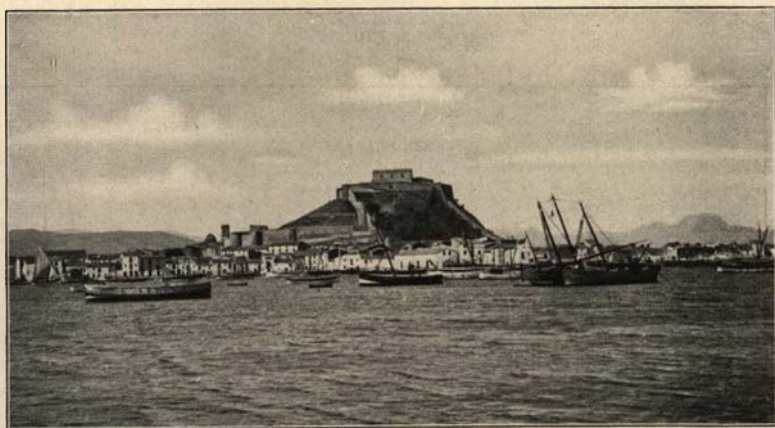
schen Herrschaften so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, daß man ihn als „halbarabisch“ bezeichnete.

Der doppelgipfelige, z. T. terrassierte Burgberg trägt zahllose prachtvolle Johannisbrotbäume und darunter einen Teppich mannigfaltiger einheimischer Pflanzen. Große rosafarbene Löwenmäuler, schwefelgelbe Immer schön (*Helichrysum angustifolium*), purpurner Gamander (*Teucrium polium*), Rauten (*Ruta angustifolia*) und verschiedenartige rote Nelken, reizende blaßblaue Maßliebchen, eine sehr auffallende honiggelbe Komposite (*Andryala integrifolia*), hoher, fast blattloser Hornklee, der beinahe wie Ginster mit seinen goldenen Blüten aussieht (*Lotus tenuifolius*), und besonders ein zierliches, häufig rankendes Leinkraut (*Linaria origanifolia*), ganz voll von weißlichen Blüten, wuchsen und blühten in üppiger Fülle. — Am Eingang des Castillo befindet sich eine Tafel mit der Inschrift: „Lo reedifico el patriotismo 1838, 6. del reinado de Isabela II., para defenderse de los enemigos de la libertad.“ (Der Patriotismus baute es wieder auf 1838, im 6. Jahr der Regierung Isabellas II., um sich gegen die Feinde der Freiheit zu verteidigen.) Gegen die Anhänger Don Carlos nämlich, Bruders des 1833 verstorbenen Königs Ferdinand VII., welche die Thronfolge der damals erst dreijährigen Infantin Isabella nicht anerkennen wollten. — An der Burg haben alle Völker gebaut, die diese Gefilde beherrschten, und das sind ihrer viele gewesen. Zur Linken gelangen wir zum ältesten Teile der weitläufigen Festung, dem Castillo Menor. Wir passieren einen spitzen, mit Turm gekrönten Torbogen, treten auf einen Platz mit Zisterne und erreichen den höchsten Punkt. Stolz bemerkt der Führer, daß an dieser Stelle die Soldaten Hannibals und Scipios wachten, Alanen und Westgoten kommandierten, Omajjaden und Almoraviden sich stritten und César Borja gefangensatz. — Der Blick ins Land, wie oft mag er sich verändert haben? Heute glänzen festtäglich die Azulejoskuppeln de la Seo des langgestreckten Játivas, dem es offenbar in seiner üppigen Huerta gut geht. Die Ebene ist reich an Weizen und Wein, Orangen, Oliven, Dattelpalmen, Johannisbrot-

und Granatapfelbäumen, von denen ich welche sah, deren Krone und Stamm so hoch und dick wie ein ausgewachsener Apfelbaum waren. Im Osten schimmert der Rio Montesa und begrenzen das fruchtbare Tal die Berge, welche sich nach den Klausnereien ihrer Gipfel Santa Ana und Virjen del Puig nennen; im Norden die Montes de Manuel, hinter denen die „Ribera“ beginnt, wie der vom Jucar bewässerte, über Carcagente hinausreichende glückliche Landstrich heißt. Auf der anderen Seite Berg und Tal Bixquert. Im Tale ein mächtiger Damm römischen Ursprungs; der Berg mit hübschen Landhäusern. Wir wenden uns nun über die Plaza del Castillo zum Castillo Mayor, dem Kern der Festung, wo verschiedene Zisternen, Unterkunftshäuser, eine gotische Kapelle aus dem 15. Jahrhundert und die Ruinen der Torre del Homenaje auffallen, welche in ihren oberen Geschossen ebenfalls mehrere erlauchte Gefangene beherbergte.

Minder umfassend, aber kaum weniger reizvoll ist die Aussicht vom zypressenbewachsenen Calvario, weil man den Blick auf das Castillo und den Burgberg mit seinen Kirchen genießt. Großartig präsentieren sich hier die gewaltigen Mauern, die einst Kastell und Stadt verbanden mit ihren zahlreichen viereckigen Verteidigungstürmen und den kleinen, der Mauer aufgesetzten Rundtürmchen, die wie riesige Patronen aussehen, unverkennbar Araberwerk, wie denn auch das Castillo vor allem maurische Signatur trägt.

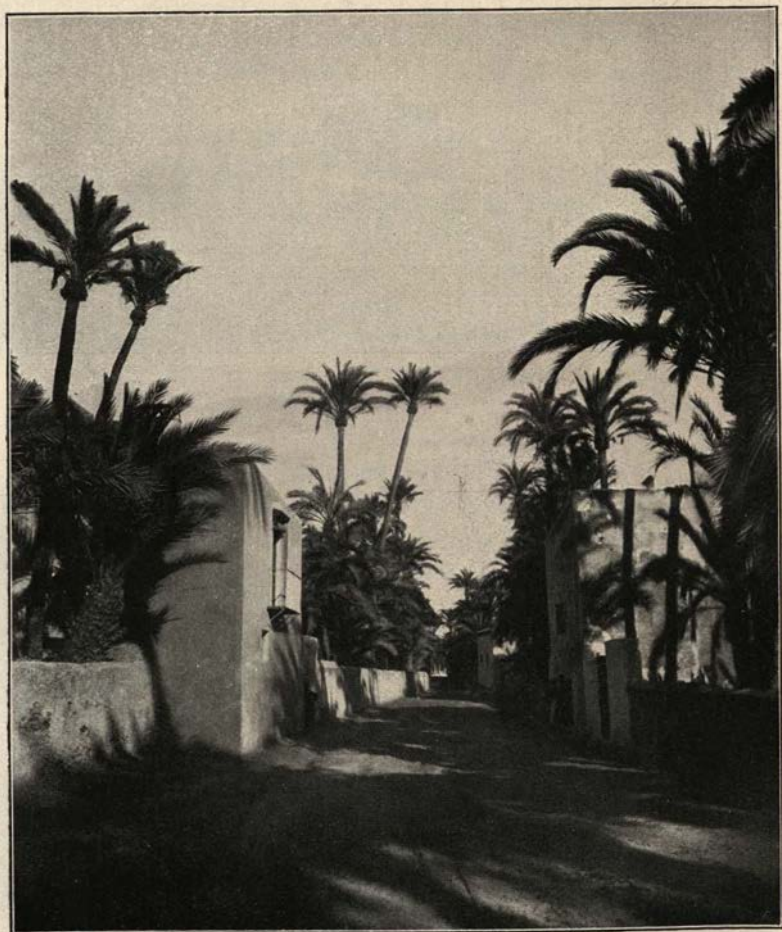
Den Sonntagabend waren die großen Restaurationsräume unserer Fonda voll von Männern und Burschen. Man spielte ein gemeinschaftliches Lotto. Jeder hatte 10 Centimos einzusetzen, und wem zuerst ein Sequenz von 5 Zahlen glückte, erhielt die gesamte Einzahlung, abzüglich der Prozente für Wirt und Ausrufer. Die Gewinne schwankten so zwischen 7 und 10 Pesetas. Mir fiel hier, wie in Valencia, der singende Tonfall der Sprechenden auf und ich amüsierte mich über Blüten des französischen Dialektes wie das (dem Franzosen schreckliche) „huitante“ anstatt des spanischen ochenta = 80.



Denia.



Alicante.



Aus der Palmenstadt Elche.

XII.

Alicante. Elche.

Der Hauch Kastiliens. — Wüste und Oasen. — Alicante. — Vom „Hotel Iborra“ im besonderen und vom spanischen „Ober“ im allgemeinen. — Am Hafen. — Eine befremdende Rundsicht. — Afrika in Europa. — Wer die Sonne liebt. — Palmenalleen, die Schatten spenden. — Eine Buñueleria. — Auf dem Wochenmarkt. — Farbenfrohe Straßen. — San Nicolás de Bari. — „Som fills del poble . . .“ — Elches Palmenwald. — *Phoenix dactylifera*. — Ramilletes. — Orientalische Bilder. — Elche. — „Kannst du dir eine schönre Wiege denken . . .?“

Gegen Mittag des 20. sagte ich der „Fonda Mallol“ Lebewohl und strebte Alicante zu. Die Gegend wechselt rasch ihr Antlitz. Wir durchqueren bald fast reine Bestände von Oliven und Algarrobos, ein Zeichen steinigem und trockenem Bodens; das verraten auch die massenhaften Immerschön. In den ausgetrockneten Flußbetten blühender Oleander. Auf der Station von Alcludia de Crespins harrten Wasserverkäuferinnen des Zuges, und Frauen, welche Granatäpfel, gleich Erdbeeren mit Wein und Zucker zurechtgemacht, darboten. Bei Montesa fesselten mich die überaus malerischen, gelbleuchtenden Ruinen der Stammburg der Monteserriter, ein Orden, der an Stelle der Anfang des 14. Jahrhunderts aufgelösten Templer von Jakob II. von Aragon gegründet wurde und später nach Valencia übersiedelte. Es folgt Mogente mit Häusern grauschwarz wie der Fels und einem Wartturm aus maurischer Zeit, aber die Kirche mit herrlicher, blauer Azulejoskuppel. Sonnverbrannte Ortschaften; Häuser und Fels schwimmen ineinander. Der Ginster herrscht, nur hier und dort noch Wein. Wir sind der Sierra de Enguera entlang beträchtlich gestiegen und genießen noch

einmal einen großartigen Rückblick auf das valencianische Paradies, ehe wir im Tunnel Santa Barbara verschwinden. Der nächste Ort, Fuente la Higuera, besitzt schon das Klima des kastilianischen Hochlandes, und der Mariagatunnel (nach dem gleichnamigen Gebirge) bringt uns vollends in eine andere Welt: die der Distel. — In La Encina, Knotenpunkt für Madrid, mußte ich den Zug wechseln und teilte das einzige Abteil 2. Klasse mit einem französischen Ehepaar — er selbstverständlich eine kleine, rote Rosette im Knopfloch — und einigen jungen Spaniern. Die Franzosen wollten nach Cartagena und weiter nach Oran, wo der Herr Beamter war. Sie sprachen kein Wort spanisch und konnten sich nicht genug über die Eisenbahnen der Halbinsel entrüsten. Leider wurde der Dame fortgesetzt schwach, was sie mit starkem Parfüm zu bekämpfen suchte; bei der Hitze keine angenehme Zugabe. Denn nun wurde es stickig heiß. Kahle Berge und weiße dürre Erde strahlten die Sonne zurück. Die Vegetation verschwand, nur die Ortschaften und Gebirge boten noch Unterhaltung. Einen prächtigen Anblick gewährt die Stadt Villena, aus deren Herzen eine stolze Burgruine mit gewaltiger Warte hoch aufragt. Bald darauf taucht ein Berg auf, welcher ganz einem Elefantenkopf, den man von vorn sieht, gleicht; die großen Ohren treten famos hervor. Petrel und Elda, beide mit Burgen, und bei Novelda ein abermaliger Wechsel der Landschaft: wiederum Palmen, Orangen und Wein in größeren, zerstreuten Beständen gleich Oasen. Im allgemeinen ist das gepflügte Gelände kahl; man sieht nicht ein Grasspier, dagegen wohl einzelne Fruchtbäume, die sich auf den nackten Äckern seltsam verlassen ausnehmen. In der Tat, die Erde war weit und breit vom Pfluge umgebrochen, um sie für die Aussaat bereit zu halten, sobald es Regen gäbe. Auf diesen wartete man, so erfuhr ich, bereits 23 Monate. Ein künstliches Bewässerungsnetz mangelt, und es stimmte traurig, von den Landleuten zu hören, der Boden sei zwei- bis dreimal fruchtbarer als der von Valencia und Murcia, wenn sie nur Kanäle hätten! Man hofft auf einen Zweig

vom Rio Segura. — Inzwischen hatte sich der Himmel bezogen und nahm im Westen unheimliche, düstere, von Rot durchschossene Farben an. Trotz der Hitze Dunst und Nebel. Vom Zuge aus sahen wir seltsame Wohnungen, die sich moderne Troglodyten in die Felsen oder Böschungen der Hügel gehöhlt haben. Wir näherten uns sichtlich Afrika, und vor Alicante befanden wir uns auch in der Wüste.

In Alicante (alicantinisch: Alacant oder Alacan) kann man wieder unter Hotels wählen. Die traurigste Kabache hält einen Omnibus; aber trotzdem der Weg zum Hafen, wo die besseren Häuser liegen, wohl 20 Minuten erfordert, schritt ich mit dem Wanderstabe fürbaß, um mir das „Gran Hotel Iborra“ möglichst frei und unbehindert ansehen zu können. Marmorsäulen und Marmortreppe unten, und bereits in den Zimmern des zweiten Geschosses herabhängende und zerrissene Tapeten, gichtische Stühle, windschiefe Betten. Na, wir einigten uns anstatt auf 12 auf 8 Pesetas inklusive erstem Frühstück; ich bekam später ein schöneres Zimmer mit Alkoven und Hafeblick und bin ganz zufrieden gewesen; denn in den Schaukelstühlen der pomphaften Entrada ließen sich die Abende gut verträumen. Die spanischen Hotels sind im allgemeinen ruhige Häuser, und die Kellner seit Olims Zeiten an demselben Platze; wir hatten in der Schar einen hurtig trippelnden Greis von 84 Jahren, mit einem Lächeln, das immer um Entschuldigung zu bitten schien, der sein ganzes Leben im Hause verbracht hatte. Die Mozos, von denen es offenbar nur „Ober“ gibt, zerlegen zwar die Bedienung in Reviere, arbeiten aber ausnahmslos in einen Topf, der z. B. in Valencia jeden Abend geleert wurde, um die Trinkgeldausbeute zu verteilen. Meistens haben sie auch den Zigarrenverkauf. Der spanische Servietenschwinger ist aufmerksam, bedient aber den Fremden eher schlechter als besser, wie seine Landsleute, und gibt sich mit jemandem, der die Sprache nicht kennt, viel weniger Mühe als sein italienischer Kollege. Man muß nicht glauben, daß man nur das essen darf, was das Menü er-

zählt. Es gibt noch viel Schätze in der Küche, welche nur darauf warten, von Kundigen gehoben zu werden, und gerne an Stelle einer Fritura mixta oder ähnlicher mit Vorsicht zu genießender Nummern der Speisekarte gereicht werden. Der eingeborene Caballero ist darin Meister; man beachte nur, wie verächtlich er die offizielle Karte fortschnellt und welch herrliche Dinge nach und nach vor ihm Revue passieren, während der Fremdling, an der öden Gleichförmigkeit der Karte verzweifelnd, sich mit der Weinflasche tröstet.

Elf Tage verweilte ich im ganzen in Alicante. Ich weiß nicht, was mich dort gehalten hat, und was mich heute noch manchmal dahin zurückzieht, denn Alicante ist gelber Fels am Meer, umwoigt von zitternder, heißer Luft und einer unbeschreiblichen Lichtfülle. Das ungeschützte Auge schließt sich hier schmerzhaft, wo alles leuchtet und glitzert: das Meer, die Luft, der Fels, die Häuser. Die Sonne sendet wirklich glühende Pfeile. — Auch diese Stadt soll von den Griechen gegründet und Alona, Salzplatz, genannt worden sein. Die Römer haben sie erst nach langem Widerstande erobert. Sie zählt 50 000 Seelen. Man wundert sich über solch volkreichen Ort inmitten einer Wüste, aber das Meer bringt Leben, der Hafen ist stets voll von Schiffen aller Nationen. Vom Hotel Iborra sind wir in wenigen Minuten auf dem Molo, wo zurzeit ungeheure Massen Kartoffeln nebst gewaltigen Lasten Korkeichenrinde verladen werden. Spähen wir suchenden Auges nach einem heimatlichen Schiffe, so belohnt uns ein kleiner, schwarzer Dampfer, der „Cygnus“ aus Flensburg, also ein schwarzer deutscher Schwan. Dort, wo sich der Molo nach Westen umbiegt, genießen wir ein absonderliches und wenn man will algerisches Bild. Durch den Mastenwald über den Segeln der Fischerboote endlose Reihen majestätischer Palmen, welche den Kai begleiten. Links das blendendweiße luxuriöse Palais des königlichen Jachtklubs im maurischen Stil. Über den Palmenwipfeln die Stadt und deren Wahrzeichen, die massigen Stumpftürme und die blaue, goldgerippte, riesige

Azulejoskuppel des Rathauses, sowie auch die mächtige azurne der Kathedrale mit dem Tempeltürmchen als Abschluß, das ebenfalls eine glänzende Mütze glasierter Ziegel trägt. Weiter rechts die einfachen Zwillingstürme von Santa Maria, viereckig ohne Haube. Die Häuser weiß oder auch häufig rot, die neueren mit niedrigem Giebel-dach, die älteren flach, aber schon in geringer Ferne mit dem Felsen verschwimmend. Wie bei Denia beherrscht die Stadt ein Burgberg; aber dieser, der über 300 m hohe Bena-cantil, ist um vieles imponierender mit seinen jähren Schroffen und kolossalen Schutthalden. Hoch oben das Kastell Santa Barbara — fahlgelb wie sein ungeheurer Sockel — verschwindet fast. Nordwestlich sieht man hinter der Stadt noch eine Feste mit prächtigem Rund-turm, nämlich die Ruinen des Castillo San Fernando. Man muß sich nun vorstellen, daß rings in der Runde alles kahl ist. Man gewahrt an den Bergen, so den Abhängen des Castillo, eine schwarze Punktelnung, welche niedrige, in kleinen Rasen oder Polstern wachsende Pflanzen hervor-rufen. Wenn man sich die Mühe macht, ihnen nach-zugehen, entdeckt man handgroße Kissen von *Asteriscus maritimus*, übersät von markstückgroßen, weit geöffneten, dottergelben Blumen, ein zierliches Erdrauchgewächs (*Hypocoum procumbens*), mit zarten, goldenen Blüthen, das seine schlanke Pfahlwurzel wohl einen halben Fuß tief in den Boden ingräbt, die filzige Gottesvergeß (*Ballota hirsuta*) mit halb versteckten purpurnen Blüten-wirteln, gelbe Hauhechel (*Ononis natrix*), silberblättrige, dunkelgelb blühende Melde (*Atriplex glauca*) und blau-rote Flockenblumenstauden mit den feinsten, beinahe haarförmigen Blättern. Alle haben sich in irgendeiner Weise dem Wüstenklima angepaßt, sei es, sich durch dichteste Behaarung, kompakten Wuchs, Verkümmern der Blätter gegen die Ausdünstung wehrend, oder durch tiefgründige Wurzeln. Wer in die Umgebung der Stadt hinauswandelt, wird wohl hin und wieder einen Feigen-baum antreffen, dessen Blätter in der Tagesglut welk herabhängen, Mandelbäume, deren Laub bereits gilbt, in

einem Grunde auch etwas Alfalfa (Luzerne), aber sonst weit und breit nur dürres, gepflügtes Feld, das einer geöffneten Hand gleicht, die den Segen des Himmels erwartet. Mit dieser Trostlosigkeit kontrastiert die überschwengliche Blütenpracht der Ziergewächse. Ich habe Häuschen entdeckt, die doppelt mannshohe Geranien-spaliere in märchenhafte Pracht hüllten, und die kleine Plaza de Ramiro, wo schon die Georginen blühten, war ein Zaubergärtchen.

Wer die Sonne liebt und ein saphirblaues Himmels-gewölbe von wunderbarer Durchsichtigkeit und ein ruhiges, aber nicht träges türkisfarbenes Meer, gehe nach Alicante, dem Lucentum der Römer — wenigstens im Winter — und strecke sich an der Playa aus, wo die Fischer, Erwachsene und Kinder nicht müde werden, hinter kleinen, kunstvoll getakelten Seglern herzuwatet, um Regattas zu veranstalten. Auch das ist Orient, alte Leute vergnügen sich an Spielzeug! Der Sommer dürfte dem Nordländer unerträglich sein. Freilich, der Kastilianer und insbesondere der Madrileño findet ihn hier noch angenehm und verbringt in dem eleganten Alacant einen Teil der Temporada, welche Juni bis September dauert und eine Anzahl Badeanstalten ins Leben ruft. Der vornehme Alicantiner ermannt sich dann erst gegen Abend und genießt die Nacht auf den Promenaden und öffentlichen Plätzen, welche Musik und fröhliches Treiben bis über die 12. Stunde hinaus beleben. — Alicante und elegante sind zwei zu verführerische Reime, als daß sie nicht dutzendweis wiederkehrten, aber mit einer gewissen Berechtigung, denn wer würde der Esplanada de España, dem Paseo de los Mártires, de Gomiz oder der Plaza Isabela II. dieses Beiwort verweigern? Esplanada und Paseos begleiten wohl an 2 km den Kai oder die Playa als wirkliche *Palmenpromenaden* mit der Aussicht auf die hübschen Bäder, den Hafen und das freie Meer und flankiert von stattlichen und aufgeputzten Hotels, Restaurants, Kasinos, Agenturen und Banken. Auch der Platz der Königin Isabella, ein herrlicher Dattelpalmen-

garten mitten in der Stadt und inmitten bestechender moderner Bauten, wie man sie in dem reichen Viertel Barcelonas findet, sucht seinesgleichen. Alicante ist an Promenaden und grünen Plätzen überreich. Selbst im Herzen der Altstadt, wo ein ausgedehnter, durch Platanen gesäumter Perron, der Paseo de Méndez Núñez zum Schlendern und Ruhen einladet, oder das kühle Plätzchen der Konstitution uns durch seinen plätschernden Springbrunnen anlockt.

Da wir nun genug erquickliche Gelegenheiten zum Ausruhen kennen, dürfen wir einen R u n d g a n g wagen. Don Vicente Iborra, unser Patrón, drückte uns einen dünnen spanischen Führer in die Hand, in welchem die Wanderung auf drei Tage (!) verteilt wird und jede Tour mit einem fetten „Gran Hotel Iborra“ anhebt und endigt. Vor unserer Fonda erblicken wir eine Buñueleria, d. i. eine fliegende Bäckerei, wo Ringe aus Mehlteig in Olivenöl sieden. Staunenerregend sind die Riesenkessel und dementsprechend das Ölmeer, in welchem die weißen, festen Ringe untertauchen, um als aufgegangene braune Buñuelos herausgefischt zu werden. Auch in Südamerika, z. B. Chile, liebt man diese Art Krapfen, dort heißen sie Zopaipillas. — Unserem Gasthause vis-à-vis wickelt sich jeden Morgen der sehr belebte Markt ab. Ich versäume es nirgends, den Mercado zu besuchen, man lernt vieles dem Lande Eigentümliche rasch und mühelos kennen. Hier bestaunte ich die Thunfische, deren dunkelrotes Fleisch im Anschnitt verkauft wurde, und sah zum ersten Male Schnüren heimischer Datteln; sie kamen mir aber klein und welk vor. Wie entsetzlich viel Blinde und Augenkranke es gibt! Die meisten hausieren mit Lotterielosen, deren Nummern sie ohne Ermüdung leiernd ausrufen, denn der Spanier ist ungemein abergläubisch und untersucht die Zahlen auf ihre Gewinnchancen; ich denke mir, nach kabbalistischen Gesetzen. Die Losehändler sollen nur durch das Trinkgeld Geschäfte machen. Alacant scheint das gelobte Land ausrufender Verkäufer zu sein. Auch Fische, Krebse, Muscheln und Wasser in

den doppelhenkligen tönernen Cantaros werden ausgeschrien. — Wir betreten zunächst die alte Plaza Alfonso XII. auf der einen Seite mit Lauben, in denen sich Handwerker häuslich eingerichtet haben, Schuster und Alpargatasarbeiter, auf der anderen mit dem Rathaus, einem wuchtigen Renaissancebau aus dem 17. Jahrhundert mit Zutatzen vom Geiste Churrigueras, dessen im Unterbau vier-, im Aufsatz achteckige Ecktürme und Kuppel wir vom Molo sahen. Wir mögen nun das Ayuntamiento durchqueren, um auf die Calle Mayor hinauszutreten, die heiterste und bunteste Geschäftsstraße, welche mich lebhaft an die enge Hauptverkehrsader von Buenos Aires erinnerte. Hunderte von Fähnchen in den gelb und roten Nationalfarben, zahllose bunte, helle Sonnenschirme und phantastische, schillernde und blitzende Fächerauslagen muten morgenländisch an. Mit der Calle Mayor wetteifert die annähernd parallele San Fernando. Wir können den Besuch der nahen Kirche San Nicolás de Bari mühelos anschließen. Ebenfalls aus dem 17. Jahrhundert, aber einfach und würdig ohne barocke Verkleidung, besitzt sie einen ganz aparten Schmuck in ihrer Kuppel von der Form einer ausgehöhlten Apfelsinenhälfte mit wirkungsvoller Kassettierung und hellem Lichteinfall durch das sie krönende Türmchen. Ich würde nun einen Spaziergang nach dem Arrabal Roig vorschlagen, dem Fischerviertel am Südabhange des Bena-cantil mit seinen schmalen, oft nur $2\frac{1}{2}$ —3 m breiten, aber zweistöckigen gelben, blauen oder roten Häuschen mit dem flachen Ziegeldach, vor denen die Jugend sich beim Bocksprung vergnügt — eine der liebsten Übungen der spanischen Knaben — und nach der prächtigen Aussicht über den Fischerhafen aufs Meer von der Plaza Topete. — Die Besteigung des Castillo Santa Barbara, welches noch eine Rolle unter den spanischen Küstenforts spielt, lohnt vornehmlich durch den Blick über die weite, vom Cap Santa Pola und de las Huertas begrenzte Bucht und die wenn auch nicht nach den landläufigen Begriffen schöne, doch höchst eigenartige, wüstenhafte Umgebung der Stadt. Trostlos dürres Land,

Fels und Geröll weit und breit in fahlen, gelben Tinten, die erst in der Ferne mit den Gebirgen in ein stumpfes, bläuliches Bleigrau übergehen.

Die Bewohner Alicantes erinnern an die Valencianer, denen auch ihre Mundart nahesteht. Sie sind wie alle Spanier stolz auf ihre Heimat und natürlich vor allem auf ihre Frauen:

Som fills del poble,
que te les chiques,
com les palmeres
que han junt al moll.

Die Mädchen des Orts,
Alle die kleinen,
Sind wie die Palmen
Am Meeresstrand.

Som molt airoses,
molt reboniques
y fan cuan volen
riure y plorar.

Sie zeigen viel Würde
Und sind wunderhübsch
Und lachen und weinen,
Wann's ihnen paßt.

* * *

Am 27. trat ich via Elche die Reise nach Murcia an. Beim Rückblick auf die Stadt nahm mich noch einmal die Fremdartigkeit des Panoramas gefangen: blauer Himmel, blaues Meer und eine leuchtende Steinwüste. Die Stadt war trotz der geringen Entfernung kaum zu erkennen, derart verschwamm sie mit ihrem Hintergrunde. — Zuweilen tauchten Ruinen verlassener Häuschen auf, umwuchert von Opuntien und hin und wieder ein Feigenbaum. — Santa Pola. Ein Hafenstädtchen, erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts gegründet, aber in nächster Nähe eines althistorischen Platzes, des römischen Ilice nämlich, von dem noch die Reste eines Molo und Aquäduktes und der Stadtmauern vorhanden sind, und von dessen Existenz auch reiche Münzen- und Medaillenfunde Zeugnis ablegten. Gottlob! das Land streift den Saharacharakter wieder mehr und mehr ab: Oliven, Algarrobos und Palmen erscheinen als Herolde einer gesegneten Gegend. Und dann fallen Schatten in unser Abteil, durchblitzt von Sonnenlicht. Links und rechts dichter, tiefer Palmenwald, die Lokomotive pfeift, wir sind in Elche, der Palmenstadt.



Ein P a l m e n w a l d ! Das Herz schlägt höher, und auch wer sich schon in der Welt, und besonders der Heimat der Palmen, umgesehen hat, bleibt nicht ohne Spannung, denn Palmenwälder sind überall eine Seltenheit. Die Palme liebt es vielmehr, sich zu zerstreuen und vorzüglich hier und dort im dichten Urwald aufzuschießen, um dann erwachsen, frei und stolz ihre adelige Krone über ihm, wie im Triumphe, zu erheben. Welch wundervolles Bild der Schattenriß eines tropischen Waldes mit den verlorenen Palmenwipfeln, die über ihm zu schweben scheinen! Nur manchmal an den Ufern eines stillen Wassers scharen sie sich zu einem lieblichen Haine zusammen oder auch am Meeresstrande, den die Kokospalme so sehr bevorzugt. Aber eine gedrängte Gemeinschaft von Tausenden und aber Tausenden schätzt die Palme — und darin ist sie ebenfalls ein aristokratischer Baum — im allgemeinen nicht. Ich hatte richtige Wälder von Palmen bereits in Chile kennengelernt, wo die Honigpalme (*Jubaea spectabilis*) zu Hunderttausenden die Schluchten des zentralen Küstengebirges anfüllt, freilich genau wie in Elche unter der Obhut des Menschen. — Aber was sind unsere deutschen Tannen-, Buchen- oder Eichenwälder anders als Pflanzungen großen Stils?

Der freundliche Bahnhof liegt inmitten von Dattelpalmen (*Phoenix dactylifera*), und wir durchschneiden einen Teil des Waldes auf dem Wege zur Stadt, den wir auf einem hohen Steinperron, mit eleganter Brüstung, Bänken und Statuen geschmückt, zurücklegen. Diese etwas aufgedonnerte Promenade — wahrscheinlich noch mehr als die Palmen der Stolz Elches — nimmt sich trotz der königlichen Bäume links und rechts etwas deplaciert aus, zumal sich gerade hier allerhand recht erbärmliche Baracken zwischen den Palmen eingemistet haben und Seiler ihr Gewerbe in ihrem Schatten betreiben. Da ich beabsichtige, mindestens einen vollen Tag zu bleiben, suchte ich mir zunächst ein Hotel und klopfte in dem mir empfohlenen „de la Confianza“ an. Man empfing mich hartnäckig mit Französisch; kein gutes Vorzeichen, denn

Wirte, die ohne Grund ihre Muttersprache verleugnen, wollen den Fremden als Fremden behandeln und natürlich ausbeuten. Der „Vertrauens“-Mann fordert denn auch 8 Pesetas, für diese Landstadt ein unerhörter Preis. Ich wandte mich darauf in die ältere „Fonda Comercio“, wo ich sehr gut für 7 Pesetas gewohnt und gegessen habe, was übrigens auch noch vielzuviel war. Der Spanier zahlt für das gleiche kaum mehr als 5 Pesetas.

Und dann ohne Säumen mit einem Jungen in den Palmenwald! Der Besucher wird zunächst nach der im Orte selbst gelegenen kleinen Huerta des Pfarrers gebracht, um die Palmera del Cura zu bewundern, eine Abnormität, die offenbar in der Jugend ihren Wipfelschoß verlor und darauf eine Reihe Adventivsprosse trieb, von denen noch 8 vorhanden sind. Die Palme gleicht einem riesigen Bukett unzähliger Wedel und soll 200 Jahre alt sein; männlichen Geschlechts spielt sie, da die übrigen alle weibliche Palmen sind, in dieser priesterlichen Huerta eine unersetzbare Rolle. Sehr viel typischer, malerischer und lehrreicher sind aber die ausgedehnten Huertas vor den Toren, die einem wirklich die Überzeugung geben, im Palmenwalde zu wandeln.

Die Dattelpalmen — palmeras genannt — erreichen durchschnittlich 20 bis 25 m, und wenn auch die meisten der schlanken Stämme kerzengerade zum Himmelsdom streben, neigen sich doch viele gegeneinander, als ob ihre Kronen Zwiesprache pflegen wollten, und nicht wenige schwingen sich in gefälligen Biegungen zum Äther empor. So paaren sich im Dattelpalmenwalde Majestät und Anmut, und man wird so bald nicht müde, dieses Gemisch von kühnem, zielbewußten Aufstreben und graziöser Nonchalance zu bewundern.

Der Palmenwald wirft nicht mehr als einen von viel Sonne durchwirkten Halbschatten, und so gedeihen unter seinem luftigen, hohen Dache Getreide und Gemüse und mancherlei Fruchtbäume. Vor allem der Granatapfel, dessen dunkelrote Blüten hier noch viel wunderbarer als im Orangenhaine glühten. Zurzeit durchleuchteten den

einzigartigen Wald auch große brennendrote Felder, welche den feuerfarbenen blühenden Alazor oder Saflor (*Carthamus tinctorius*), eine afrikanische Pflanze, trugen, dessen Blüten an Stelle des Safrans zum Färben der Speisen benutzt werden, während die Samen als Vogelfutter dienen. Aber das Farbenprächtigste ist das Blau des strahlenden Himmels. Ich glaube, niemals erschien er mir tiefer und unergründlicher als über dem Palmenwalde Elches. Um das Bild zu vervollständigen, darf ich der weißen Häuschen nicht vergessen, welche überall in der Palmenhuerta aufblitzen, ich muß der schwarzen Eidechsen gedenken, die an den Stämmen hinauf und hinab huschen, und des süßen Duftes der gelben Blütenknöpfe der Akazienhecken (*Acacia farnesina*), die sie häufig nebst einem hohen, grüngelb blühenden Tabakstrauche (*Nicotiana glauca*) umhegen.

Die Dattelpalme wächst bei Elche in mehreren hunderttausend Exemplaren und vermehrt sich selbständig durch zum Boden fallende Kerne ohne Zutun des Menschen. Dagegen muß dieser für ihre Bewässerung sorgen, denn sie will „den Fuß im Wasser, das Haupt im Feuer“ haben. Zu diesem Zwecke wurde der Vinalopó, an dessen sommers völlig ausgedörrtem Bette Elche liegt, weit oberhalb der Stadt in ein Sammelbecken abgeleitet, welches den Palmenwald durch eine Anzahl breiter, aber kaum fußtiefer Gräben speist. Auf etwa zehn Palmendamen kommt nur ein Palmherr. Die Dattelpalme gehört also zu den diözischen Gewächsen und überläßt die Bestäubung dem Winde. Man liest öfters, daß die Palmen künstlich durch Leute, welche an den Stämmen hinaufklettern und den Pollen übertragen, befruchtet werden; aber das soll, wie man mir in Elche versicherte, nur ausnahmsweise bei abgesonderten Exemplaren der Fall sein. Die Datteln reifen während der Wintermonate (Oktober bis März), sind aber kaum je von den Reisenden, die sie kosteten, gelobt worden und werden wohl nur im Lande konsumiert. Vielleicht möchte die Kultur der Palmera nur um ihrer Früchte willen nicht sehr lohnen, wenn nicht die als R a m i l l e t e s

zu Ostern verkauften getrockneten und gebleichten Wedel — wir sahen herrliche auf der Rambla Barcelonas! — gut bezahlt würden. Freilich ist ihre Herstellung eine grausame Prozedur, denn schon ein ganzes Jahr vorher wird nach Entfernung der älteren Blätter die Krone einer verurteilten Palme aufgebunden und fest umwickelt, um später aller Zweige bis auf die jugendlichsten beraubt zu werden. Der herrliche Baum sieht nachher wie ein Gespenst aus mit dem kümmerlichen Schopf, dem Reste seiner üppigen Krone. Natürlich braucht er Jahre, um sich wieder zu erholen.

Nachdem der Knabe noch mit affenartiger Geschicklichkeit an einer Palme, die Narben der abgestoßenen Wedel als Stufen benutzend, hinaufgeklettert war, zogen wir uns in den Ort zurück, in dessen Vorstädte der Palmenwald hineinschaut. Und ich meine, das Bild der neugierig in die Straßen der niedrigen weißen Häuschen mit den ganz flachen Dächern hineinlugenden Palmenhäupter ist das Originellste; das verleiht Elche vor allem ein afrikanisches Gesicht und macht die Stadt so unendlich malerisch. Wahrhaftig, Künstler fänden hier manches farbenfrohe und linienreizvolle Sujet. — Am maurischsten dürfte das Viertel San Jeronimo sein, wo die Straßen weiße, niedrige Mauerfluchten mit unregelmäßig verstreuten Türen und sparsamen, des Glases entbehrenden Fenstern begrenzen. In die engen schießschartenartigen Fensterhöhlen pflegen einige rohe Knüppel gemauert zu sein, die Rejas ersetzend. Die etwa frei stehenden Häuschen gleichen Würfeln, welche höher als breit sind. — Wäre nicht Elche die Palmenstadt, so würde ich sie die der Bougainvilleen nennen, denn deren berauschend farbenprächtige Perücken werfen sich überall aus den Gärten über die Mauern zusammen mit überschwenglich blühenden Klettergeranien.

Elche ist eine volkreiche und fleißige Landstadt, wo vor allem die Herstellung der Alpargatas, eine Hausindustrie, blüht und auch Massen von Spazierstöcken aus den Rippen der Palmenwedel fabriziert werden. — Auf

Stadt und Wald genießt man einen schönen Blick vom linken Ufer des Vinalopó, über den eine Steinbrücke mit Heiligenbild und einer Gedenktafel führt, die an die Verheerungen dieses Flusses im Jahre 1751 erinnert, wo der Torrente die Brücke und 42 Häuser mit sich riß. Es eröffnet sich auch die Aussicht in die Campiña: eine grau-gelbe Steinwüste, der Boden von einstmalen tosenden Gewässern durchwühlt, die Felder gepflügt, aber ohne jeden Grashalm. So machen sich die Ziegen an die stacheligen Opuntien; außer einigen Fruchtbäumen beinahe das einzige Grün weit und breit. Welche Wohltat wird hier einmal der stachellose Feigenkaktus des berühmten kalifornischen Pflanzenzüchters werden! Denn so eifrig ich auch nach Pflanzen spähte, eine hohe blaue Statice (ein häufiger Gast unter den Palmen), ein Nachtschattenstrauch mit violetten kleinen Blütentrompeten (*Lycium afrum*) und eine buschige Rutacee (*Peganum harmala*) mit hübschen weißen Buketten waren alles, was ich fand. — Jenseits des tiefen Flußbettes, in dem nicht ein Tropfen Wasser, der Dattelpalmenwald, beherrscht von dem viereckigen Campanile Santa Marias, der mit seinem Zinnenkranze eher einem wehrhaften Bergfried gleicht und ein altes maurisches Castillo mit Türmchen, die wie Bienenkörbe aussehen, und dann das weiße Elche mit glänzenden Azulejoskuppeln und flachen in die Häuser versinkenden Dächern:

Para nacer que cuna tan hermosa!
Para vivir que bello paraiso!
Para gozar sin duda dios te hizo!
Para morir que tumba tan grandiosa!

Kannst du dir eine schöne Wiege denken?
Ein herrlicheres Paradies zum Leben?
Oh, zum Genießen hat dich Gott gegeben! —
In dies erhabne Grab mag man mich senken.

So lautet der Hymnus eines modernen spanischen Dichters über die Stadt der Palmen.

Wir waren den Abend noch lange im Gespräch, einige Stammgäste, meine freundlichen Wirtsleute und meine Wenigkeit, mir zum Gewinst. In Elche gibt es als Trink-

wasser nur das in Zisternen gesammelte Regenwasser. In den meisten Häusern findet sich ein solches Reservoir in Gestalt eines tiefen, zementierten und darum blinden Brunnens, in den das Wasser vom Dache hineinströmt. Es klärt sich dort ab und wird so kühl, daß bereits im Mai Karaffe und Gläser beschlagen. Man windet es empor, und es mundet frisch genossen ganz erquicklich. — O Wunder! Der nächste Morgen (28. Mai) war bewölkt und kühl und brachte sogar einige Regenschauer. Aber mittags lachte schon wieder die Sonne, und es war weder für das Feld noch für die Zisterne etwas herausgekommen.

XIII.

Murcia.

Zum Rio Segura. — „Das Haus vom alten Schrot und Korn.“ — Murcia. — Mit Laken überspannte Straßen. — Traperia und Plateria. — Die Kathedrale. — Meisterwerke Salcillos: In San Miguel. Die Pasos der Ermita. — Glorieta und Parque de Ruiz Hidalgo. — Die Huerta. — Im Hause eines Huerta-Bauern. — Bodenwerte und -ertrag. — Sifones und Nora. — Der Blick vom Malecón. — Fuensata. — Salcillo im Kloster San Jerónimo. — Von Scholaren und Examensnöten. — Jung-Murica. — Alicante—Mallorca. — Ibiza: Sonderbare Brautschau. Atlot und Atlota.

Der Nachmittag fand mich auf dem Wege nach Murcia. Ich reiste mit einem Pfarrer aus Orihuela, der mir aus Elches großen Tagen, jenen der totalen Sonnenfinsternis im Anfang des neuen Jahrhunderts, erzählte, wo die Fondistas 20 Pesetas verlangt haben. Die Geleise bringen uns der Albufera de Elche nahe; rechts sehen wir die Berge der Sierra de la Madera — sie muß einst waldreich gewesen sein, denn madera bedeutet Holz —, dann folgt die Station des Städtchens Crevillente, welches in einiger Entfernung nördlich von der Bahn halb am Hügel liegt und zu Zeiten des Cid eine strategische Rolle gespielt hat. Heute verdankt es seinen weit bekannten Namen der Fabrikation von Teppichen (esteras de cordoncillo), vornehmlich Frauenarbeit, während die Männer mit der Ware ganz Spanien als Hausierer durchschwärmen. Auch die Mehrzahl der vielen Horchateros der Halbinsel soll aus Crevillente stammen. Bis Callosa del Segura hat die Gegend an Fruchtbarkeit zugenommen. Wir begegnen ausgedehnten Weingeländen; Oliven, Johannisbrotbäume und Feigen haben sich vermehrt, und wohin das Auge schweift,



Murcia. Kathedrale.



Salcillo.
Das Gebet im Garten Gethsamane.



Salsillo. Der Judaskuß.

Palmengruppen, von denen zahlreiche mit einer Spitze endigen, die einem zur Überwinterung in Stroh gewickelten Rosenstock gleicht; das sind die zu Ramilletes verdamnten. Aus Callosa del Segura grüßen zwei Welten und Kulturen herüber; eine afrikanisch-moslemische in den fensterlosen, flachen, weißen Häusern, und eine europäisch-christliche in dem gotischen Dome, den die katholischen Könige Anfang des 16. Jahrhunderts in dieses moriskische Örtchen hineinsetzten. — Nunmehr betreten wir abermals eine Huerta, welche vielleicht die valencianische noch an Fruchtbarkeit übertrifft, die von Murcia oder richtiger des Río Segura, dessen Flußgebiet unmittelbar hinter Callosa beginnt. Schon Orihuela, eine größere Stadt mit Bischof und Kathedrale, liegt in einer Weizentrift, deren Ertrag nicht von den Launen des Himmels abhängt. Bereits zu römischen Zeiten, wo sie vielleicht Orcilis geheißen hat, war sie bedeutend, und an die Araber erinnert das maurische Kastell hoch über dem Orte. Die Luzerne erreicht halbe Mannshöhe, der Weizen ist reif zum Mähen. Pinien und Palmen messen sich miteinander an Schönheit und Majestät. Welcher ich den Preis verleihe? Der königlichen Pinie, wenigstens tat ich's in meinen Aufzeichnungen, und der erste Eindruck entscheidet. Wir kreuzen den Segura, und bald nimmt uns ein hoher, isolierter Felskegel gefangen, der sich mitten in dem Fruchtgarten erhebt und die Ruine einer Maurenburg trägt, die aufs innigste mit dem Gestein verwachsen erscheint. Man nennt ihn Monte Agudo, den spitzen Berg, und die Ruinen Castillo de Larache. Alquerías, die Wechselstation für Cartagena, die malerische, aber kahle, wüstenartig öde Gebirgskette, welche Murcia von diesem Hafen trennt, der Turm der murcianischen Kathedrale — Murcia.

Der Bahnhof liegt diesseits des Segura vom Zentrum entfernt, und daher wohl das ironische „Glückliche Reise“ der Hotelbediensteten, als ich ihrem Liebeswerben, im Omnibus Platz zu nehmen, widerstand. Indessen suchte ich mir, den Baedekerschen Plan in der Hand — welche Wohltat, dieses Buch, zumal im Augenblicke der An-

kunft! —, eine passende Elektrische, denn der heiße, halbschwüle Tag hatte mich ermattet, und so fuhr ich unter den Klängen einer Drehorgel und eine Schar tanzender Kinder im Auge die schattigen Paseos Marques de Corbera und Alameda de Colón hinunter, kreuzte den Fluß und mußte dann meinen Weg zu Fuß nach der Calle Principe Alfonso fortsetzen, in der sich das „Hotel Patrón“, von Seefelds Haus von altem Schrot und Korn, befindet. Das war 1876. Damals hieß die Straße de la Traperia — der Spanier tauft seine Straßen und Plätze fortgesetzt um, die neuen Könige, Königinnen, Infanten und Staatsmänner zu ehren —, und das Hotel war eine Fonda und öffnete sich gegen die geringere Parallelstraße Algezares. Das Haus ist das alte, aber der Besitzer hat längst gewechselt, und damit der Geist. Der heutige Gasthof läßt bis auf die Zimmer sehr viel zu wünschen übrig, namentlich hinsichtlich der Verpflegung. Der Inhaber forderte mir zunächst 12 Pesetas ab, worüber ich lachte; wir einigten uns auf ein schönes Straßenzimmer im zweiten Stock auf 8, und nach einigen Tagen bot er mir aus eigener Initiative den 12-Peseten-Salon für den gleichen Preis an und versicherte mir, wenn ich mal wiederkäme, brauchte ich nur 7 zu zahlen. Die Spanier entrichten, wie mir der Wirt später selbst zugestand, 6. Würde sich nicht der „Ober“ meiner erbarmt haben, so hätte ich in dem glänzenden Komedor trotz aller Speisen verhungern können. So aber richtete er mir jeden Tag ein kleines, kaltes Voressen, etwas Salami oder Schinken mit Tomate, Zwiebeln und den von mir sehr geschätzten schwarzen Oliven, die unter dem Namen Cuquillos gehen, eine durch Nachreife erzielte kleinere Sorte der gewöhnlichen grünen Azeitunas, als Beilage her. Noch ein paar Eier und Früchte mußten dann genügen, denn Gemüse gab es nicht, und das Fleisch war ohne jeden Geschmack.

Murcia besitzt eigentlich nur zwei Straßen, unsere und die Plateria. In der Calle Principe Alfonso liegen die Hotels, z. B. auch das kleine, offenbar ganz empfehlenswerte „Nieto“, die Restaurants und das Kasino, für den

vornehmen Murcianer das wichtigste Etablissement, denn dort versitzt er den Tag entweder davor auf dem Asphalt oder drinnen in einem Salon mit großen Spiegelglasfenstern, in dem, wie in einer Stiefelputzerei, an den Längswänden eine Reihe sehr bequemer, erhöhter Sitze entlang läuft, zwischen je zweien ein Spucknapf. In diesen Lehnstühlen hocken die Caballeros, Isisstatuen gleich, wenn sie nicht schlafen oder speisen, die Zigarette und das zierliche Stöckchen in der Hand, und plauschen. Hier durchhecheln sie die Politik und noch lieber ihren Nächsten. Die Restaurationen beleben sich vor den Mahlzeiten, den Stunden der üblichen Aperitivos, und locken dann das Volk der Händler und Straßensjungen an. Natürlich Dutzende mit Losen und Zeitungen und einer Spezialität, der ich nur hier begegnete, den Huevos de Melba, getrockneten Fischeiern oder Roggen, die appetitreizend sein sollen, in der Form eines Johannisbrotes. Auch Hausierer mit Walderdbeeren, um die ein arges Feilschen entstand, waren damals häufig. Aber die Hauptfigur bleibt doch der fliegende Stiefelputzer, der hier nicht allein die Schuhe bearbeitet, sondern nebenbei die verlockendsten Anerbietungen vermittelt und die echt orientalische und sehr geschätzte Rolle des Märchenerzählers spielt. Freilich sind es mindestens keine Kindermärchen, und man wandert mit den Blicken hin und her zwischen den Physiognomien der lüstern aufhorchenden Stutzer und dem Gesichte des kleinen, braunen Burschen, der in ihrer Runde kauert und dessen Augen offenbar nicht verstehen, was die Lippen plappern, denn es sind noch immer Madonnenaugen. Damit die Sonne den Aufenthalt in der Straße tagsüber nicht unmöglich macht, werden schon früh am Morgen in der Höhe der obersten Stockwerke riesige weiße Laken ausgespannt, so daß man unter einem Zeltdache wandelt. Den gleichen Schutz genießt man in der Calle Plateria, der Hauptgeschäftsader.

Murcia ist, verglichen mit Valencia und selbst Alicante, eine ruhige Stadt; die Straßenmusik beinahe verschwunden und, abgesehen von den beiden beschriebenen Calles,

Landstadt, arm an Plätzen und hervorragenden Bauten. Nur die Kathedrale dürfte als wirklich großartig und reich an Schönheiten zu den hervorragenden Bauwerken Spaniens zählen. Am nördlichen Ausgang der Prinz-Alfons-Straße erhebt sich dieses stolze Monument spätmittelalterlicher Baukunst zwischen den winzigen Plazas Amores und Belluga, wie so zahlreiche Kirchen der Halbinsel im gotischen Stil begonnen und aufgeführt und später, im 18. Jahrhundert, mit Rokoko verbrämt. Das Portal der Apostel ist desselben Geistes wie die Tore der Lonja: die eigentümlich in die Kreuzblume hinaufgeschweifte äußere Bogenrippe, die Kriechblumen, welche sie zieren, der zur Renaissance überleitende Rahmen mit den schlanken Seitenfeilern, die hier noch ein zierliches Stab- und Maßwerkrelief füllt, wecken Erinnerungen an Valencias köstliche Börse. Ein völlig anderes, ein pompöses Bild präsentiert die der Plaza Kardinal Belluga zugekehrte Fassade, aber sie wirkt glänzend und edel zugleich, denn es ist ein vornehmes Rokoko, der Überladung bar, durch das sie spricht. Eine Muschel mit der Himmelskönigin krönt den etwas zurückfliehenden Portalbau, die Heiligen schmücken in ruhiger Haltung Nischen kannelierter, korinthischer Säulen, und der leicht gerundete Giebel schließt einen Etagenbau ab, in den sich die breite, dreitorige Fassade verjüngt. Auch der stattliche Glockenturm zur Linken, vom Kardinal Matthias Lange, einem Deutschen, vollendet, zeigt geschmackvolle, reliefartige Verzierungen, sei es in Gestalt von Pilastern oder Fensterrahmen und Gesimsen. Er besitzt zwei Galerien, vier spitze, azulejosgedeckte Ecktürmchen und eine Fliesenkuppel, über die sich noch ein luftiges Säulentempelchen, die Laterne, hinausreckt. Das Innere des Domes ist dreischiffig, mit Kapellen an den Langseiten und Choreinbau. Unter den Kapellen zeichnet sich eine durch ihren verschwenderischen Skulpturenschmuck aus. Als Himmel überwölbt sie ein riesiger Blumenkelch aus zehn Kronblättern, gegen die das Licht durch sieben gotische Doppelfenster fällt. Vier prachtvolle Portale öffnen sich in Nischen mit lieblichster Bildhauer-

arbeit. Wir bestaunen die wundervollsten Laubgewinde. Die Kanzel ist ein eigentümlicher, grottenartiger Balkon, und in halber Höhe überrascht noch ein zweiter Nischenkranz, wiederum mit phantastischen Steinbildwerken, gegen die man hinaufsieht. Der Eingang zu dieser reichen Kapelle schwelgt im herrlichsten Steinfiligran.

Murcia darf sich eines einzigartigen Kunstbesitzes rühmen, der Statuen des Francisco Salcillo (Zarcillo), welcher als Sohn eines zugewanderten Neapolitaners dort geboren wurde und sein Leben, das in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts fällt, in ihrem Dienste verbrachte. Es sind Bildwerke aus Holz und das Packendste und Unvergeßlichste, was ich an Kunstwerken auf meiner Reise gesehen habe. Den Hauptschatz umschließt die Ermita de Jesus, ein Kleinod birgt auch die Kirche San Miguel. Wir können beide auf demselben Wege besuchen. — Unserer Straße in nördlicher Richtung folgend, gelangen wir über die Plaza de Romea in die Calle de las Capuchinas und dann mit wenigen Schritten zu dem Heiligtum, in welchem uns ein freundliches Küsterpaar geleitet und Aufschluß erteilt. Wir werden zum Hauptaltar geführt, über dem „Glaube“, „Hoffnung“ und „Barmherzigkeit“ auf Wolken mit fünf schwebenden Engeln thronen, bemalte Figuren, leider bei einem Zusammenbruch des Daches beschädigt, aber geschickt restauriert, die den Stempel der Meisterschaft tragen und trotz des kühlen Objektes durch die feinen Gesichtszüge und die Schlichtheit und Harmonie des Ganzen gefangennehmen. In einem Schreine zeigt man uns die Statuette des über den Satan triumphierenden Erzengels Michael. Ein Fuß ruht auf der Brust des Überwundenen. Das Bildwerk besitzt sehr viel Leben und bereitet uns auf die Salcillos der Ermita vor. Diese gliedert sich der Kirche San Andrés an, und beide sind die hervorstechendsten Gebäude der Plaza des heiligen Augustin, des Fleisch-, Gemüse- und Früchtemarktes. Die Erlaubnis zum Besuch erteilte der Pfarrer, dessen Verwandte oder Magd mir die Rotunde öffnete, in deren äüße-

rem Umgange die Pasos in getrennten Verschlägen ausruhen.

Pasos oder, wie man in Südamerika sagt, Andas — von pasear resp. andar, spazieren, gehen — sind figurenreiche Szenen aus der Heiligen Geschichte, welche eine oft enorme, tragbare Bühne bevölkern und bei öffentlichen Prozessionen mitgeführt werden, ihren Glanz erheblich steigernd. Die Pasos Salcillos bringen Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi und zeigen sich in jeder Karwoche dem Volk von Murcia im feierlichen Zuge von Priestern und Gläubigen. Freilich erheben sich die Werke dieses Meisters unendlich hoch über das gewöhnliche Maß solcher Darstellungen durch Lebenswahrheit und ergreifenden Ausdruck. — Wir begannen mit dem Abendmahle. Nicht in der Anordnung Leonardo da Vincis. Jesus sitzt an der Schmalseite des Tisches. Johannes ruht an seinem Herzen. Es ist der bewegte Augenblick: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Einer von euch wird mich verraten.“ Und wie das Wort zündete, wie alle sich zum Herrn wandten, mit den Gesichtern, mit den Händen fragend: „Herr, wer ist's?“ Und der es war, sitzt entfernt an einem Ende der Tafel mit halb abgewandtem Antlitz und unsicheren Augen, eine Hand ins Gewand gekrallt und die andere ratlos ausgestreckt, aber nicht zum Heiland. — Der Judaskuß. Der Verräter hat sich an den Herrn gedrängt, er umschlingt ihm die Hüften und preßt die Lippen an seine Wange, und Jesus läßt es sich gefallen mit kühler, hoheitsvoller Miene, als ob es sich um die Erfüllung von etwas Unabwendbarem, in seinem Leidenswege von Anbeginn Vorgesehenem handle. — Und dann das hinreißende Gebet am Ölberg. „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ — „Es erschien ihm aber ein Engel vom Himmel und stärkte ihn. Und es kam, daß er mit dem Tode rang . . .“ Das ist der Christus Salcillos, der auf den Knien zusammengebrochene, dem die Hände müde in den Schoß geglitten sind, dem der Tod die Stirn gezeichnet hat. Aber ein Engel steht hinter ihm, die Linke

bereit, sein Haupt zu stützen, und mit der Rechten zum Himmel deutend, in dem Knaben-Jüngling-Gesichte ernstes, inniges Vertrauen. — Wie grausam realistisch der Zusammenbruch unter dem Kreuze! Der rohe, beinahe nackte, ingrimmige Henker, welcher den Herrn am Haare — noch von der Dornenkrone umschlungen — zerrt und die nägelgespickte Keule über dem feinen Haupte schwingt. Die Verzweiflung im Antlitz des Erlösers! Der halb geöffnete Mund scheint zu hauchen: „Ich will ja, aber ich kann nicht mehr!“ Und das Mitleid in den Gesichtern der eisengepanzerten Kriegsknechte! — Die Passionsfiguren Salcillos werden auf unbefangene Gemüter einen gewaltigen Eindruck ausüben und auch den Ästhetiker nicht loslassen, trotzdem der Erlöser in der Caída (Zusammenbruch) natürliches Haar besitzt und ein graulila, goldgesticktes Gewand trägt und beim Gebet im Garten Gethsemane gar in einen roten Samtmantel mit phantastischen Goldblumen gehüllt ist.

Der ausgedehnte, breite Streifen der Mittelmeerküste, welchen wir von der Provence bis zum afrikanischen Spanien durchwanderten, hat manches gemeinsam: den Dialekt, trotz aller Variationen, die limousinische Mundart, den Stieglitz als beliebtesten Hausgenossen und die Platane als geschätztesten Promenaden- und Alleebaum. Auch in den Arrabales Murcias zwitschert vor manchem Hause der buntgefiederte Gesell uns einen fröhlichen Gruß entgegen; und schlendern wir in die Anlagen hinaus, welche dem Rio Segura folgen, finden wir die Plátanos wieder, denn ihr Blätterdach ist dicht genug für den kühlestn Schatten, aber zugleich luftig und von Ungeziefer gemieden. Bei Murcia sind auch die weißen Alamos, die Silberpappeln, häufig, deren Laub, vom Wind bewegt, bald wie Malachit, bald wie Silber schimmert. Die öffentlichen Gärten beginnen mit der Glorieta, wo sich das Volk in den Nächten des Hochsommers an Konzerten ergötzt, und setzen sich in dem Parque de Ruiz Hidalgo am Flusse fort,

der hier wirklich Wasser hat, grünes sogar, und von hohem Schilf umhegt wird. In den Böschungen der Ufer aber erblicken wir Höhlen, menschliche Wohnungen, und zwar für ein dunkles, zigeunerhaftes Volk. Ich wanderte den Weg eines Tages weiter, bis die Stadt verschwand, und an anderen Tagen durchstriefte ich die Gegend jenseits des Flusses oft stundenlang, die Zeit vergessend, denn die Huerta, durch die ich wandelte, bot immer Neues. Am 1. Juni sah ich den Weizenschnittern zu und den Knaben, welche die reifen Peretas, kleine Birnen, einheimsten, und fand die Maulbeerbäume im zweiten Laubschmuck, den die Hirten für ihre Ziegen räuberten. Die Zwergbohnen hingen voller Schoten. Die vielen Feigenbäume, deren Kronen nirgends üppiger sein können, zeitigten die erste Ernte, die großen, blauschwarzen Früchte. Ein paar Monate später spenden sie eine zweite von kleineren, grünen. Die Huerta von Murcia bietet häufig andere Bilder als die valencianische. Man sieht mehr Orangen als dort und ausgedehntere Weizenfelder. Überall recken sich die höchsten Palmen zum Äther, freilich oft entstellt wegen der Ramilletes, sei es, daß sie sich in der Bleiche befinden, sei es, daß sie vor ein, zwei Jahren geerntet wurden und der Stamm eher eine Art Helmzier statt seiner königlichen Krone trägt.

En la huerta de Murcia
por un chaviquio
se llena la montera¹
de pimentigio.

In Murcias Huerta
Für einen Chaviquio²
Füllt man die Mütze
Mit rotem Pfeffer.

Schade nur, daß der Segen nicht völlig denen, welche die Huerta pflegen, zugute kommt, sondern mit jenen vornehmen Nichtstuern im Kasino geteilt werden muß. — Die weißen, würfelförmigen, fensterlosen Häuschen, die in die Huerta eingestreut sind, gehören in der Regel nur Pächtern. Wie lieblich sie sich ausnehmen unter den prächtigen Feigenbäumen mit der Parra, der Weinlaube und dem Backofen! Und gar innen! Der Tür gegenüber die

¹ Murcianische Samtmütze.

² Alte Münze von 1,5 Cmos.

Madonna im Glasschrank, eine Puppe im bunten, steifen Kleide. Links und rechts eine Vitrine mit Porzellan, an den Wänden das Kupfergeschirr, der Stolz des Hauses, blitzblanke Töpfe und Kasserollen und zu ebener Erde drei große Tinajas, Tonkrüge, mit Flußwasser, das zum Trinken dient, die Öffnungen mit schneeweißen, gestickten Servietten bedeckt. Freilich kann von einer Aussaugung und Bedrückung nach italienischem Muster, wie schon der an ihrem Heim ersichtliche Wohlstand der Huertabewohner lehrt, nicht die Rede sein. Sonntags vergnügt sich die Jungmannschaft am Juego a los bolos, einem Werfen mit mäßig großen Kugeln nach neun in einer Reihe aufgepflanzten Kegeln.

Es interessierte mich, zu erfahren, was der Boden hier wohl wert sei. Man rechnet nach Tahullas. Die Tahulla mißt 40 Quadratvaras, also 33,4 qm, und steht im Preise von 1000 bis 1500 Pesetas. Mit 3 bis 4 Tahullas soll eine Bauernfamilie ihr Leben fristen können; das hieße also mit 1 bis 1½ Ar Ackerland. Eine Besizung umfaßt selten mehr als 20 Tahullas. Der Boden trägt das ganze Jahr hindurch. Die Luzerne erlaubt 15 und mehr Schnitte. Natürlich darf man nicht an Dünger sparen, und so hat der Chilesalpeter hier wie in Valencia Eingang gefunden. Aber die Hauptsache sind Sonne und Wasser. Die Huerta durchziehen ganz gewaltige Kanäle, deren Strom überallhin verteilt und, wenn nötig, gehoben wird. Die Mauren, wahre Genies in künstlichen Bewässerungsanlagen, konnten kein Hindernis. Dicht bei Murcia kreuzt eine Acequia den Segurafluß, aber nicht mittels einer oberirdischen Leitung, sondern unter dem Flußbette in gemauertem Steinkanale, welcher dem Gesetz der kommunizierenden Röhren entspricht. Man sieht an den beiden Ufern den mit einem dachförmigen Steindeckel geschlossenen Wasserschacht, in welchen das Wasser hinabsinkt bzw. emporsteigt. Die Schächte werden Sifones genannt. — Oder man trifft auf selbsttätige Schöpfräder riesigen Umfanges. Z. B. unfern von Lanllola, an der Straße nach Alcantarilla, existiert eines von beinahe dreifacher Mannshöhe, das,

vom Wasser getrieben, zugleich Wasser hebt. Es ist dieses ein unterschlächtiges Rad, welches in den verdickten Felgen einer Seite Hohlräume enthält, die sich in dem Kanal, der das Rad stößt, mit Wassern füllen und in einen etwa 5 m höheren Graben entleeren. Solch sinnreiches Rad heißt *Nora*. — Die Huerta kann man heutigestags ruhig durchstreifen, aber noch vor einigen Jahren hätte man, wie mir mein Wirt sagte, eine einzelne Person mit Steinwürfen verfolgt. Tatsächlich sind die Burschen, und besonders die Ziegenhirten, welche ihre Herden die Flußdämme und Böschungen abweiden lassen, alle mit Schleudern versehen, die sie meisterlich handhaben; auch begegnen einem häufig Scharen von „Golfos“, vagabondierenden Knaben, die auf den Fruchtediebstahl ausziehen.

Man darf nun nicht glauben, daß ich während der acht Tage, die ich in Murcia verbrachte, immer Sonnenschein gehabt hätte. Öfters bezog sich der Himmel, und es setzte ein unheimlich trockener Südwind ein, der gelegentlich sturmartig wütete. Dann erschienen die fernerer Gebirge wie in silberne Gaze gehüllt, der Horizont weißblau, und einzelne, schwere, bleifarbene Wolken drohten wie gewitterschwanger. Indes folgten weder Blitze noch Regen. Der Atem verging einem an solchen Tagen, die etwas Gespenstisches an sich hatten und für die Huerta überaus verderblich waren.

Man soll das Beste aufsparen! Das tat ich, da ich den Leser noch nicht über den Arenal, wo die Tartanas halten und das Landvolk ausspannt, und die Plaza San Francisco mit etlichen Jahrmarktsbuden auf den *Malecón* führte, den zur Promenade gestalteten Damm, welcher die Stadt vor dem Rio Segura schützt. Wenn Karl Justi in seiner meisterhaften kunstgeschichtlichen Einführung zum Baedeker sagt, die Werke Zarcillos allein lohnten eine Reise nach Murcia, so möchte ich allen Naturfreunden zuzurufen, daß von der Aussicht vom Malecón dasselbe gilt, denn der Blick durch die Zypressen und die Laubschleier

der australischen Akazien des Jardin de Floricultura zum Turm der Kathedrale und über die flachen, weißen, maurischen Häuser der westlichen Vorstadt hinweg, zwischen denen himmelhohe Palmen mit majestätischen, unverkümmerten Kronen leicht sich wiegen, zu den blauen Kuppeln von San Antonio oder zum Arrabal jenseits der Brücke, der ganz und gar dem Orient zu entstammen scheint, mit den unzähligen Palmenwipfeln der Huerta im Hintergrunde, ist einzigartig bezaubernd. Bei Murcia verbinden sich Zypressen und Palmen zu wundervollen Gruppen, und fern umschließt das Bild ein Rahmen vielgestaltiger Gebirge, die gerade, weil sie kahl sind, sich in alle denkbaren Färbungen kleiden. Im Osten die Sierra de Columbares und der Mirabete, wo sich der Revolutionär Antonete Galves verborgen hielt, gegen Süden die Cresta del Gallo, das Hahnenkammgebirge — sein gezackter Scheitel rechtfertigt diesen Namen —, ferner die überaus malerische Sierra de la Fuensanta mit den Klöstern Pinada de la Luz und der Pilgerkirche zum heiligen Quell, und schließlich die Puerta de la Cadena, der Paß nach Cartagena, welcher durch einen auffallenden stumpfen Bergkegel bewacht wird, den einst ein Castillo befestigte. Im Nordwesten die Montaña Ricote und Sierra de la Pila, und im Westen am entferntesten die Berge, an denen man auf der Fahrt nach Lorca vorüberkommt.

Von den Bergketten dürfte unstreitig die malerische und imposante *F u e n s a n t a* den Schauenden am meisten fesseln und ihn schließlich zu einem Besuche überreden. Und so erging es auch mir. Am Morgen des 4. Juni — er war heiß, aber klar und windstill — nahm ich mir am Arenal für wenige Peseten ein zweirädriges Wägelchen und ließ mich nach der Gnadenkirche Fuensanta in kaum halber Höhe des Gebirges kutschieren. Es geht über die Brücke an dem nachts prächtig erleuchteten Bilde der Virjen de los Peligros, der Jungfrau gegen Überschwemmungsnöte, vorüber durch die Bahnhofsvorstadt und dann in die Huerta. Im Schilf der Gräben sahen wir die ockerfarbenen Blütenquasten der mannshohen Wiesen-

raute (*Thalictrum flavum*), von Valencia bis Murcia eine ständige Begleiterin der Acequien und vom Volke zu einem heilkräftigen Tee verwendet. Am Fuße des Berges verschwand der Teppich der Huerta, und nur Oliven, Algarrobos und Feigenkaktus umhegten die gelben Ortschaften Alberca und Algezares, deren Häuser, aus rohen Steinen, Grus und Schlamm zusammengebackt, ohne einen Anstrich aus dem Erdreich herauswachsen. Die glaslose Fensterhöhle beschirmen zwei oder drei vermauerte rohe, unförmige Knüppel. Die Kirche mit den Zwillingstürmen nimmt ein söllerartiges Plateau ein, dessen terrassierte Abhänge mit Ölbäumen bepflanzt sind, unter welchen zurzeit Sandnelken, Sonnenröschen (*Helianthemum pilosum*), auffallend großblütige, gelbe, weißfilzige Labiaten (*Phlomis*), ein sehr zarter, duftiger, honigfarbener Doldenblütler (*Ferula viscosa*) und natürlich die gelbe spanische Distel (*Scolymus hispanicus*) blühen. Der heilige Quell war versiegt, aber bei der Wallfahrtskirche lud eine Steinbank zwischen zwei Johannisbrotbäumen zum Rasten und Ausblick ins weite Land. Welch befremdender Kontrast, diese nackten, bizarr geformten Gebirge, die wie aus Laven, Aschen und bunten Sanden aufgebaut erscheinen, und jene herrliche, unermessliche Huerta! Eine üppige Oase, ein von gelbem Weizen durchleuchteter Wald von Fruchtbäumen, in dem Murcia bis auf den graziösen Kampanile der Kathedrale verschwindet! Wir sehen den Monte Agudo, mit dem hellen Örtchen ihm zu Füßen, die Sierra de la Pila und Montaña Ricote, wie mich ein Sakristan belehrte. Das nahe Kloster der Pinada de la Luz, nach dem manche auch den Berg benennen, tritt hervor, sobald man noch ein wenig höher zu einer mit Pinien gefüllten Schlucht ansteigt. — Die Mönche und ihre Schüler dort versorgen ganz Murcia mit Besen.

Am Tage vorher hatte ich einen Ausflug zum Convente San Jerónimo unternommen, wo ein Bildnis dieses Heiligen von Salcillo gezeigt wird. Ich benutzte die Elektrische nach dem Städtchen Alcantarilla. Bis zum Caserio Lanlola führt eine dicht besiedelte, von hohen

Platanen beschattete Straße; dann strebte ich durchs Feld der Ortschaft Jabali Viejo zu, welche am Rande der Huerta liegt, aber schon so gelb und ausgebrannt aussieht wie der dürre Felsboden, auf dem sie sich erhebt. Man kreuzt vorher den Rio Segura und kommt an einigen lieblichen, wohlhabenden Ansiedelungen und reizenden, ganz in Rittersporn und Malven gebetteten Häuschen vorbei, sich wiederum an der bestrickenden Üppigkeit der Huerta erfreuend. Aber sowie das Terrain etwas ansteigt, sobald wir die Schwielen gleichenden Ausläufer der Hügel betreten, ist die reiche Vegetation mit einem Schlage verschwunden, und nur die Olive gedeiht. Auch das Kloster, heute im Besitz der Jesuiten, liegt inmitten von Ölbäumen, die kaum Schatten spenden, so daß ich nach der etwa ein- einhalbstündigen Wanderung die Klosterkühle wie ein erfrischendes Getränk empfand. Ein Priester, der mit ein wenig Deutsch paradierte, geleitete mich zu dem in einer Seitenkapelle unter Glas an sehr dunkler Stelle geborgenen Kunstwerke. Salcillo stellte den Heiligen als einen aszetischen, überhageren Greis lebensgroß in ekstatischer Betrachtung des gekreuzigten Erlösers angesichts eines Totenschädels dar. Jedes Wort zu seinem Ruhme würde mir schief vorkommen. Auf dem Heimwege sah ich das riesige, selbsttätige Schöpfrad La Nora.

* *

Inzwischen belebte sich unser Hotel. Die größeren Zimmer waren in Schlafsäle umgewandelt worden, denn die Scholaren „Estudiantes“ hielten, wie jedes Jahr, mit dem Juni ihren Einzug in Murcia. Knaben und Jünglinge von 12 bis 20 aus der Provinz, welche in der Hauptstadt vor einem hohen Schulrat ihr alljährliches Schlußexamen ablegen sollten. In Spanien herrscht die mir aus Chile vertraute Regelung des höheren Unterrichtswesens, welche den Privatanstalten weitesten Spielraum gewährt, aber eine gewisse staatliche Aufsicht durch Jahresexamina, richtiger Versetzungsprüfungen, vor einer von der Regierung ernannten Kommission sichert. Die jungen Herrchen langten vielfach, von ihren Lehrern begleitet, truppweis an.

Manche brachte der Vater in höchsteigener Person oder ein Verwandter, oder es hatte sich sogar die Mutter aufgemacht. So führte eine brave Doña drei stattliche Söhne zur Schlachtbank; sie trug trotz der Hitze Schwarz, ob aus Vorsicht? Viele kamen aber auch allein, wie denn die spanische Jugend früher selbständig wird, als die unsere und sich besser zu lenken weiß. Seltsam: die Mißerfolge, welche die jungen Leute errangen, malten sich viel deutlicher in den Gesichtern ihrer Tutoren, von denen sich manche jeden Tag stärker verdüsterten. Vor allem bewahrte das heranwachsende Geschlecht in jeder Lage einen vorzüglichen Appetit, während es mit den auch ihm verschwenderisch vorgesetzten Weinflaschen überaus maßvoll umging. — Ich habe mich da öfters besonnen, wie wir das wohl früher so als Sekundaner gehandhabt hätten, wenn wir mutterseelenallein an solch rebensaftbeschwerte Tafel verbannt worden wären? — Und wie sieht Jungmurcia aus? Es sind frische Jungen mit ein wenig bräunlichem Teint, der aber das Wangenrot nicht verdeckt. Die Stirn mäßig hoch, die dunklen, dichten, aber schmalen und wenig gewölbten Brauen klaffen, die Nasenwurzel frei lassend. Die großen Augen sind etwas mandelförmig geschnitten, natürlich tiefbraun bis schwarz; die zierliche, gerade Nase allenfalls griechisch, aber niemals hebräisch. Der Mund ist klein, und die Lippen sind frisch und hübsch gebildet. Das Gesicht leidet keineswegs unter der leichten Prognathie, welche vorherrscht. Die Burschen sind lebhaft und natürlich, weder scheu noch zudringlich, die manierlichsten Esser und leidenschaftliche Verehrer des Kinos. — Das murcianische Volk gilt als rückständig und leichtlebig, aber unverdorben, während in den höheren Sphären viel Korruption herrschen soll, und auch zu den Behörden und Gerichten niemand rechtes Zutrauen hat. Ein Sprichwort sagt:

„Mata al rey
y vete a Murcia!“

„Töte den König
und fliehe nach Murcia!“

Das läßt tief blicken.

Am 5. Juni benutzte ich den Nachmittagszug zur Rückkehr nach Alicante. Inzwischen war die Reisesaison hereingebrochen, die Kupees beherbergten ganze Familien nebst Amme und Zubehör, und in Alicante hatte man die Bäder eröffnet. Da sich der Spanier aber nur in annähernd kochendem Wasser badet, kann man sich die Hitze vorstellen, und man wird es mir nicht verübeln, wenn ich so bald als möglich der Glut der gelben Felsenwüste zu entrinnen trachtete.

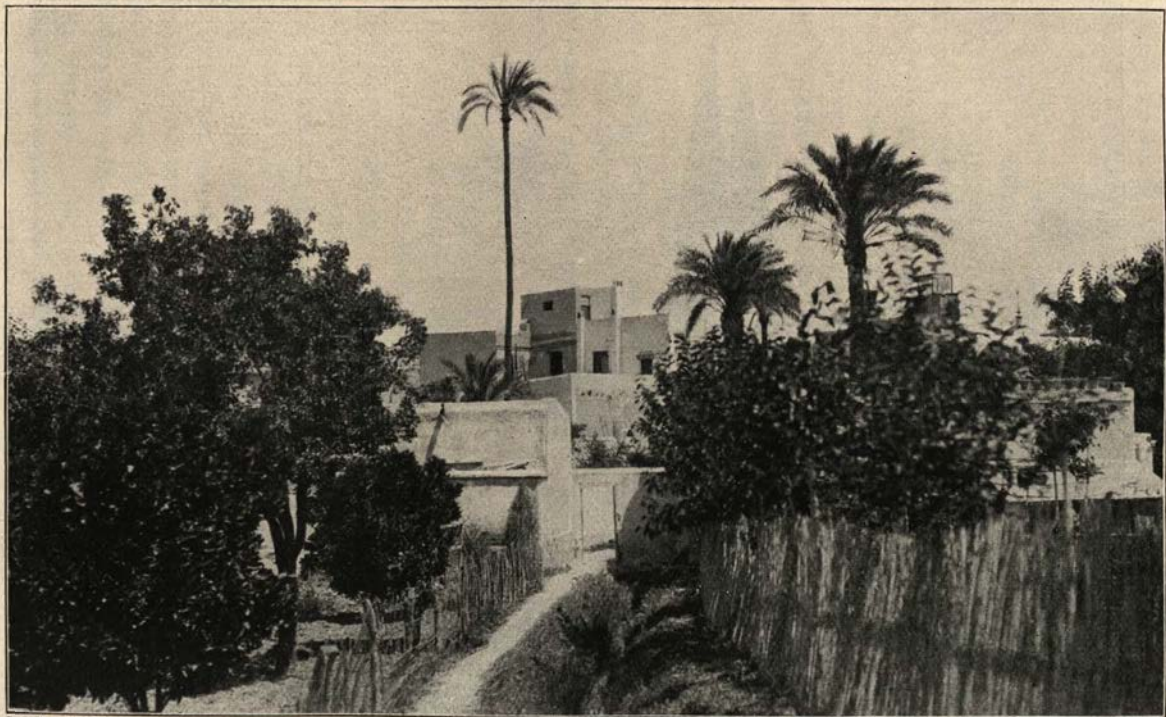
Am Sonntagmittag (9. Juni), genau um 12, schlug die glückliche Stunde, die mir wie eine Erlösung vorkam, als der schneeweiße Dampfer „Cataluña“ der Isleña Marítima vom Kai abstieß, um über Ibiza nach Palma, der Hauptstadt der Insel Mallorca, zu fahren. Also über die größere Pityuse ging's nach der größten Baleare. Der Dampfer folgt zunächst der Küste. Die Gebirge hinter Alicante, Kap Volta mit Pharus, das Küstenstädtchen Altea, die Felseninsel Jibaltare, die imponierende, pittoreske Küstenkordillere, vor allem die auffallenden Konturen des Cuchillada de Roldan genannten Gebirgshauptes, die Kaps San Martin und de la Náo — das am weitesten vorgestreckte — und endlich San Antonio am Fuß des Montgó bei Denia boten bis Sonnenuntergang Unterhaltung. Als dann wendet sich der Dampfer nach Osten, um die Meerenge zwischen Formentera und Ibiza zu passieren. — Unsere „Cataluña“ steht mit 1200 Tonnen an fünfter Stelle im Schiffspark der Kompagnie, die den Verkehr mit den Inseln vermittelt, welche die Spanier in ihrer Gesamtheit, Ibiza und Formentera einschließend, als Balearen bezeichnen. Menorca indes wird durch eine andere Gesellschaft sowohl mit Mallorca als dem Festlande in Verkehr gesetzt. Es sei erwähnt, daß die Isleña Marítima die Balearen nicht allein mit Barcelona, Valencia und Alicante verbindet, sondern sogar mit Marseille und Algier. Der erlegte Fahrpreis von Alicante nach Palma, 25 Pesetas I. Kajüte, schließt die Verpflegung nicht in sich ein, indessen kann man für Geld und gute Worte ein bescheidenes Mahl an Bord bekommen.

Die Nacht war so klar, daß wir nicht allein die Umrisse der Insel *Ibiza*, sondern sogar ihre Wälder erkennen konnten, und die weiße Stadt selbst, die sich amphitheatralisch aufbaut und von einem hohen, steilen Fels, den die Kathedrale krönt, beherrscht wird, im Scheine der Hafenlichter beinahe so deutlich wie bei Tage vor uns sahen. *Ibiza* wird von den Bewohnern *Mallorca*s durch ein mitleidiges Achselzucken abgetan, weil sich auf dieser Insel seltsame Sitten erhalten haben, die den Keim zu blutigen Händeln in sich tragen. Das gilt vornehmlich von der Art der Brautwerbung. Kommt ein junges Mädchen, eine *Atlota*, ins heiratsfähige Alter, so nähern sich ihr junge Leute, *Atlots*, und bitten um *Relaciones*, d. h. Verkehr. Diesen gewährt die Jungfrau nun nicht nur einem, sondern in liberalster Weise etwa so vielen, als ihn wünschen. So bewerben sich manchmal bis zu fünf oder sechs Jünglinge gleichzeitig um die Gunst einer Schönen, und damit die Liebhaber nicht vorzeitig aneinanderprallen, wird jedem eine besondere Empfangsstunde Sonn- und festtags gesichert. Einer löst den anderen im elterlichen Hause der Angebeteten ab. Das geht so Monate oder Jahre, bis endlich ein *Atlot* den Sieg über das Herz der *Doncella* davonträgt und sie heiratet — wenn er nicht vorher von den verschmähten Nebenbuhlern erstochen wird. Auf der Insel *Ibiza* sollen die blutigen Raufereien wie nirgends auf spanischer Erde an der Tagesordnung sein; schon das vierzehnjährige Bürschlein geht mit dem Dolche im Gürtel. Ich machte in *Palma* die Bekanntschaft eines Advokaten von dort, der jenen Brauch mit seinem Gefolge lebensgefährlicher Scharmützel nicht leugnete und ihn durch die eigentümlichen Verhältnisse erklärte, vor allem den Mangel an irgendwelchen Zerstreungen. Die verhältnismäßig große Insel (sie steht *Menorca* wenig nach) besitzt nur drei Ortschaften, im übrigen lebt die Bevölkerung in vereinsamten Gehöften und kann sich nicht einmal an den Genüssen der bescheidensten *Osteria* erfreuen. — Der Fremde soll auf der Insel gern gesehen sein und nichts zu befürchten haben. Auch Vergehen gegen das Eigentum kämen kaum vor, versicherte mir der



Verf. phot.

Murcia. La Huerta.



Verf. phot.

Ein Blick auf Murcia.

Herr Rechtsanwalt, und niemandem fiele es ein, nachts seine Tür zu verschließen. Desgleichen rühmte er die Gastfreundschaft des Landvolkes und sein Festhalten an den alten Trachten. In der Tat, ich habe Bilder iberischer Frauen in prächtigen Staatsroben gesehen. Die Insel besitzt zahlreiche Funde aus römischer Zeit, die zu einem Museum vereinigt wurden, darunter die karthagische Venus, die Büste einer Frau mit schwerem, in die Stirn und auf die Schultern fallenden Kopftuch. Landschaftlich dürfte die fruchtbare Insel mit Mallorca wetteifern; sie ist reicher an Palmen, welche namentlich um die malerischen Schöpfträder liebliche Gruppen bilden.

Wir bekamen Zuwachs durch Studenten und deren Beschützer, die nach Palma zum Examen wollten, und es entstand eine lebhafte Diskussion um die Kabinen. Gottlob, ich behauptete die meine für mich allein. Die Ausfahrt hielt mich noch am Oberdeck, aber als die Leuchfeuer von Ibiza und Formentera verschwanden, zog ich mich in meine unverschließ- und unverriegelbare Kegnate zurück, mich der landesüblichen, so warm belobten Ehrlichkeit anbefahlend.

Mallorca.

XIV.

Palma.

Einfahrt in die Bai von Palma. — Eine gemütliche Fonda. — La Seo, die Unvergleichliche. — Almudaina. — Lonja. — San Francisco: Grabmal des Raimundo Lulio. — Kreuzgang. — Das altkatalonische Haus. — Le Beata Catalina Tomás. — In der Plateria. — Paseo del Borne. — Zum Muelle. — Ein köstlicher Blick. — Der Mercado. — Von Garbanzos und Fleischpreisen. — Komplizierte Rechnerei. — 5-Cent-Cafés. — Vom Landvolk. — Das Mallorquin. — „Alsa ets nys clavell daurat . . .“ — Kirchenfeste und Prozessionen. — Peter und Paul. — Tanz in Marratxi. — Der Tag San Cristóbal. — Das Hühnerstechen zu Ehren der Beata Tomasa. — Stierkämpfe mit Feuer. — „Wie die Alten sangen . . .“ — Der letzte Gang.

Eine Landung in der Morgenfrühe eines sonnenhellen Tages hat immer etwas feierlich Entzückendes an sich. Das Land liegt so taufrisch, so jungfräulich vor unseren Blicken, als laste niemals die Schwere des Alltags auf ihm. Es scheint so recht eine Stätte der Verheißung, und man wird sein erstes, glückliches Antlitz, das ihm eine stille, leuchtende Stunde prägte, niemals vergessen. Als sich in der Ferne saphirfarben die Berge Mallorcas immer deutlicher am lichtblauen Himmel abzuzeichnen begannen, gedachte ich meines ersten Erwachens in der tropischen Welt an der Reede von Santo Domingo; ich zog noch einmal in die märchenhafte Bai von Rio de Janeiro ein und näherte mich wiederum der Robinsoninsel Juan Fernandez. Ein Zauberbild folgte spukhaft dem anderen, und als die farbensatten Visionen entschwanden und ich aus meinen Träumen aufschrak, sah ich wiederum ein

wunderbares Bild, aber diesmal war es Wirklichkeit: die Bucht von Palma hatte sich aufgetan.

Das Kap Calafiguera mit alter Warte und modernem Leuchtturm auf gelbem Fels empfängt und überrascht uns nach der wüstenhaften Küste von Alicante durch wundervolle, dichte Pinienwaldungen, welche auch die leicht geschwungenen Hügel bedecken, hinter denen sich die steilen Pfeiler der Sierra da la Burguesa erheben. Palma verbirgt sich noch zunächst, aber dafür bietet sich dem Auge ein schier unermessliches Panorama in der Südküste, welche sich bis zu den Inseln Cabrera und Conejera — den Ziegen- und Kanincheneilanden — gegen Südosten aufrollt. Aus Kiefernwald lugt das rote Schloßchen Bendinat. Das weit ins Meer geschobene Castillo de San Carlos wird deutlich, und, nachdem es umschiffet, Palma, in fahler Weiße auf sattblauem Hintergrunde an eine orientalische Stadt gemahnend, gewaltig überragt und beherrscht von seiner Kathedrale. Und nun überstürzen sich die Eindrücke. Der liebliche Miniaturhafen Portopí mit seinen beiden altertümlichen Türmen, die ihn ehemals schützten, die Villenkolonie El Terreno auf schroffer Felsküste, das majestätische Schloß Bellver hoch darüber auf sanft gewölbtem Gipfel im Walde, das reizende, weiße Génova noch höher an den Bergen, und in Palma der Maurenpalast, die fremdartige Almudaina, die Lonja mit ihren Ecktürmen, das bizarre Bild der zahllosen Stümpfe toter Windmühlen hart am Meere auf steiler Böschung, der belebte Hafen und die vielgezackte Bergkette in der Ferne streiten um unser Interesse.

Von der kleinen „Cataluña“ war die Brücke zum Land geschlagen, welche der Portier des „Grand Hotel“ erklimm, um mir auf eine spanische Anfrage sein Haus von 9 Pesetas aufwärts zu empfehlen. Das war für das erste am Platze nicht zu viel — freilich schrieben wir den 10. Juli —, indes beschloß ich, mich erst umzusehen und besonders das mir von Palmeños warm empfohlene „Hotel Balear“ in Augenschein zu nehmen. Es begreift die oberen Stockwerke eines Eckhauses der Plaza Mayor,

besitzt helle, freundliche Zimmer, von denen ich zwei bekommen konnte, und einen sehr großen, luftigen Comedor, in dem trotz der frühen Stunde schon eine saubere, ältere Matrone emsig nähte. Man forderte für volle Pension nur 5,50 Pesetas. Ich sah mir indes noch zwei mittlere Gasthöfe an, traf anstatt arbeitender Frauen schlampige Weiber und viel höhere Preise und ging schleunigst zum Balear zurück, wo ich, abgesehen von der geräuschvollen Nachbarschaft, in voller Zufriedenheit beinahe 6 Wochen verbrachte. Man aß gut und reichlich nach Wahl, es war reinlich, die Leute freundlich, und man hatte auch genug Unterhaltung, da der Speisesaal Tag für Tag, besonders aber am Sonnabend, von sehr viel Landvolk besucht wurde.

Palma, die Hauptstadt, und mit 70 000 Einwohnern die größte der Balearen, vermag ihre Schönheiten so recht zur Schau zu stellen, da sie sich an und auf einem flachen Hügel erhebt. Sie wird noch heute von einem nur bei den Bahnhöfen wesentlich durchbrochenen Festungsgürtel gewaltiger Mauern und Wälle und tiefer, breiter Gräben umschlungen. Palma ist eine altertümliche Stadt und reich an Denkmälern aus arabischer Zeit und namentlich jener Periode des Aufschwungs, welche der Eroberung durch die aragonischen Könige folgte. — Wir beginnen unsere Wanderung mit dem Besuch der Kathedrale, eines der großartigsten Wunder gotischer Baukunst auf spanischer Erde. Das Innere ist von gewaltiger Wirkung. Je sieben schlanke, achteckige Säulen trennen das Mittelschiff von den Seitenschiffen und tragen ein Gewölbe, dessen kühne Verhältnisse ohnegleichen blieben. Nichts beeinträchtigt die stumme Sprache des Riesendomes — der so oft störende Choreinbau wurde jüngst entfernt —, denn die Säulen, Prismen von nur $1\frac{1}{2}$ m Durchmesser, verschwinden fast in den 100 m langen und 40 m breiten Hallen, deren mittlere beinahe 20 m von Pfeiler- zu Pfeilerachse spannt. Das gedämpfte Licht fällt durch das zarte, bunte Mosaik der vier schmalen, hohen Fenster der Ostkapelle und das seltsame, kaleidoskopische Gewirr

dunkel gefärbter Gläser der riesigen Rose über dem Hauptportal. Die Kathedrale von Palma ist das von Jakob dem Eroberer begonnene Dankesmonument des den Islam besiegenden Christentums, und die ecclesia triumphans schien auch das Orgelspiel zu beseelen, welche sich jubilierend, ja, ich möchte sagen, wie das tirilierende Jauchzen einer Lerche durch den ungeheuren Raum ergoß, und dessen Töne zerstäubten wie ein Sprühregen in der Sonne. — In der Capilla real, der ältesten und geschmücktesten, ruht der mumienartige, in einen Hermelin gehüllte Leichnam König Jakobs II.¹, unter dem Mallorca seine glücklichsten Zeiten hatte. Von dem mancherlei Sehenswerten verdient vor allem das Grabmal des Marqués de la Romana, eines Helden aus den Kriegen gegen Napoleon, Beachtung, welches 1811 aus Staatsmitteln errichtet wurde. Die ruhende Statue des tapferen Kämpfers bedeckt ein Mantel aus purpurfarbenem, mallorquinischen Marmor, das weinende Vaterland stellt das Abbild seiner Gemahlin vor, die Genien tragen die Züge seiner Söhne. — Leider kommt der stolze Bau des Domes auf dem winzigen Platze und eingeengt von Häusern in seiner Gesamtheit nicht zur Geltung, dagegen wird man sich an der reichen Skulptur der Portale, besonders des Mirador genannten, erfreuen. Blühendste und reichste Gotik! Eine Fülle von Statuen, ein Abendmahl, eine Anbetung, eine wundervolle Skulptur im zierlichsten Stab- und Maßwerk und anmutig sich verstrickenden Steinfiligran. Das Hauptportal, im Stile der Renaissance, überwölbt ein kassetierter Rundbogen und reizt die Phantasie durch die kunterbunten Embleme über den Türen.

Ein paar Schritte die Treppe hinunter zur Calle Marina eröffnen uns die Aussicht auf das Castillo de la Almudaina, den alten, zum Teil restaurierten Königspalast, dessen Südfront die Bai beherrscht, ein ausgedehnter Bau

¹ 1276—1311, Sohn Jakobs des Eroberers; nicht zu verwechseln mit Jakob II. von Aragon (1291—1327).

mit zahlreichen, mächtigen, viereckigen, zinnenbekränzten Türmen und weitläufigen Loggien, deren zierliche, hohe Säulen jene eigenartig zugespitzten Bogen stützen, die auf maurische Einflüsse hindeuten. Heute dient die Stätte königlicher Hofhaltung als Reiterkaserne. — Setzen wir unseren Spaziergang am Hafen fort, so stehen wir bald vor der Lonja, der einstigen Börse, denn im 13. und 14. Jahrhundert war Palma einer der ersten Handelsplätze der Welt, so daß Jakob I., als er 1233 ihren Bau befahl, einem hohen Bedürfnis entgegenkam. Indessen wurde sie erst reichlich zweihundert Jahre später in Angriff genommen. Die Grundform des aparten Bauwerks ist die denkbar einfachste, nämlich ein Oblongum, das eigenartig herausgeputzt wurde: die Ecken mit sechskantigen Zinnentürmen, welche den Bau nicht unbeträchtlich überragen, die Hauptfront mit prächtigem, gotischen Portal, von zwei schmälern Türmchen flankiert, und zwei Fenstern mit elegantester Ornamentik und die dem Hafen voll zugekehrte Seite durch drei ebensolche an Säulen gemahnende Türme und zwei tief gelegene graziöse Spitzbogenfenster. Die weniger zur Geltung kommenden Seiten des übrigens vollständig freiliegenden Hauses sind entsprechend ausgestattet und die 14 Türme miteinander durch eine ebenfalls zinnentragende, brustwehrartige Dachgalerie verbunden. Der warme, braunrote Ton des feinen Sandsteins von Santañy und die Reihe prächtiger Dattelpalmen machen die Lonja zu einer Perle der köstlichen Hafenumrahmung. Ihr Inneres, durch sechs einfache, spiralig gestreifte Pfeiler in drei Schiffe geteilt, erinnert an die Börse von Valencia. — Nun noch einen Blick auf das Edificio del Consulado, neben dem Gärtchen der Lonja mit dem malerischen Turm, der die öffentliche Uhr trägt, und der hohen, sich zum Hafen öffnenden Loggia, und dann zurück zur breiten, modernen Calle Marina und diese hinauf, an der Plaza de Libertad vorbei, der Calle del Conquistador folgend, zur Plaza de Cort, an der sich das Rathaus, ein Renaissancebau, erhebt, an dessen Restauration eifrigst gearbeitet wird. Die Portale kränzt

ein reicher Schmuck von Blattwerk, in dem mutwillige Echsen und Äffchen ein neckisches Verstecken spielen.

Vor der Casa Consistorial laden bequeme, riesige Steinbänke zum Ausruhen, und es gibt wenige Stunden des Tages, wo sie nicht eine bunte Menschenmenge besetzt hält. Wir begeben uns nach kurzer Rast zur Plaza Santa Eulalia, mit der gleichnamigen Kirche mit wundervollem Spitzturm im Münsterstil und einer herrlichen Rosette über dem Hauptportal, und streben der Klosterkirche San Francisco zu, um das Grabmal des selig gesprochenen Raimundo Lulio und den Kreuzgang zu besuchen. Das Innere des einschiffigen Tempels ist überaus dunkel, und erst nachdem ein Klosterschüler eine Kerze angezündet hatte, vermochte ich in der letzten Seitenkapelle links die dem Beschauer zugekehrte, in die Tracht seines Ordens gekleidete Bildnisstatue des gelehrten und frommen Mönches zu erkennen. Leider fehlen in den zum Schmuck bestimmten Nischen die lebensgroßen Figuren, und man muß sich an ihren Säulen mit den Engelsingestalten, die mit den Händen Kronen halten, und an den Sockeln genügen lassen, welche Menschenleiber mit seltsamen Gesichtern stützen. — Licht und heiter ist das Claustro mit seinen zierlichen, viergliedrigen Pfeilern und der nach innen geöffneten Ornamentik der Spitzbogen, ein Denkmal lieblichster Gotik aus dem 13. Jahrhundert — freilich nicht ohne die Spuren seines Alters. — Diese Kirche war einstmals der Schauplatz einer grausigen Tragödie. Am Allerseelentage 1490 hatte sich ihr Schiff mit der Blüte Palmas gefüllt, darunter zwei miteinander auf Leben und Tod verfeindete Familien. Ein zufälliger Zusammenstoß gab Anlaß, die Waffen zu ziehen und einen Kampf zu beginnen, an dem sich auch die übrigen beteiligten, für die eine oder andere Seite Partei ergreifend. 300 Tote und Verwundete deckten schließlich die Fliesen des geweihten Raumes.

Wir befinden uns in dem Viertel, in welchem vorzeiten die edlen Geschlechter Palmas residierten. In der engen Calle del Sol überrascht uns der Palast des Marqués

del Palmer. Die Vorhalle stützen zwei jener flach gewölbten, weit spannenden Bogen, die für das altkatalonische Haus so charakteristisch sind. Die Decke besteht aus Holz und ist kassettiert. Die Fenster der Straßenfront, fünf im ersten und zwei im Erdgeschoß, teilen je drei Säulen, die reich mit Gestalten und Gesichtern, oft Grimassen, geschmückt sind. Nirgends wiederholt sich ein Motiv. Das Wappen, ein aufgerichtetes Windspiel, halten zwei Buben. Unter dem Dach bilden 26, nur durch Pfeiler getrennte Fenster mit artiger Ornamentik eine luftige Galerie. — In der Calle Zavellá verbirgt sich die Residenz des Marqués de Sureda mit wahrhaft königlichem Lichthof und prächtiger Treppe, die vom Hofe zum ersten Stock führt. — In der Calle San Bernardo wirkt das Haus der Cofradia durch seinen fürstlichen Eingang. Das Atrium wird durch zwei Säulen und zwei Pilaster, als Träger von drei flachen Bogen, in zwei Hallen zerlegt. Die Perspektive erweitert sich über den Lichthof hinweg durch ein großes Gittertor in den Garten, welchen eine leuchtende Pracht von Blüten füllt. — Einfacher, darum aber trauter, ist das Vestibül der Casa Oleza in der Calle Morey mit einem altertümlichen Ziehbrunnen, der Zisterne, die übrigens zum Hofe oder Flur eines alten mallorquinischen Patrizierhauses gehört. Auch in den Straßen San Feliu und San Francisco kann man wahre Prachtbauten, besonders hinsichtlich des Portikus, studieren, z. B. die Casa de las Carassas, und man läuft nirgends Gefahr, vor geschlossene Türen zu geraten; denn diese mächtigen Tore öffnen sich bereits am frühen Morgen und schließen sich erst spät in der Nacht.

Von der Plaza Mayor führt genau nordwärts die lebhafteste Calle San Miguel, an der links die gleichnamige Kirche liegt, die aber ehemals eine arabische Moschee war. Am Tage der Eroberung, Silvester 1229, wurde in ihr vor König Jakob die erste Messe zelebriert und das von Spanien als Schutzpatronin mitgeführte Madonnenbild, La Virjen de la Salud, aufgestellt. Durch allerlei An- und Einbauten im gotischen Stil suchte man das Islami-

nische zu verwischen. An derselben Straße müssen wir noch dort, wo sich rechterhand die kleine Plaza Olivar öffnet, das Claustro der Kirche San Antonio de Viana besuchen, einen elliptischen, zweistöckigen Säulenhof dorischer Ordnung aus dem 18. Jahrhundert von sonderlicher Schönheit.

Nun muß ich letztens bitten, mich noch zur Plaza Mercado begleiten zu wollen, zur Kirche San Nicolás, auffallend durch ihren plumpen, sechskantigen Glockenturm, den drei Stockwerke mit hohen und weiten Fenstern krönen, ein echt mallorquinisches Wahrzeichen. Aber wir wollen in den Tempel eintreten, und zwar nur, um einer weißen Marmortafel willen, die einen gewöhnlichen Felsblock auszeichnet und folgendes kündigt: „Auf diesem Steine, welcher 25 Ellen von dem Punkte, wo er sich jetzt befindet, entfernt war, saß die Beata Catalina Tomás, als man ihr ihre Aufnahme in das Magdalenenkloster mittheilte. — Zum Andenken der Rat der Stadt Palma, 24. Aug. 1826.“ — La Beata Tomasa, wie sie die Palmeños kurz nennen, deren mumifizierter, hoch verehrter Körper am 28. Juli allem Volk in der Kirche Santa Magdalena gezeigt wird, war ein simples Bauernmädchen aus dem Gebirgsorte Valdemosa, das schon früh fromme Neigungen verriet und eines Tages nach Palma ging, um Aufnahme im Kloster der heiligen Magdalena zu erbitten. Aber die Äbtissin versagte dem unbekanntem Geschöpf sein Anliegen, und Catalina wankte in die nächste Kirche, um sich auszuweinen und zu beten. Und da ereignete sich das Wunder: die Glocken begannen zu läuten, und eine Stimme von oben befahl den herbeigeeilten Klosterfrauen, das Mädchen aus Valdemosa einzukleiden. Diese begaben sich denn auch eilends nach der inzwischen Entschwundenen auf die Suche und fanden sie auf dem Markte wieder. — Catalina Tomás hat sich des an ihr geschehenen Mirakels mehr als würdig gezeigt. Sie wurde selig gesprochen und genießt in der ganzen Gegend die Ehren einer Heiligen.

Palma kann sich natürlich heute nicht entfernt mit Barcelona messen, besitzt aber genug Leben und Glanz, um Langweile so leicht nicht aufkommen zu lassen. Das Geschäft spielt sich in den oberen Teilen ab. Die hauptsächlichsten Adern verlaufen zwischen den Plazas Mayor, Antonio Maura, Cort und Santa Eulalia, wie die enge, alte Calle Jaime II., die moderne und wohl eleganteste de Colón, die Bolseria und Plateria, welche letztere ihren Namen wirklich verdient; denn ein Gold- und Silbergeschäft drängt sich an das andere, und überall sieht man in den Werkstätten namentlich junge Mädchen eifrig mit Lampe und Lötrohr hantieren. Außer den üblichen Ringen und Geschmeiden und den schweren, silbernen Handtaschen, reizenden Filigranarbeiten und vielem Altertümlichen sind in den Läden der Juweliere auch besonders zarte *Volants* oder *Rebosillos* (landesübliche Kopftücher) zur Schau gestellt, bei deren Anblick ich tatsächlich zweifelhaft war, ob sie nicht aus zartesten Silberfäden geknüpft seien. — Zur unteren Stadt können wir verschiedene steile Gäßchen oder Treppen einschlagen. Treffen wir auf die Plaza Weyler mit dem neuen Stadttheater und dem „Grand Hotel“, das vor lauter Vornehmheit nicht einmal ein Schild führt, so gelangen wir durch die Calle Union in die Constitucion mit der fashionablen Promenade, dem Salon oder Paseo del Borne¹. Es ist das ein steifer, schattiger Steinperron inmitten der Straße, durch zahlreiche massive Bänke begrenzt, der sich im Sommer vor der Cena mit ganz Palma, soweit es was anzuziehen hat, füllt. Seinen Ausgang zur Glorieta bewachen ein Paar überaus gelangweilt blickende Sphinxen. Die Calle Constitucion besitzt außer dem Renaissancepalaste Sollerich y Dameto nur Dutzendhäuser, in denen sich Konditoreien, Cafés, Bierwirtschaften und verschiedene Kasinos eingerichtet haben. Die Plaza Libertad mit dem Jardin de la Glorieta ist bei weitem anziehender und durch die hohen Eukalypten, zartlaubigen Pimientos, herr-

¹ Der Paseo del Borne spielt auf den Balearen die Rolle der katalonischen Rambla. — Borne soll Quell bedeuten!

lichen Paulownien und anderen fremdartigen Zierbäumen vielleicht der hübscheste Punkt.

Jetzt sind es nur noch etliche Minuten bis zum Muelle, und wir würden Palma nicht gerecht, wenn wir zögern wollten, den weit in die Bucht reichenden Schutzwall entlang zu wandern. Wir werden reichlich belohnt; denn der Ausblick ist von Anfang bis zu Ende einzigartig schön. Der Molo, eine prächtige, hohe, breite Mauer, auf der die Königin von Ninive spazierenfahren könnte, schafft mit dem Contramuelle, einer natürlichen, befestigten Landzunge, die sich zwischen Santa Catalina und Palma wie ein Hirschhorn ins Meer reckt, einen geräumigen Hafen, der jederzeit stark besucht ist. An dem Damm säumenden Kai rastet immer eine Anzahl Schiffe der „Compañía Marítima Isleña“ mit den schneeweißen Leibern und gelben Schornsteinen, die ein breites, blaues Band umschlingt, aus dem das helle Monogramm *MA* weit hinausleuchtet. Ein Mastenwald von Segelschiffen und Fischerbarken und schmucke Jachten — denn der Segelsport wird stark gepflegt — bieten mannigfache Augenweide und einen schönen Vordergrund für den reichen Rahmen der Bai. Wir mögen immer wieder vom Castillo San Carlos an den malerischen Warten von Portopí und dem bunten Örtchen El Terreno vorbei über den verödeten Molinar von Santa Catalina und die fein gegliederte Silhouette von Palma bis zum neuen Mühlenheim, in dem sich noch einige silberne Flügelräder eifrig regen, und schließlich bis zum Fischerörtchen Portichol von West nach Ost die Runde abschweifen: unser Auge wird stets von neuem gebannt durch Schloß Bellver. Es ist das Diadem Palmas. Welch wundervolles Bild, diese stolze, wuchtige, goldbronzierte Burg in dem dunklen Pinienhaine mit dem einzigartigen Blick durch den Bogen, der die Brücke zwischen Burg und Burgfried trägt, durch welchen der Himmel tagsüber wie ein tiefblaues Auge leuchtet oder, wenn die Sonne sinkt, mit einer Flut von Feuer und flüssigem Golde! — Welch' unvergeßliche Abendstimmungen! Die Stadt erleuchtet in schemenhaftem

Weiß, während sich der Himmel in immer satteres Blau taucht und die gezackte Bergkette von Soller purpurn färbt, obwohl die Sonne schon im glühenden Abendrot verschwand und das Meer stumpfblau und graugrün der Nacht entgegenschlummert, die es dann mit so glänzend schwarzer Decke überzieht, daß sich die Sterne in ihm wie in poliertem Marmor spiegeln.

Die Hauptstadt erfreut sich tagtäglich eines enormen Zulaufs der Landbevölkerung, die schon im Morgengrauen mit ihren Karren vor der Plaza Mayor eintrifft, auf der jeden Vormittag, auch Sonntags, Früchte-, Gemüse-, Fleisch- und Fischmarkt stattfindet. Der Platz wird von himmelhohen, nüchternen Häusern eingefaßt und besitzt nur wenige enge, versteckte Zugänge, so daß er einem Käfig gleicht. Die Waren werden in ständigen Bretterbuden feilgeboten, die nach Schluß des Marktes Rudel kläffender, um die Beute zeternder Hunde revidieren. In den Lüften wimmelt und girt es von schier zahllosen Taubenvölkern, und dazwischen krähen aus schwindelnden Höhen die Hähne, denn in Palma, und namentlich um die Plaza Mayor herum, tragen die Häuser in mehr oder minder bizarren, turmartigen Aufsätzen Taubenschläge und Hühnerwiemen. Der mit den Schätzen des Feldes beladene Markt stand Mitte Juni im Zeichen der Tomaten, die ihm ein blühendes Kolorit verliehen, der Kirschen, von denen ich niemals größere sah, und unter welchen es eine herzförmige, schwarze Sorte mit weißem, süßen, aber trockenen Fleisch gab; der Berenjenja, eines blauschwarzen, gurkenförmigen Kürbis, und last not least der jungen Garbanzos. Bekanntlich sind diese großen, runzeligen Erbsen für den Nordspanier, was dem Valenciano der Reis, dem Lombarden der Mais bedeutet. Die Garbanzos, Kichererbsen (*Cicer arietinum*), ranken nicht und bleiben etwa fußhohe, kleeartige Kräuter mit weißen Blüten und kleinen, nur 1 bis 2 Früchte zeitigenden Schoten, nehmen aber mit dem dürftigsten Boden fürlieb.

— In der Fleischerabteilung fielen mir außer der Mehrzahl der Stände, welche offenbar einer Vereinigung angehörten, solche auf, die sich als freie bezeichneten, und sogar ein paar städtische Auslagen. Erstere boten das Kilogramm Rindfleisch mit 2 Pesetas, letztere mit 1,63 aus, während die Mesas independientes mit 1,88 etwa die Mitte hielten.

Wenn man auf dem Markte etwas erhandeln will und der Schwierigkeit des Dialektes glücklich Herr wurde, traut man seinen Ohren nicht, daß z. B. 1 Pfund Kirschen 4 Centimos kosten soll, und drückt vielleicht großmütig eine Perra chica in die Hand der Bauersfrau, die darob aber nicht in Dank, sondern Entrüstung ausbricht; mit 2 Centimos meint man nämlich auf den Balearen 5 Centimos (perra chica), mit 4 10 (perra gorda) usf. Diese eigentümliche Rechnung findet ihre historische Erklärung in dem ehemals geltenden Escudo, der, wie die heutige Peseta, in 100 Centimos zerfiel, aber den Wert eines halben Duro, also 2,50 Pesetas, besaß. Das ergibt, die heutige Währung auf früher bezogen, einen Wert von 2,5 Centimos modernos für 1 Centimo antiguo. Also 2 alte Centimos, an die sich noch der Mallorquin hält, sind tatsächlich das Äquivalent einer Perrita¹.

Die Massen des tagein, tagaus in Palma zusammenströmenden Landvolkes haben natürlich eine Menge zum Teil ganz eleganter Restaurants ins Leben gerufen, die wohl zu den billigsten der Welt zählen dürften, da im allgemeinen eine Zehrung kaum 10 Centimos übersteigt, und es sogar eine beträchtliche Anzahl blühender 5-Cent-Cafés gibt. Man bedenke, die Tasse schwarzen Kaffees mit Zucker für 4 Pf., serviert auf einem echten Marmortisch von einem richtigen Kellner in einem Raume mit mannhohen Spiegeln! — Der Mallorquin ist ein eifriger Wirtshausbesucher, und Sonnabend und Sonntag hat man Mühe, ein Plätzchen zu erwischen, aber die beste Gelegenheit,

¹ Perra chica kleine Hündin, perra gorda dicke Hündin, perrita Hündchen wegen des hundeähnlichen Löwenbildnisses auf den kupfernen 5- und 10-Centimos-Stücken, die aber zuweilen auch einen Adler tragen und dann Aguileta, Adlerchen, genannt werden.

seine Art und Weise gründlich zu studieren. Der Insulaner selbst behauptet, es gäbe von ihm so viele und äußerlich leicht kenntliche Rassen wie Orte, und macht sich anheischig, einen Bewohner Sollers von einem in Pollensa heimischen oder einen Bürger Felanitx' von einem Manacoriensen zu unterscheiden. Das wird ein Fremder so leicht nicht fertigbringen. Mir sind sie im Gegensatz zu den Leuten Menorcas dick und untersetzt vorgekommen, und zweifellos neigt der Palmeño frühzeitig zu einem anständigen Embonpoint, während man unter dem Landvolke häufig hagere Gestalten findet mit scharfen Gesichtern und tiefstahlblauen, harten Augen von so starkem Reflex, daß sie Fenstern gleichen, aus denen man wohl hinaus-, in die man aber nicht hineinschauen kann.

Der Mallorquino besitzt die Regsamkeit und Lebhaftigkeit des Katalanen in viel höherem Grade als der Bewohner Menorcas; er ist auch kein Schweiger, sondern bedient sich seiner harten Sprache redlich. — Ich glaube nicht, daß man mir dieses Epitheton auf der Isla dorada verzeiht, denn man findet das Mallorquin dort weich und süß wie die Luft, in die Wester oder Süder die Insel tauchen. Aber das Idiom Palmas hat mich unwiderstehlich an den Gesang der Frösche erinnert: eine Unsumme Endungen geht auf at aus, das überdies durch die Nase gesprochen ertönt. Man stelle sich vor, daß die so häufig in der Abwandlung der Zeitwörter wiederkehrende Endung ado in at gekürzt wird, und ebenso die Unsumme derart ausklingender Hauptwörter zusammenschrumpft. Auf Mallorca gibt es kein hablado, pegado, amado, sondern ein hablat, pegat, amat, und anstatt eines abogado, criado oder ahijado einen abogat, criat, ahijat. At, at, at, oder genauer uat, das umsummt einen just wie der freundliche Nasalruf jener sprunghaften Bewohner des Weiher in stiller Sommernacht:

Que per tu se fa sa festa!
 Alsa ets nys, clavell daurat,
 De molta gent es mir at.
 Un chavell a sa finestra

Eine Nelk' an ihrem Fenster
 Wird von vielem Volk bewundert.
 Heb die Augen, goldne Nelke,
 Sieh das Fest, das dir bereitet!

* * *

Der Sommer bringt eine festliche Zeit für Palma. Natürlich handelt es sich um die Kirchenfeste, die, reichlich verweltlicht, dem Volke geben, was des Volkes ist. — Am 10. Juni luden gegen Mittag die rotgekleideten Trommler des wohlloblichen Stadtrats zur Prozession des heiligen Michael ein. Man schmückte die Balkone der Häuser mit purpurfarbenen und blauroten Stoffen, hinter denen gegen Abend, als der Zug die Straßen durchwallte, der Damenflor Platz nahm, und zwar, was mich höchlich verwunderte, in großer Toilette und mit hochmodernen Hüten oft recht extravaganter Natur, um die frommen Pilger mit einem Regen von Bougainvilleenblüten zu überschütten. Wenige Tage darauf fand bereits die Prozession de la Moxeta statt; dann folgten die Umzüge zu zu Ehren San Juans, und am 28. begann die ausgiebige Feier von Peter und Paul auf der Plaza Atarazanas, nächst dem Hafen. Dort erhob sich ein Podium mit einem luftigen Zelt von Papierwimpeln inmitten einer Arena von Stühlen, und im weiteren Abstände umwogt von einer lärmenden Menschenmenge, deren Stimmengewirr mit den Liedern der Volkssänger, den Klängen der Gitarren, die vor den vielen angrenzenden Lokalen wirkten, und den Rufen der Eisverkäufer ein betäubendes Durcheinander erzeugten. Etwa gegen 10 Uhr nahmen die Honoratioren auf den Sitzen Platz, und schließlich erschien auf der Bühne ein merkwürdiges Tänzerpaar. Er überraschte durch die außerordentliche Genügsamkeit seines Kostüms: Hemd, Hose, rote Leibbinde; sie dagegen durch ein phantastisch prunkvolles, blitzendes Flitterkleid. Und die beiden tanzten nun ebenso verschieden: er hüpfte wie ein Gummiball, während sie am lebhaftesten mit den Armen arbeitete. Jeden Tanz beschloß eine verwegene Pose. Am folgenden Tage erlebte ich im Viertel San Feliu einige weitere Szenen. Über die Straßen spannten sich unzählige Girlanden bunter, namentlich gelb und roter, Seidenpapierfähnchen oft zu einem laubartigen Dache: die via triumphalis von Dudelsackpfeifern und Trommlern mit einem Gefolge von Knaben, die Lasten riesiger, runder Kuchen

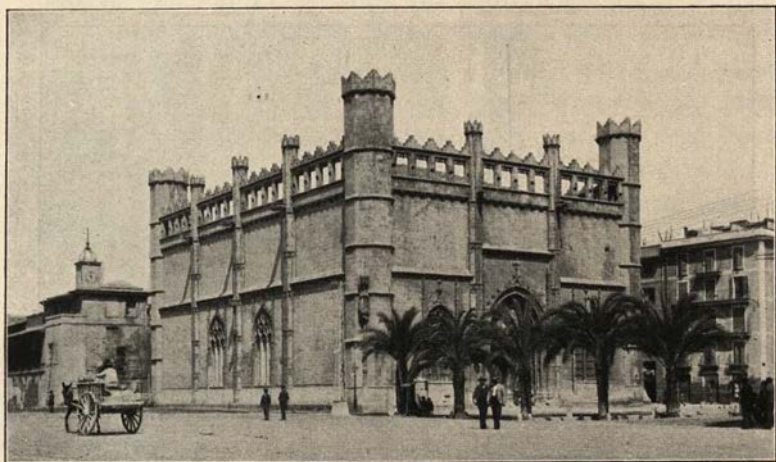
trugen und ein Verzeichnis mit zahlreichen Nummern mit sich führten, in das die Sozii dieses Festes eingetragen sind. Es ist nämlich bei vielen Familien Sitte, durch einen Wochenbeitrag von 10 Centimos das ganze Jahr hindurch zu dem Aposteltage zu steuern, um alsdann zum Feste mit zwei Pfund Fleisch, einem der großen, Coca genannten Kuchen und zwei Freiplätzen für die Tänze beglückt zu werden. Auch haben die Genossen das Recht, eine Laterne vor ihre Tür zu hängen.

Während in der Hauptstadt mit der sogenannten höheren Kultur das Volk sich an gemieteten Tänzern und Tänzerinnen ergötzt, tanzt man auf dem Lande noch selbst, und in Orten wie Andraitx, Esporlas, Marratxi wird die Tanzfolge schon vor den Festtagen unter der Jungmannschaft versteigert. Den Tanz eröffnet, wer am meisten zahlte, und in der Regel sind das die jeweiligen Bräutigame. Ich habe mir es nicht nehmen lassen, wenigstens einer ländlichen Feier beizuwohnen, und fuhr am ersten Sonntage des Juli nach Marratxi, das von Palma mit der Bahn bald zu erreichen ist. Von der Station beförderte mich eine Carretela für wenig Geld zum Festplatz des heiligen Marcial, dem zu Ehren das Pferderennen der Burschen, die Tänze und das Feuerwerk stattfanden. Man vergnügte sich in bescheidenster und harmlosester Weise, hauptsächlich mit Nüsseknacken und dem Einkauf kleiner, cremefarbiger Tongefäße von Felanitx, besonders winziger Vasen von der Form eines langhalsigen, beinlosen Vogels — man mag ihn für einen schwimmenden Schwan halten — und allerhand Säckelchen aus Meeressäugern. Nur wenige sah man in den aus einem Laken, etlichen Stangen und Pinienzweigen luftig aufgeschlagenen Weinzelten, dagegen folgte alles gespannt den Tänzen, den Boleros und Jotas, zu denen zwei Musiker, der eine mit Dudelsack, der andere mit kurzer Flöte und Trommel mit einem einzigen Schläger aufspielten. Die Männlichkeit begnügte sich auch hier mit Hémd, Beinkleid und Leibbinde, während die Jungfrauen in streng geschlossenem, schwarzen Mieder und farbigem Kleide — sie bevorzugten Lila —,



Verf. phot.

Palma.



Palma. La Lonja.



Palma. Vestibül und Lichthof der Casa Sureda.

den zarten Rebosillo im Haar, der noch — wie eine Van-Dijk-Krause — zu einem Schulterüberwurf ausreichen mußte, ihren Partnern gegenübertraten. Man unterscheidet übrigens Boleros und Boleras, letztere werden schneller und lebhafter getanzt. — Ich finde nichts anziehender, als wenn halbwüchsige Mädchen tanzen, denn der Ernst und die Andacht, mit denen sie ihre Bewegungen ausführen, hat etwas ungemein Rührendes. So war es auch hier, wo ein 11- bis 12jähriges Ding, wohl mit seiner Mutter, durch einen Bolero alles in Atem hielt. Zwischen Tanz und Haselnüssen teilten sich die Leidenschaften. Man warf die dunkelrotbraunen Nüsse wie Konfetti unter die Tanzenden, und keinem machte das mehr Spaß als dem Pfarrherrn, welcher damit aber hauptsächlich die Gier eines Idioten reizte, der die Rolle des Dorfnarren spielte. — Nach dem Dorfe suchte ich vergeblich; denn wo man sich tummelte, standen nur die gelbe Kirche mit ihren zwei quadratischen Türmen und der weitläufige Pfarrhof. Marratxi ist eben ein ländlicher Bezirk mit vielen zerstreuten Höfen oder Landgütern, unter denen etliche wundervolle Parke besitzen. Auf dem Rückwege fesselte mich ein solcher durch eine Riesenzypresse, welche ein Kranz von Pinien umgab; es war, als wenn eine hohe Frau Cercle hielt unter ihren Rittern.

Am 10. Juli hatte San Cristóbal seinen Tag, der — man ahnt es nicht — im letzten Jahrzehnt eine bedeutende Steigerung erfahren sollte, da dieser Heilige das Patronat über die Automobile übernahm. So wurden denn alle Ritter vom Benzin wiederholt in den Zeitungen aufgefordert, doch ja nicht zu versäumen, ihre Schnauferl nachmittags zur Plaza San Francisco zu führen, um der Benediktion teilhaftig zu werden. Und wer hätte nicht entsprochen? Bekränzt von bunten Gewinden und beladen mit den holdesten Weiblichkeiten ging's zur Defiliercour vor die Pforte des Tempels, wo Priester die Kraftfahrzeuge segneten. Die Musik des Infanterieregiments spielte dazu auf. Nach dieser Zeremonie begaben sich die Automobile zum Korso in die Calle Constitucion, wo

natürlich ihre Insassen als Objekte hundertäugigen Neides wahrhaft glückselige Stunden verlebt. Das gaffende Volk aber tanzte auf der Plaza Santa Fé, und die Jugend des Barrio Calatrava, des angestammten Reviers San Cristóbal, rannte um die Wette nach Nüssen, Äpfeln und Kaninchen. So ging niemand leer aus. Schon sechs Tage später wurde wiederum gefeiert. Diesmal waren die Dampfer und Segelschiffe bis zu den Jachten und Fischerbooten, und was immer zu Heer und Marine gehört, daran; denn das alles protegirt Nuestra Señora del Carmen, der zu Ehren der Hafen sich mit Tausenden bunter Wimpel schmückt, die von Mast zu Mast in anmutigen Linien flattern, und die ganze Flottille der Luxussegler ausfliegt, um im Schnelligkeitswettkampf Preise zu erringen.

Trotzdem sind alle diese Festlichkeiten, die ich keineswegs erschöpft habe — denn inzwischen luden die roten Tamboure des Municipio noch zum Ehrentage Raimundo Lulios, und das heilige Herz Jesu wurde durch eine pomp hafte Prozession gefeiert (die Damen wiederum im Staat auf ihren Balkonen) —, nur Vorspiel für die Jubeltage der Inselheiligen Beata Catalina Tomás. Ihr Kultus soll, wie mir gesagt wurde, jeden anderen in Palma und Valdemosa übertreffen. Rennen, Tänze und sonstige Belustigungen dauern tagelang, alle Welt singt ein banales Festlied ¹, und in Valdemosa war bis vor kurzem ein recht eigenartiges Vergnügen im Schwange, mit dem erst der Erzherzog aufgeräumt hat. Dort bildete ein frivoles Hühnerstechen den Hauptspaß. Mitten auf einem Platze wurde nämlich ein lebender Hahn an den Beinen auf-

¹ Sor Tomasete aon son?	Schwester Tomásset, wo seid Ihr?
Ya vos poreu amagá,	Schnell versteckt Euch still,
Porque el dimoni vos serque,	Weil der böse Satan Euch
Y dins un pou vos vol tirá!	In einen Brunnen werfen will!

Ella tenia set aïns	Sie zählte sieben Jahre erst,
Y ya cantava en el có;	Als sie bereits im Chore sang;
Y el bon Jesus l'in viava	Und der gute Jesus schickte
Un pa de sucre ben bo.	Ihr ein Zuckerbrot zum Dank. u. s. f.

gehängt, und nach diesem mußte mit verbundenen Augen gestochen werden. Derjenige, welcher das Federvieh so traf, daß es regelrecht blutete, gewann es. Man flößte dem Geschöpf vor der Prozedur Branntwein ein, aber nicht etwa aus Barmherzigkeit, sondern weil sonst sein Gekacker den Suchenden den Weg gewiesen hätte.

Die Mallorquinos und voran die Palmeños enthusiastisieren sich leidenschaftlich für die Stierkämpfe, welche einen hervorragend barbarischen Charakter annehmen. Bei der Corrida am 7. Juli zeigten sich die Stiere nicht genügend wild, und da bohrte man ihnen Feuerwerkskörper in den Rücken, die, explodierend, die Bestien bei lebendigem Leibe brieten. Ich fragte meinen Wirt, einen recht artigen Menschen, ob er das nicht grausam fände. „Nein, ein Stier, welcher seiner Pflicht nicht nachkommt, hat's nicht besser verdient!“ — In Palma hat man nicht jederzeit Berufsfechter zur Verfügung, noch weniger in den Orten des Innern. Um solch empfindlichem Mangel abzuhelpfen, springt die Jeunesse dorée ein. Sie dilettiert mit Vorliebe in dieser Kunst, und man ist nie um Amateure verlegen, die zwar nicht im goldbetreßten Kostüm und auch keine Toros, aber im schwarzen Beinkleide und weißen Hemde Novillitos, Tiere mit sprossenden Hörnern, kunstgerecht abschlachten. — Gerade in Palma scheint es ein besonderes Privileg des aristokratischen weiblichen Nachwuchses zu sein, den Corridas zu präsidieren, und so gleicht der bevorzugte Palco zumeist einem Blumenkorbe, in dem, was Palma an erster Garnitur entzückender Señoritas besitzt, in luxuriöser Aufmachung sich ausstellt.

„Wie die Alten sungen, zwitschern die Jungen!“ Ich hätte nie geglaubt, daß man Stierkämpfe spielen könnte, aber es geht; die Straßenjugend wußte sich zu helfen. Der notwendige Apparat besteht aus einem länglichen, breiten Brett mit einem auswärts gerichteten Kuhhorn an jedem Ende und in der Mitte mit einer Anzahl mehrere Zentimeter langen Nagelspitzen. Außerdem verlängert es sich in zwei Schienen. Der kleine „Novillo“ nimmt das Brett vor die Brust, hält es an den Schienen

mit Händen und Ellenbogen fest und springt wie ein Ziegenbock umher, den Torero reizend, welcher sich bemüht, Bambusstäbe in die Nagelspitzen zu stecken; er ahmt also nur den Banderillero nach.

Wer die goldene Insel besucht, darf mithin wohl auf linde, balsamische Lüfte rechnen, aber nicht auf ein weichmütiges Volk. Das sogenannte Gemüt ist hier ebensowenig zu Hause wie in Spanien. Freilich fehlt dafür auch jene fatale Sentimentalität, die anderswo häufig den Mangel an Herz zu ersetzen sucht. Nur eines findet man nicht überall: das krasse Zutagetreten von Gefühlsarmut und -roheit im öffentlichen Leben, wie bei den Stiergefechten, wo das zarte Geschlecht sich am Anblick von Blut und den Boden schleifenden Gedärmen ohne jede Zurückhaltung ergötzt, oder bei jenen kalten Leichenbegängnissen, welche fast jeden Abend die Calle Miguel entlang ziehen. Laternen-träger begleiten den nüchternen Leichenwagen. Es folgen rote und blaue Nonnen, jede mit einer Anzahl gleich gekleideter Kinder, dann 4 bis 8 oder noch mehr Priester in schwarzer Soutane, im eifrigen Gespräch miteinander, und schließlich Verwandte und Bekannte im Werktagsgewande mit Strohhüten. Alle mit Kerzen. Aber dieser Zug bewegt sich nur bis zum Stadttor, wo die Priester ein Gebet murmeln, sich gegen den Sarg verneigen und nebst dem gesamten Geleit eiligst davongehen. Die Leiche vollendet den letzten Gang allein mit dem Kutscher, der die Pferde zu sausender Fahrt antreibt.

XV.

Bellver. Bendinat. Génova. Andraitx.

El Terreno. — Im Pinienwald. — Castillo de Bellver. — Portopí. — Cas Catalá. — Bendinat. — Génova. — Die Gutshöfe gemahnen an mittelalterliche Burgen. — Son Rapiña. — Nach Andraitx. — Pinienbeschattete und staticegesäumte Meeresbuchten. — Andraitx. — Camp de Mar. — Das neue Mühlenheim. — Las Figueras baixes.

Auf der Plaza del Cort halten Pferdebahnwagen mit dem Schilde „El Terreno“, und diese benutzen wir, um die Calle Conquistador und Marina hinunter am Hafen entlang durch den bescheidenen Vorort Santa Catalina nach einem allerliebsten Villenörtchen zu fahren, das Terrain genannt. Leider sind der Durchblicke zum Meere nicht mehr viele, aber wir freuen uns über die schmucken Villen mit ihren launigen Miradores (Aussichtstürmchen) und der blühenden Fülle schlingender purpurner Bougainvilleen und des himmelblauen *Plumbago capensis*, welche aus den Gartengittern hervorquillt und die Pforten umrahmt. Ein Schildchen weist uns den Weg zum Schloß Bellver, das goldgelb den Pinienwald überragt, der seinen Sockel, einen leicht ansteigenden Hügel, bedeckt. Wir betreten einen Naturpark — gottlob! Eigentum des Staates — von hohen, prächtigen Aleppokiefern, deren Stämme in der Sonne wie Silber schimmern, jungen Oliven und zerstreuten Johannisbrotbäumen mit einem immergrünen Unterholz, in dem die Mata (*Pistacia lentiscus*) vorherrscht und oft einen baumartigen Habitus annimmt. — Ich besuchte diesen schattigen Hain zum ersten Male am 10. Juni, nachmittags, nach einem Regen, und es war das einzige Mal, daß ich auf spanischer Erde kräftige, würzige Waldluft atmete. — Im Mai müssen die

felsigen Hänge, an denen zurzeit vornehmlich weißer und blaßroter Gamander (*Teucrium polium*) blühen, rings in einem goldigen Flor gestanden haben — wie die knospenden Kastanienwälder des schönen Tessins um jene Zeit der Ginster durchleuchtet — denn man sah noch hin und wieder die gelben Rispen der goldregenähnlichen *Anthyllis cytisoides*, und auch von der reichen roten und weißen Zistrosenblüte des Frühlings grüßten mich noch einige Spätlinge. Mitten im Walde treffen wir auf eine Kapelle, die zur Erinnerung an die Erscheinung der Jungfrau Maria an dieser Stelle errichtet wurde.

Castillo de Bellver (Bellevue) ist ein imposanter, überraschend guterhaltener Rundbau aus dem 13. Jahrhundert mit halbrund vorspringenden Stumpftürmen und -türmchen, tiefem, ausgemauerten Graben, den eine Zugbrücke überspannt und vor allen Dingen einem herrlichen Bergfried (Torre del homenaje), welcher sich neben dem Eingang der Burg erhebt und mit dieser durch eine auf schönen Spitzbogen sich stützende Steinbrücke verbunden ist. Den Bergfried krönt ein wundervoller Kranz von Matacanes, wie solche auch das Tor beschützen. — Diesen ersten Nachmittag begnügte ich mich, um das Schloß herumzuschlendern, zwischen den hohen Fruchtschäften von *Asphodelus albus*, der biblischen Feldlilie, welche hier März und April einen zarten Wald weißer Blütenrispen hervorzaubert, und üppig wuchernden Spritzgurken (*Ecbalium elaterium*), deren grüne Fruchtkapseln sich knallend entluden, wenn ich sie berührte, was zuerst unbeabsichtigt geschehen war und mir einen ordentlichen Schrecken eingejagt hatte. — Aber am 18. Juli, einem Tage mit trockener Backofenhitze, war ich wiederum hier oben. Das Schloß leuchtete förmlich in sattem Gelb. Palma erschien blendend weiß und das Meer in einem tiefen Ultramarin, mit dem die weißen Segel der Fischerbarken grell kontrastierten. Ich überschritt die Zugbrücke und warf einen Blick in den Graben, der viel sauberer gepflastert war als irgendeine Straße Palmas, und in dessen schattiger Tiefe ein Pfau behaglich promenierte.

Das Tor fand ich sorglos offen. Ich las die Bestimmungen, drang weiter, durchmaß ein Vestibül — nichts regte sich — und gelangte in den Hof, ein gewaltiges Rondell mit einem Ziehbrunnen in der Mitte. Wie gut ein Trunk täte! Aber das Schloß blieb still. Da begann ein Vogel zu singen. Es klang wunderbar weich wie ein Flötenkonzert. Ich riet auf eine Drossel, es war ein Kanarienvogel. Den Hof umschließt ebenerdig ein Säulengang mit 21 einfachen Rundbogen, im oberen Geschoß indessen eine Galerie aus ebenso vielen gotischen, die durch einen Mittelpfeiler, welche zwei zierliche, schlanke Spitzbogen stützt, geteilt werden. Das Bild dieses so wuchtig und zierlich umhegten Raumes, dessen Dach der Himmel ist, lohnte schon hinlänglich den Weg, aber ich begehrte mehr zu sehen, und so klatschte ich nach Landesbrauch kräftig in die Hände, und alsbald erscholl ein verschlafenes „Voy“ und dann ein kräftigeres „Ya voy“, worauf ein hagerer Alter in Pantoffeln herangeschlürft kam. Alsbald begann er zu erklären. — Der Hof ist über einer Zisterne von gleichem Durchmesser angelegt, in die das Regenwasser hauptsächlich von dem flachen Dache, „der Terrasse“, durch sechs steinerne Kanäle niedergeht. Es wird nur während der vier Wintermonate gesammelt, sonst läßt man es mittels besonderer Abzugsröhren nach außen laufen. Und nun sollte ich es kosten. Der Eimer rasselte in die Tiefe, tauchte gefüllt wieder empor und diente mir gleich als Becher. Der Trank schmeckte frisch und kühl. — Im Erdgeschoß hausten früher die Truppen, welche die mallorquinischen Könige, die das Schloß als Sommerresidenz benutzten, zu bewachen hatten.

Im Obergeschoß erregte mein besonderes Interesse die Torre de escape, der Turm der Flucht, dessen unterirdischer Gang fern im Walde ausmündet, und die riesige Küche. Allein der Kamin, durch den man das Blau des Himmels sieht, mißt 10 : 6 Schritte. Mit der königlichen Küche kann sich nur noch ein Raum, die Capilla de San Marco, messen mit einem Bilde des schreibenden Evangelisten. Den Altar sondert ein dunkelbraunes Holzgitter

ab von zartester Wirkung, obwohl es nur aus diagonal sich kreuzenden, fein gezackten Stäben besteht. Das einzige Überbleibsel der ursprünglichen Innenausstattung. Die Kapelle, in der noch heute alljährlich eine Messe abgehalten wird, blickt ins Grüne über die goldgrünen Pinien-
gipfel hinweg landeinwärts bis zu der gesägten Bergkette mit den Gipfeln Teix, Puig Mayor, Gulia und Torella. Die nach außen so trotzig Türme sind der Gemächer gemütliche Erker. — Die Terrasse, ein kolossaler Umgang, durchbrochen von den Ventilationstürmen und dem Kamin, umhegt durch die Außenmauer mit den sieben Türmen, die wie Söller vorspringen, gewährt nach allen Richtungen die entzückendste Aussicht. Palma, die weite Hafenbai, die Cala von Cas Catalá mit ihren Inselchen, das phantastische Bendinat, ein Schloßchen wie aus „Tausendundeiner Nacht“, das Gebirge und die Huerta liegen vor uns. — Aber dieses so paradiesisch gelegene Schloß, als ein Monrepos oder Sanssouci von Jaime II. erbaut, hat viel menschliche Verzweiflung in seinen Mauern festgehalten, denn es vertauschte seine heitere Bestimmung bald mit der eines Kerkers. Bereits dem Enkel, dem Sohne Jakobs III., des letzten Königs von Mallorca, der Reich und Leben in der unglücklichen Schlacht von Llumayor (1349) an seinen Schwager Peter IV. von Aragon verlor, wurde es zum Gefängnis. Im Anfang des verflossenen Jahrhunderts sperrte man den talentvollen Jüngling Melchor Jovellanos sechs Jahre in ein Gemach neben der Kapelle ein, wo eine Tafel mit seinem Relief an ihn erinnert. Eine andere Gedenkschrift im Hofe berichtet von dem Tode durch Pulver und Blei, den bei Sonnenaufgang, am 5. Juli 1817, der General Luis Lacy als Freiheitsheld erlitten hat, und auf der Terrasse bemerkt man viele Inschriften gefangener Franzosen aus der Zeit des ersten Napoleon. Jene indessen waren immerhin glückliche Leute im Vergleich zu den Ärmsten, die man in die Tiefe des Bergfrieds stieß, wo ihnen Luft und Licht nur durch enge Spalten zuströmte.

Von El Terreno setzt sich die Fahrstraße, welche schließlich im Hafen von Andraitx ihr Ende findet, nach Portopí, dem Pinienhafen, fort, einer allerliebsten kleinen Felsbucht, deren Eingang zwei alte gotische Türme bewachen, zwischen denen früher eine Kette ausgespannt werden konnte, um Schiffen den Eintritt zu verwehren. Der nördliche, Torre de Pelayres, blieb unverändert im Schmuck seines Zinnenkranzes, während der südliche durch allerlei Zutaten zu einem Leucht- und Signalturm umgewandelt wurde. Im Portopí pflegt der schwarze, schmucke Dampfer des Erzherzogs vor Anker zu gehen. — Die Halbinsel zwischen Portopí und der geräumigen Cala mayor ist ganz bedeckt von einem niedrigen, zurzeit noch blütenreichen Busch. Zwischen den Pistacien und der stachligen Calycotome, die blühendes Geißblatt (*Lonicera implexa*) durchflechten, stehen Myrtensträucher im weißen Blütenkleide, und hin und wieder trifft man auch noch hohe Heiden mit dicken, roten Blütenkolben (*Erica multiflora*), aber massenhaft himmelblauen Lavendel (*Lavandula dentata*), zierliche, orangefarbene Hauhechel (*Ononis minutissima*), gelbe Fetthenne (*Sedum altissimum*), Wolfsmilch, prachtvolle Immortellen und vor allen Dingen hohe Thymiansträucher (*Thymus capitatus*). — Nahe dem Castillo San Carlos, einem Fort, das die Spitze der zerwaschenen Landzunge einnimmt, gewinnt man einen Ausblick auf die steilen Küsten der Cala Mayor, welche die Brandung kraftvoll umbraust. Aber auch die Siedelungen an den Bergen — lieblich im Pinienwald eingebettet — und das stolze Bellver präsentieren sich besonders schön; die Gebirgskette im Nordosten wirkt geradezu grandios.

Wir suchen unsere Carretera wieder auf, angenehm unterhalten durch die Villen, welche sie begleiten und lehren, daß auch der gewagteste Geschmack seinen Liebhaber findet. So staunen wir einen funkelnden, nagelneuen Bau aus lauter blauen, braunen, gelben und weißen glasierten Ziegeln an, der sich auf hohem, ins Meer abstürzenden Fels erhebt, erschrocken über solche Verirrung

in dieser Natur. Nach einem halben Stündchen — wir mußten die ganze entzückende Cala umwandern — erreichen wir das erst in diesem Jahre gegründete San Augustin und gleich darauf das ältere Cas¹ Catalá, nach einem Hotel-Restaurant so genannt, welches dicht am Meere liegt und im Winter und Frühling mit Vorliebe zu längerem Aufenthalt gewählt wird, wie denn die Fremden — und das sind vorläufig noch zumeist Engländer — sich nicht gern in Palma festsetzen, sondern die Umgebung bevorzugen. Gleich hinter Cas Catalá dürfen wir die Chaussee verlassen, um sie mit einem Pfade zu vertauschen, welcher dem felsigen, aber mählich abfallenden Strande durch Pinienwald mit üppigem Unterholz folgt. Das Meer kräuselt bis an die Wurzeln der Aleppo-Kiefern, und die Schatten der Johannisbrotbäume fallen in die blaue Flut. Nun sind wir an echt mallorquinischem Strande, dem zumeist das Wilde und Überwältigende abgeht, der dafür aber etwas selten Einladendes und Intimes besitzt und mit seinen versonnenen, schattigen Buchten, selbst in den Mittagsstunden des Hochsommers, erquickliche Ruheplätze gewährt. Glaubt man nicht, daß es sich in den stillen Grotten, in die das Meer nur zögernd hineinrauscht, unter den goldgrünen Pinienschatten regen müßte von Nymphen oder Meereskobolden? Wahrhaftig, es sind solch zauberhafte Schlupfwinkel, daß man sich vorstellen möchte, sie seien für ein Oreaden- oder Nereidenvölkchen geschaffen. — Im Verlauf meiner Wanderung traf ich auf ein merkwürdiges, zyklolisches Haus, die selbst errichtete Wohnung einiger Zollwächter, und, nachdem ich bergan die Fahrstraße abermals gewonnen hatte, bald den sanft zum Schloß B e n d i n a t ansteigenden, von Pinien eingefassten Weg. Das Schlößchen ist ein reizendes maurisches Kapriccio, wie die Lonja rotbraun und ein Würfel mit vier mächtigen, viereckigen, das flache Dach weit überragenden Ecktürmen; nur zwei Geschoß hoch, mit spitzbogigen Fenstern und rings — auch die Türme — mit

¹ Cas, Can, Cala leiten sich von casa, Haus, ab.

treppenförmigen Zinnen; der Lichthof, von einer doppelten Galerie gotischer Bogen eingefast, in einen herrlichen Garten umgewandelt und das gesamte Schloß von einer Blütenpracht umgeben, die das Märchenhafte seiner Erscheinung und Lage inmitten eines unabsehbaren Pinienwaldes noch steigert. Seinen Namen schreibt die Sage dem Ausruf König Jakobs, des Eroberers „Bé hem dinat“, „Wir haben gut gegessen“, zu, den er an dieser Stelle getan haben soll, nachdem er mit einem Ranken Brot und Strunk Knoblauch bewirtet worden war!

Vom Schlößchen, welches heute dem Grafen von Montenegro gehört, führt ein kaum zu verfehlender Pfad nordostwärts über die Berge nach dem Örtchen Génova, zunächst durch Pinien über einen Rücken, der einen wundervollen Rückblick auf Bendinat bietet. So stelle ich mir das im tiefen Wald versteckte maurische Schloß vor, in dem der Heilige, der Erzbischof Thomas von Canterbury, sein heißgeliebtes Kind Grazia vor dem Hofe König Heinrichs und seiner wüsten Eleonor verbarg. Wir erblicken auch Bellver, Portopí und San Carlos und vor uns am Meere die modernen Befestigungen. Dann berühren wir einen kleinen, von hohen weißen Mauern umschlossenen Friedhof, und nun lichtet es sich, und wir wandeln bis Génova durch Felder, wo Weizen reifte und jetzt gelblichblaue Leinkräuter sprießen, leicht beschattet von Mandel-, Pfirsich- oder Olivenbäumen, zu denen sich hin und wieder die dichtere Krone eines Johannisbrotbaumes gesellt. Génova ist ein freundlicher, heller Caserio, der aber wie alle Orte in der Nachbarschaft Palmas recht neu aussieht und wenig Überraschendes bietet, es sei denn wiederum die einzigartige Aussicht über die Pinienwälder aufs blaue Meer. Die schmucken, reinlichen Häuschen sind nebst ihren Vorgärten von niedrigen Mauern umhegt, und Ziehbrunnen und Weinlaube verleihen ihnen einen maleischen Anstrich. Viel eigenartiger als die Örtchen sind die Gebäude der Gutshöfe, der Sons. So gleich diejenigen

des Son Berga, wenige Schritte hinter Génova an der Fahrstraße nach Palma. Rings von hohen starken Mauern umwallt, die Wirtschaftsgebäude mit ihren fensterlosen Flanken nach außen gekehrt, das Herrschaftshaus mit hochragendem, viereckigen Turme und alles graubraun ohne Anstrich, in der natürlichen Farbe des Felsens, gemahnen sie an mittelalterliche Burgen. Hinter Génova erhebt sich die steile Sierra de la Burguesa. — In diesen Bergen bestand Jakob der Eroberer die ersten Kämpfe gegen die Araber. Die Fahrstraße trifft vor Santa Catalina die Pferdebahnlinie nach Palma.

Wenn man die Stadt durch die Puerta der heiligen Katharine verläßt, ein richtiges Tor mit langem Tonnengewölbe, den Festungsgürtel überschreitet und den Weg de los Molinos oder de la Industria einschlägt, der den volkreichen Arrabal de Santa Catalina vom Camp d'en Serralta scheidet, gelangt man in jene Straße, die langsam bergan zum Caserio Son Rapiña hinansteigt. Diesen hübschen Spaziergang machte ich am Vormittag des 16. Juni, eines Sonntags. Die blendend weiße Chaussee begrenzen beiderseits beinahe mannshohe Cercados, über welche uralte Oliven hinausschauen, deren mehrhundertjährige Stämme oftmals von der steinernen Einfriedigung ummauert sind. Nach einer Weile erreicht man Son Moix Blanch, ebenso in sich abgeschlossen wie Son Berga. Nur die riesige, runde Tenne liegt außerhalb der Wirtschaft. Es sind gerade Habas, Puffbohnen, gedroschen worden, und zwar mit granitenen, siebenkantigen Walzen, welche Pferde, die sich wie im Zirkus bewegen, hinter sich her wirbeln. — Son Rapiña macht, von dünnen, steinigen Feldern umgeben, im dünnen Schatten seiner Oliven- und Mandelbäume einen recht wasserarmen, heißen Eindruck. Im Winter und Frühling aber muß es hier oben köstlich sein. Zwischen die einstöckigen weißen Steinhäuser mischen sich häufig welche in einem satten pompejanischen Rot. Wie an allen wasserlosen, sonnenreichen Orten

ist die Blumenfülle eine außerordentliche, und Oleander, Bougainvilleen und haushohe Geranien verzehren sich in feuriger Pracht und lassen kaum ein grünes Blatt erkennen. Die Landschaft schwelgte in Licht; kein Wunder bei dieser Sonne, diesem endlosen, glatten Meeresspiegel, der wie ein ungeheurer Reflektor wirkt, diesen weißen oder grauen Felsenhängen. Es herrschte Feiertagsstimmung. Die Kinder ließen in der leichten Brise ihre Volantines, kleine Drachen, steigen, ein Kapellenglöcklein wimmerte, aber das Festkonzert vollführten Tausende von Zikaden mit solcher Inbrunst und Macht, wie ich es nur in den Urwäldern Südamerikas gehört habe.

Wer die Küste Mallorcas in ihrem höchsten Glanze erschauen will, muß die Straße über Bendinat hinaus bis Andraitx fortsetzen. Und so versicherte ich mich für den 9. Juni wiederum meines Don Gabriel und seines Niño, von denen später noch die Rede sein wird, und bei strahlender Sonne ging's in der Morgenfrühe mit leichtem Gefährt aus Palma hinaus durch Santa Catalina auf den goldigen Bellver zu, dessen lichtgrüner Pinienkranz sich noch duftiger und zarter als sonst gegen die tiefblaue Himmelswand abhob, an der weit und breit kein Wölkchen wanderte. Auch El Terreno erschien noch geputzter als früher mit seinen koketten, bunten Aussichtstürmchen; der so oft gesehene Portopí prunkte in neuen Farben und eröffnete neue Blicke, nicht anders ging's mit der Cala Mayor und Cas Catalá: der frühe Morgen verlieh ihnen ungeahnte, überraschende Reize. — Nach 9 km erreichten wir linkerhand die moderne gotische Kirche Unserer Señora de Portals, alsdann Hostalet, und bald darauf nahm unsere Aufmerksamkeit ein eisernes Kreuz unter einer alten Pinie in Anspruch, welches dem Andenken an die beiden Brüder *M o n c a d a* gilt, die an dieser Stelle im Kampfe gegen die Mauren fielen. Die *Moncadas* waren eines der alten katalonischen Adelsgeschlechter. Auch Cervantes erwähnt es im *Don Quijote*. Alsdann erklimmt

unsere Carretera mittels Serpentinien einen Ausläufer der Sierra de la Burguesa, den man seit den Tagen der Eroberung Schlachtenhügel, Coll de la Batalla, nennt. Auf seinem Rücken eröffnet sich uns ein völlig anderes Panorama von großartiger Pracht zwischen dem südlichen Kap Calafiguera und dem genau westlichen de la Mola, die eine wundervolle, dreimal tief in das Land dringende Bucht begrenzen. Uns zunächst und fast zu Füßen die Bai von Santa Ponsa, dann die geräumigere La Romana, und noch westlicher die Cala von Camp de Mar. Nach dem Abstieg gelangten wir zu dem Predio Santa Ponsa mit einem alten Turme und hübschen Palmengruppen und näherten uns derart der Küste, daß ich Gabriel halten ließ und zum Strande wanderte. Durch Pinienwald leuchtete blendend weiß der Sand der Playa, im Wasser wie Silber glänzend. Kein Haus, nicht einmal eine Hütte und auch nirgends ein Mensch. Aber es blühte ringsumher von himmelblauer *Statice* (*St. virgata*), goldgrüner Wolfsmilch (*Euphorbia pithyusa*) und der seltsamen Männertreu (*Eryngium maritimum*) mit ihren blaugrünen, metallisch schillernden Blättern. Den Herbstschmuck leiteten bereits etliche reizende weiße Lilien mit großen Trichterkelchen ein (*Pancratium maritimum*). Die einzigen sich regenden Geschöpfe waren riesige, schwarze Wespen mit gelben Flecken, welche die Blumen besuchten. Die funkelnde Bai, umschlossen von Fels, der sich weit ins Meer hinausreckt, zerrissen und zerwaschen, aber bedeckt von zerstreuten Seekiefern. Eine zerfallene Warte einziges Menschenwerk. Man dankt dem Himmel, daß es noch Stätten wie diese gibt, wo die Natur niemand zu gehören scheint. Die Mittagsstunde nahte, und Niño griff tüchtig aus, um den letzten Hügel, den Coll de Andritxol¹, die Rippe des Kap de la Mola, zu bezwingen. Wir waren oben, und Andraitx lag in heller Weiße durch einen Rahmen uralter Oliven gesehen vor uns, eingebettet in das stumpfe Grün eines riesigen Mandelwaldes, überragt von

¹ x spricht sich wie sch, ig wie tsch; also Andritxol = Andritschol, Raxa = Rascha, Puig = Putsch.

der Kirche und einer Windmühle und rings von male-
rischen Bergen umschlossen, an deren Westabhänge der
düstere, imposante Gebäudekomplex des Son Maix, einer
alten Feste ähnlich, liegt. Das Bild wird durch ein hohes
Gebirgshaupt mit doppeltem, stumpfen Gipfel beherrscht.

Andraitx, eine Villa von etwa 7000 Seelen, ist freund-
licher als die meisten mallorquinischen Orte, da die
Häuser weiß oder auch rot und gelb getüncht sind, und
macht mit seinen Palmen und langen hohen Mauern,
welche auch die innerhalb der Stadt gelegenen Gärten
einfriedigen, einen morgenländischen Eindruck. Auch die
ruinenhafte Kirche mit dem Stumpfturm stimmt dazu.
Unser Wägelchen erregte Aufsehen, und man lugte vor-
sichtig hinter den Vorhängen der Haustür — alten Säcken,
auf denen noch die Firmen zu lesen waren — hervor. Die
Bevölkerung gilt als sehr arm trotz des paradiesischen
Tales, das sich eine Meile zum Hafen zieht mit einem
Wald von Oliven, Feigen, Johannisbrot- und vor allem
Mandelbäumen. Letztere werden hier so hoch wie Birn-
bäume und zeitigen die besten Sorten. Ich durchwanderte
diesen herrlichen Hain, der gleichzeitig doppelte Ernten
gibt: in der Höhe Früchte, am Boden Korn — in der Stunde
des Pan, sah mir, zur Villa zurückgekehrt, noch die Torre
comuna an, den alten Gemeindeturm, in den sich die
Bevölkerung vor den häufigen Überfällen der Sarazenen
flüchtete, und begab mich in die Fonda, wo sich inzwischen
Don Gabriel und Niño restaurierten. Der freundliche
Wirt freute sich, in mir einen Halbamerikaner zu ent-
decken, und erzählte mir mancherlei über Andraitx und
seine Leute. Die Männer müssen mehr wie anderswo
außerhalb nach Verdienst trachten und suchen ihn haupt-
sächlich in der Auswanderung nach Kuba, wo sie als
Schwammfischer arbeiten oder sich als Köche verdingen.
Die Jungen treten in Palma oder, wo es ein besseres Gast-
haus auf der Insel gibt, als Lehrlinge ein — sie sollen die
Gastronomie geradezu monopolisiert haben — und dann
geht's hinaus nach Westindien. Aber selten verläßt sie die
Sehnsucht nach einem Häuschen in ihrem Heimatsort, und

wenn sie genug dazu und einige Duros mehr haben, um ein kleines Geschäft anzufangen, kehren sie zurück. Nicht alle aber wählen diesen umständlichen Weg, viele ziehen es vor, die Barken im nahen Hafen zu bemannen — als Schmuggler.

Wir brachen frühzeitig auf und rasteten noch einmal am Meere, diesmal an der Bucht von Camp de Mar. Nirgends trifft man prächtigere, breitwipfligere Pinien — es gibt solche, deren Krone einen Durchmesser von 30 Schritten besitzen — und nirgends ebenmäßigere. Ein kraftvoller, astloser, silberner Säulenstamm trägt sein ungeheures Schirmdach so leicht und frei, ich möchte sagen spielend, wie ein Athlet eine Kraftprobe besteht. Durch die schimmernden Stämme leuchteten das Meer, die wundervoll gegliederten Vorgebirge, die felsigen Inselchen und der weiße, sandige Strand, dessen Lockung zum Bade Fischerkinder fröhlich Folge leisteten. Aber dieses Dorado an Schatten, Licht, Luft und Schönheit genossen wir nicht allein. Zwischen den Seekiefern waren Hängematten ausgespannt, eine Gesellschaft schlemmte aus Körben und Flaschen, und etlichen Soldaten, die offenbar einen guten Riecher für die Auswahl ihrer Posten zur Bewachung der Küsten besaßen, fiel es plötzlich ein, mich auf etwaige Spionage wegen Photographierens zu sondieren. — Und dann ging's heim. Stärker als am Morgen fiel mir, den Blick jetzt mehr landeinwärts gerichtet, die Einsamkeit und Öde der Gegend auf. Kein Wunder, sie ist wasserlos. Man sah kein einziges Schöpfrad, und so sind denn auch die meist einen isolierten Hügel krönenden Sons, schwerfällige, fensterarme, niedrige Gebäude, selten. Im Nordosten verloren wir das amboßartige Haupt des Puig Mayor kaum aus den Augen, aber zwischen ihm und uns erhebt sich die Hauptmasse des außerordentlich zerklüfteten mallorquinischen Gebirges.



Verf. phot.

Blick vom Molo auf El Terreno und Schloß Bellver.



Palma. Hof im Castillo de Bellver.



Verf. phot.

Andraitx. Bucht von Camp de Mar.

Verlassen wir die Stadt durch die östliche, dem Meere nahe Puerta del Campo und halten wir uns an der Küste, so gelangen wir alsbald zu dem Molinar, einer Straße, an der sich eine ganze Anzahl von Windmühlen aufreihet. Freilich von den meisten stehen nur noch die Kegel mit oder ohne Haube, und dann tragen sie gelegentlich ein großes Bauer für Tauben; andere aber haben noch ihre volle Rüstigkeit bewahrt. Solch' eine Windmühle besitzt einen turmartigen, runden Unterbau aus festem Stein, oben mit einem Fensterchen, aus dem der Müller Ausschau halten kann, und ein spitzes Dach aus Stroh. Die sechs gewaltigen Flügel sehen ganz abenteuerlich aus. Sie bestehen aus einem durch einen Holzstrahl gestützten Gitterwerk, wie es scheint von Bambusstäben, und sind durch eine Menge Stricke mit der meterlang über die Kreuzung der Arme hinausragenden Achsenspitze verschnürt. Sobald die Mühle arbeiten soll, wird über das Gitter ein weißes Leinentuch gezogen, welches man in der Ruhe wie ein Segel aufrollt. Das Skelett der Flügel fügt sich ungemein roh aus kaum bearbeiteten Baumstämmen und Ästen zusammen. Den Fuß der Mühle umgibt das einstöckige, weißgetünchte Müllerhäuschen mit drei oder vier Türen und flachem Dach. Solcher Kornmühlen sind auch heute noch mehrere Hundert um Palma herum zur Erntezeit im Betrieb. — Gemächlich weiter schlendernd, gelangen wir nach dem Örtchen Portichol, malerisch um eine felsige Bucht aufgebaut, und anschließend zum Caserio Las Figueras baixes mit ganz interessanten Häuschen, bemerkenswert durch ihre altertümlichen Veranden und Balkone. Vorgeschobene Steinpfeiler tragen ein Gebälk und dieses eine schwere, steinerne Brüstung. Schließlich erreichen wir den Coll d'en Rebassa, einen von Hornmohn überwucherten Hügel, von dem man eine schöne Aussicht über die Bucht von Palma, auf Bellver und das Gebirge genießt. Namentlich der breite, sanft gerundete Gipfel des Puig de Massanella tritt in seiner ganzen Stattlichkeit hervor.

XVI.

Miramar. Sóller.

Das Reisen auf der Isla dorada. — Im leichten Wägelchen. — Durch die Campiña. — Eine Erbkönigslandschaft. — Fürstliche Herrnsitze. — Von Wald und Busch. — La Cartuja. — Erinnerungen an George Sand und Chopin. — Valdemosa. — Die Schöpfungen des Erzherzogs Ludwig Salvator. — Museo Balear. — Ein herrlicher Weg. — Miramar. — Deyá. — Sóller. — La Huerta. — Der Barranch und Gorch blau. — El Cuello de Sóller. — Son Alfabia. — Son Raxa.

Das Reisen auf Mallorca hat noch heutzutage seine Schwierigkeiten. Es ist richtig, die Insel durchkreuzen mehrere Eisenbahnen, und neuerdings gibt es auch einen Schienenweg ins Gebirge nach Sóller, aber trotzdem bleibt man weit entfernt von schönen und interessanten Orten wie Pollensa, Alcudia, den berühmten Höhlen der Ostküste und den lieblichsten Punkten der Sierra, wie Valdemosa, Miramar u. a. Die Bahn verbindet nämlich nur die größten Städte mit Palma, und diese liegen alle weit von Küste und Gebirge entfernt. Wer aber nur das Innere der großen Baleare kennenlernt, wird kaum verstehen, mit welchem Recht man sie *Isla dorada*, die goldene Insel, oder gar die Perle des Mittelmeeres nennt. Nun will ich nicht verschweigen, daß man durch geschickte Kombination von Zug und Diligencia ein gutes Stück weiterkommt. Aber, wenn der verehrte Leser einmal in der Diligencia, einem die Posten vertretenden Privatfuhrwerk, gefahren ist, glaube ich, läßt er's beim Versuch bewenden. Ich schlage es gering an, daß in einem solchen, mit Bock und zwei mäßigen Längssitzen ausgestatteten Gesellschaftswagen dreimal so viel Menschen Platz finden als hineinpassen, und der Sitte gemäß jede Straße, welche Anstalten macht,

aus der Horizontalen in eine geneigte Ebene überzugehen, von den freundlichen Passagieren zu Fuß genommen wird, das möchte passieren, obwohl es im Hochsommer besonders auf Mallorca nicht jedes Nordländers Leidenschaft sein wird, gerade bergan gehen zu müssen, aber daß man das Gestell mit Vorhängen derart hermetisch verschließt, daß auch nicht das geringste Gerüchlein entschwinden, geschweige denn das Auge etwas von der Umgebung erhaschen kann — solches, meine ich, dürfte gründlich abschrecken. So machte ich mich zur Puerta San Antonio auf, wo billigere Fuhrwerke ihren Stand haben, und sprach einen bieder und rechtschaffenen aussehenden Mann an, der auf einem kleinen, gefälligen, vierrädrigen Wagen mit einem wohlgenährten Rosse davor seine Zigarette rauchte. Wir waren in wenigen Augenblicken handelseinig. Programm: Palma, Valdemosa, Miramar, Soller und zurück, verteilt auf drei Tage. Preis: 7 Duros, aber Verpflegung sowohl seiner Person als des Pferdes Sache des Kutschers. Am anderen Morgen um 7 Uhr Abfahrt.

Er war pünktlich, und so ging's im leichten Trabe die Calle San Miguel hinunter, und bald befanden wir uns auf der Chaussee nach Valdemosa, welche zunächst die Huerta von Palma durchschneidet. Der 19. Juni war ein Prachttag, heiß natürlich, aber nicht schwül. Der Monat selbst gehört im Mittelmeergebiet zu den schönsten. Wer Neapels Umgebung im Juni nicht gesehen hat, kennt sie nicht! — Die Huerta ist in dieser Richtung in der Hauptsache ein großes Weizenfeld mit Mandel- und Pfirsichbäumen. Man erblickt überall Göpel für die künstliche Bewässerung. Es ist das Grundwasser, welches gehoben wird; indes sehen wir seltener jenes malerische Rad, an das einfach Tonkrüge als Schöpfer gebunden sind, mit Esel oder Maultier als Triebkraft, die mit verbundenen Augen stundenlang im gleichen, langsamen Trott den Kreis beschreiben, wie hypnotisiert von der knarrenden Musik des rohen Holzwerkes und nur notdürftig von Schilf oder einem Feigenbaum beschattet, sondern meistens die modernen,

eisernen Windmühlen, deren runde Räder sich wie ein Ventilator aus unzähligen Speichen zusammensetzen und auf hohem, turmartigen Gestell flüchtig drehen. Das Wasser wird in einem großen, offenen Bassin aufgefangen und nach Bedürfnis verwandt. Bis dahin entwickelt es sich zu einem Criadero, d. h. einer Brutstätte für Moskitos, eine gräßliche Inselflage. In der Nähe der Berge treten die Mandel- und Pfirsichbäume zurück, die Oliven werden vorherrschend, und immer häufiger mischen sich prächtige Steineichen unter sie; zwei wundervolle Belaubungs-kontraste. Aber die Oliven werden auch zusehends knorriger und gefallen sich in den bizarrsten und phantastischsten Formen. Viele besitzen einen erstaunlichen Umfang und somit, da der Ölbaum langsam wächst, ein ungeheures Alter; drei Mann mögen sie knapp umspannen. Diese greisenhaften Baumgestalten, in deren vermorschten Stämmen bisweilen mehrere Personen Platz finden, wurden sicherlich bereits von den Mauren gepflanzt. Es ist eine Erbkönigslandschaft, welche im Mondschein überaus spukhaft wirken muß.

Wir durchfahren etwa 13 km bis zum Fuß des Gebirges eine reiche Ebene, ohne auf ein Dorf zu stoßen. Die ganze Gegend ist in Güter, Haziendas, aufgeteilt, welche im Mallorquin Sons heißen, und deren Baulichkeiten keineswegs immer den Charakter einer mittelalterlichen Burg zur Schau tragen, sondern oftmals mit den Schlössern unserer Edelleute wetteifern und sogar gelegentlich wertvolle Kunstschatze enthalten. Solch' prächtige Herrensitze sind La Granja bei Esporlas (7 km westlich im Gebirge), ein Palacio mit herrlicher Loggia, wundervollem Park mit Wasserkünsten und einer reichen Gemäldegalerie; Son Alfabia, ebenfalls wegen seines großartigen Parkes sehenswert, und Son Raxa, berühmt durch seine Sammlung antiker Skulpturen. Letztere, an der Fahrstraße Palma—Soller gelegen, werden wir auf dem Rückwege besuchen.

Kurz bevor wir die Bergfahrt beginnen, taucht wenigstens eine Siedelung, der Caserio La Esqlyayeta, mit Kirche und verlassenem Nonnenkloster auf. Dann geht's energisch

bergan — das harte Arrí — Arrí, mit dem der Kutscher das Pferd anstachelt, verstummt kaum — und hinein in den Gebirgsstock, welcher die Westküste als ein breiter, hoher Wall einfaßt und die Insel vor dem Wüten der verderblichen Nordwinde schirmt. Der im Gegensatz zu Menorca mächtigen Entwicklung dieses Randgebirges verdankt die größere Baleare ihr weicherer Klima und vor allen Dingen ihren paradiesischen Reichtum an Fruchtbäumen, ferner aber viel landschaftliche Schönheit, denn wenn seine Gipfel auch nur vergleichsweise bescheidene Höhen erreichen — König der Berge ist der Puig Mayor mit 1445 m — so ist es doch fast in allen Teilen felsig, zerklüftet und zerrissen, reich an schroffen Hängen und Abgründen, Schluchten und Pässen, merkwürdigen Felsbildungen und eigentümlichen Profilen. Überdies fehlt es noch nicht an Wald. Vom Meeresstrande bis in Höhen von 700 m reicht der goldgrüne Gürtel der Pinien (*Pinus halepensis*), zwischen 500 und 650 m finden sich die ausgedehntesten Bestände der Steineiche (*Quercus ilex* var. *ballota* mit eßbaren Früchten), oft vereint mit Schwarzpappel und Bergulme, und auf das Reich der Seekiefer folgt der Buchsbaum (*Buxus balearica*) den freilich nur ein schneller Schutz vor dem gänzlichen Verschwinden bewahren könnte. Aber die verschiedenen Bäume, zu denen noch Acebuche, die wilde Olive, tritt, nehmen es nicht so streng, sich zu sondern, und namentlich Pinien, Steineichen und wilde Ölbäume gesellen sich gern zueinander. Wo es den Bäumen nicht gelang, Fuß zu fassen, machte sich der Busch breit: Mata, Weißdorn, der prächtige balearische Johanniskrautstrauch (*Hypericum balearicum*), der sich im Frühling in gelbe Blütenpracht kleidet, Myrten und Zistrosengewächse und mannshohe Heiden, zwischen welchen es kaum je an blühenden Kräutern mangelt.

Von allem bekamen wir einen Vorgeschmack auf der Fahrt nach dem 400 m hoch gelegenen Valdemosa, dessen vorgeschobene Häuser wir nach etwa drei Stunden begrüßten. Kurz zuvor bot uns noch ein Landgut inmitten hoher Dattelpalmen hier oben in den Bergen ein zwar be-

fremdliches, aber besonders anziehendes Bild; allein noch mehr überraschte der Blick, welcher sich über dasselbe hinaus aufs nordwestliche Meer öffnete. Ehe man in den Ort selbst tritt, wird man linkerhand durch die weitläufige Cartuja gefesselt, ein ehemaliges Karthäuserkloster mit einer Staffage von Palmen und Araukarien, auf einer Erhebung gelegen. Es ist ein althistorischer Fleck Erde, denn schon König Sancho besaß dort, wo sich heute das Kloster erhebt, ein kleines Schlößchen. Von dem Reichtum der Karthäusermönche zeugt die 1717 begonnene prächtige Kirche mit wundervoller Kuppel über der Kreuzesvierung und elegantem Glockenturm mit mehreren Fensterstockwerken, anmutiger Galerie und zierlicher Spitze. Auch die Innenausstattung des Tempels überschreitet weit das gewöhnliche Maß durch die Freskogemälde und die köstlichen Schnitzereien des Gestühls. Einige Prunkstücke sind nach Palma gewandert. Nach Verjagung der Mönche spielte sich in den verlassenen Klosterzellen ein einzigartiges Idyll ab: die George Sand bewohnte sie mit Chopin. Es war der Winter 1838/39, den die Baronin de Dudevant, schon damals eine gefeierte Romanschriftstellerin, mit dem brustkranken Komponisten an dieser verschwiegenen Stätte verlebte, wo sie, während ihr Freund in schwermütig-süßen Harmonien schwelgte, die Novelle „Spiridion, der Sämänn“, schuf. — Valdemosa ist ein echtes Bergnest mit einer mehr trotzig als schönen Kirche, die hohe Zypressen wie eine Garde bewachen. — Kaum eine Viertelstunde in der Richtung nach Deyá liegt rechterhand eines der vielen Besitztümer Erzherzog Ludwig Salvators¹, welches Son Moragues genannt wird. Man sieht von der Straße die herrlichen Zypressen und Pinien, in deren Nähe der sich verbergende Gutshof befindet. Sein

¹ Ludwig Salvator, Erzherzog von Österreich-Toskana, geb. 1847, in weiteren Kreisen bekannt durch seine Prachtwerke über verschiedene Mittelmeerinseln (Liparen, Balearen), siedelte sich vor einem Menschenalter auf Mallorca bei Valdemosa an, schuf sich dort ein Tusculanum und wurde der begeisterte Freund und beredte Verkünder der Schönheiten und Wunder der Isla Dorada. Er starb vor wenigen Jahren.

Besuch ist sehr empfehlenswert, da das Herrschaftshaus zu einem Museum umgewandelt wurde. Vor demselben empfing mich eine freundliche, sehr saubere Frau, und nach einem Blick auf das erzherzogliche Wappen über dem Tore und das Schild „Museo Balear“ stiegen wir in das obere Geschoß, dessen Zimmer mit mallorquinischen Möbeln und Hausrat, allerhand Steinzeitlichem, alten und neuen Industrieprodukten (unter ihnen große Prunkvasen aus Felanitx mit ihrer durchbrochenen Spitzenmusterornamentik und fabelhaften Vögeln) und einer sehr hübschen Sammlung zeitgenössischer mallorquinischer Gemälde angefüllt sind. Die Bildersammlung enthält reizende Landschaften, darunter die El Torrente genannte Häuserpartie aus Sóller. Besonders gefielen mir auch die alten Oliven an der Meeresbrandung, ferner Volkstypen und Gemälde, die auf Gebräuche Bezug nehmen, wie die roten Trommler des Municipio von Palma.

Von nun ab genossen wir fast ununterbrochen, obwohl wir immer hoch oben an den Bergen blieben, eine wunderbare Aussicht auf die Küste und das unendliche Meer und alsbald auch einen köstlichen Schatten, den die herrlichsten Steineichen spendeten; denn wir befanden uns auf Grund und Boden seiner K. K. Hoheit. Hier erfährt man, was für ein Wald überall Mallorcas Gebirge bedecken könnte, wenn er nicht sinnlos verwüstet wäre und würde, und hier hört man, welch liebliche Sängler Berg und Tal bevölkern und beleben möchten, wenn der Mallorquin nicht alles schonungslos niederknallte. Ja, hier, aber auch nur hier, gibt es noch Singvögel. Nach etwa 20 Minuten genußreichster Fahrt erreichten wir einen Signalturm, den man mittels einer Leiter erklettern kann und der diese Mühe mit einem umfassenden Blick auf die pittoreske Küste, aus deren Gehölz gelegentlich ein weißes Tempelchen hervorlugt, und vor allem auf die malerische Punta Foradada, eine schmale, weit ins Meer hinausragende Felsrippe, lohnt. Dem alten Wartturm liegen die Gebäude eines ebenfalls erzherzoglichen Sons gegenüber, und dort erkundigte ich mich bei einer gerade Erbsen aushülsenden

Matrone, wo denn der Park sei. Baedeker preist nämlich: „Prachtvoll sind die Spaziergänge in dem ausgedehnten Park mit Landhäusern, Marmortempeln, einer Kirche hoch oben und mehreren Eremitas.“ Nun, das wollte ich mir doch nicht entgehen lassen. Aber die Alte hatte in ihrem Dasein von einem „parque“ nichts gehört und zählte mir als Antwort mit monotoner, nasaler Stimme sämtliche Besitztümer des Archiduque auf: Son Gallard, Son Galcerán, Son Marroig, Son Ferrandell, Son Moragues und etliche mehr. Auch sonst wußte niemand von einem Park, und erst, als wir bald darauf zu der unmittelbar an der Straße gelegenen Hospederia gelangten, begriff ich, daß es sich um einen Naturpark handelte. Und ein Stück mallorquinischen Urwaldes ist es denn auch, welches, zurzeit von weißen, wilden Rosen durchflochten, an den Bergen hinauf zu der hochgelegenen Kirche de la Santa Trinidad emporklimmt und, wie Baedeker betreffs des „Parkes“ angibt, ausgeschmückt wurde.

Miramar war einst eine Dependenz der Karthäuser und Retiro des frommen Mystikers Raimundo Lulio, eines fruchtbaren theologischen Schriftstellers, der sich aber als eine Art Polyhistor auch mit Naturwissenschaften und Baukunst beschäftigte. Die einzigartige Stätte ist heute hauptsächlich seinem Andenken geweiht. Wir besuchen die Höhle des Seliggesprochenen, seine Quelle und den Marmortempel mit dem Standbilde des gebenedeiten Mallorquins. Die Kapelle, das Oratorio de Trinidad, stammt aus der Wende des 13. Jahrhunderts und wurde vom Erzherzog gründlich restauriert und kostbar ausgestattet. Das Altarbild ist ein Werk Steinles. Das ehemalige Kloster hat sich in dem Herrschaftshause, wenn auch in mannigfacher Umgestaltung, erhalten. Mit der Kirche verbindet sich das Fragment eines gotischen Kreuzganges zu einem harmonischen Bilde, aus dem St.-Margareten-Kloster in Palma hierher verpflanzt. Der Erzherzog bewohnt ein hübsches Haus zwischen Landstraße und Küste, nicht weit von der Hospederia. In dieser, der Herberge, einem recht schmucken Gebäude, kann man für

drei Tage umsonst Nachtlager, Licht und Feuerung erhalten. Für Leute, die in Gesellschaft reisen und Lebensmittel mit sich führen, mag das recht angenehm sein.

Wir setzten unseren Weg nach Deyá fort mit dem Ausblick auf die rote Punta Foradada, die ihren Namen einem großen Loch oder Tunnel verdankt, den die Brandung in die schmale Felszunge geschlagen hat; eine Wohnstätte der Meeresvögel. Die Chaussee fällt in einen trichterartigen Talkessel und steigt einen Bergkessel hinan, an dem sich terrassenförmig die Villa Deyá aufbaut. Zu Füßen des 1000 Meter hohen Teix, in Oliven, Feigen, Kaktus und Zitronenbäume, die noch voller Früchte hingen, eingebettet, würde das Örtchen gewiß einen sehr lieblichen Eindruck machen, wenn die Häuser nicht alle so fahl und farblos wie das Erdreich wären. Die Hitze wurde in dieser Bergesenge unerträglich, das Wasser war fast versiegt, und die Gipfel standen in jenem graublauen Kolorit, das sie sommers in Südtalien annehmen. Alle Häuser verschlossen. Die einzigen Wesen, denen ich begegnete, während Gabriel und Niño ein wenig der Ruhe pflegten, Engländerinnen, die hier offenbar die Sommer-„Frische“ genossen. Ich dankte dem Himmel, als Lenker und Roß bereit waren, mich aus diesem Brutofen zu erlösen, und atmete auf, als ich wieder das Meer sah und seinen belebenden Odem spürte. Noch einmal ein reizendes Bild: das hart an der See gelegene Lluchalcari mit Kirchlein, Sarazentürmen und Palmen; dann beginnt der Abstieg nach Sóller, und mit diesem öffnet sich ein neues Panorama.

Sóller, ein Städtchen von etwa 9000 Einwohnern, liegt in einer Mulde, dem Abschluß einer fjordartigen Einbuchtung der Küste, inmitten der höchsten Erhebungen der Insel. Wir sehen im Süden sehr nahe den durch zwei Hörner ausgezeichneten Gipfel des Teixgebirges, im Nordosten den schönen, bald einem Amboß, bald mehr einem griechischen Giebel gleichenden Puig Mayor, der sich in

eine richtige Sierra, gesägte Gebirgskette, fortsetzt und im Osten den Puig de l'Ofre. Sóller breitet sich eben wie auf einer Tafel aus, beherrscht von seiner Parochialkirche, deren viereckigen, mit zwei Fenstergeschossen ausgestatteten Turm eine schlanke Pyramide krönt. Nur die Landhäuser klettern an den Bergen hinan bis in die Nähe der Örtchen Biniaraix und Fornalutx, die sich bereits an den breiten Fuß des Puig Mayor klammern. Die Stadt steckt ganz im Grünen. Früher waren es hauptsächlich Orangenbäume, deren reichlicher und vorzüglicher Ertrag die Gegend berühmt gemacht hat. Leider tat ihrer Kultur eine Krankheit Abbruch, und so sind sie heute vielfach ersetzt durch Zitronen, Feigen, japanische Mispeln, Walnuß-, Johannisbrot-, Maulbeerbäume und Oliven. — Den Eingang Sóllers bezeichnet ein Steinkreuz auf hoher Säule, und nicht weit davon befindet sich das moderne „Hotel Marina“, wo den Reisenden ein Vestibül mit roten Marmorsäulen empfängt. Ich zog die dicht beim Bahnhof versteckte alte „Fonda Pentinadó“ vor, wo eine wundervolle Laube von Heliotrop den Willkommensgruß duftet. Sóller ist eine reinliche und behagliche Stadt mit großen, geräumigen Häusern, deren Tore weit geöffnet sind und den Durchblick bis zum Garten gestatten, und bietet winters und besonders im Frühling sicherlich einen entzückenden Aufenthalt. Aber jetzt war es entsetzlich heiß, zumal nur durch das enge Hafental ein erfrischender Wind aufsteigen konnte; denn sonst gewährt der gewaltige Felswall nicht die geringste Ventilationsmöglichkeit. So regte sich denn kein Lüftchen, dagegen wimmelte es von Blutsaugern, welche die Nacht gar nicht abwarteten, um den Menschen zu peinigen. Dabei fällt mir ein, zu erzählen, daß ich schon auf der Tour von Palma nach Deyá von kleinen, schwarzen Fliegen belästigt wurde, die durch die Strümpfe stachen. An Sehenswürdigkeiten besitzt das Städtchen den Torre, einen Gießbach, welchen ganz malerische Häuser einfassen, und in dem, wenn er Wasser hat, gewaschen wird; das alte Franziskanerkloster dicht vor der Stadt mit großer Kirche und einer wundertätigen Christusstatue und

die ebenfalls recht geräumige, einschiffige Stadtkirche mit auffallender Portalrosette aus tiefgrünen, blauen und roten Glasscherben. Übrigens macht die Stadt Anstrengungen, sich zu verschönen, und an der Plaza erheben sich bereits verschiedene elegante, moderne Bauten. Die Hauptsache bleiben indes die vielen und lieblichen Aussichtspunkte, welche man, die Huerta durchschreitend, und ein wenig in dem mannigfaltigen Busch, in dem noch die Myrte blühte, ansteigend, mühelos erreicht.

Die Huerta erlangt ihre größte Üppigkeit in jenem eine Stunde langen Tale, welches Sóller mit dem Hafen verbindet und von einem Bach durchflossen wird, von dem zurzeit freilich nur das trockene Bett zeugte. Dieser Fruchtgarten erinnert an den von Murcia; jedes Plätzchen wurde ausgenutzt, und man bemerkt fast alle in Spanien heimischen Fruchtbäume. Es ist alles Kleinbesitz, Quintas, welche Hecken aus spanischem Rohr (*Arundo donax*) trennen, eine jede mit Noria oder Sinia (auch Sini), wie man auf Mallorca sagt. Hier sieht man die allerprimitivsten Schöpfräder mit den um die Felgen gebundenen Tonkrügen und die Tiere in seltsamen Vermummungen aus Decken mit allerlei schlotternden Anhängseln, einem hohen, spitzen Hut und einem Augenschutz aus zwei gewölbten Tellern oder trichterförmigen Körbchen; Maßregeln gegen die Insektenplage. Die Hafembucht, ein rundlicher See mit verhältnismäßig schmalem Zugang, wirkt weniger großartig als freundlich. Das Hafenörtchen wird malerisch von Pinien überragt. Am Strande stehen etliche uralte mit ungeheuren Kronen. An der Playa blühen große Büsche des gelben Hornmohns (*Glau-cium luteum*), und die Hügel stehen im feurigen Schmucke einer Wolfmilch (*Euphorbia dendroides*), deren bald abfallende Blätter sich brennendrot gefärbt haben.

Sóller bildet den Ausgangspunkt einer Tour in den Gorch blau. Bis zu dem von Sóller sichtbaren Caserio Biniaraix gibt es noch einen Fahrweg, alsdann ist man auf einen Saumpfad (und Maultier) angewiesen, welcher anfänglich ziemlich gemächlich, bald aber bei dem Can Siles

genannten Anwesen kühn in einer engen Felsenschlucht, dem *Barranch*, in zahllosen Zickzacken, die insgesamt eine Länge von 7 Kilometer haben sollen, 900 Meter überwindet, ohne sich dabei, so möchte man sagen, vom Flecke zu bewegen. „Beim Anblick dieses schreckenerregenden, ungeheuerlichen Engpasses erscheint es beinahe unmöglich, daß es dem Pfade gelingen sollte, den Rand der Felschlucht zu gewinnen, die eher einem riesigen Brunnen oder dem gewaltigen Krater eines erloschenen Vulkanes gleicht.“ In der oberen Schlucht befindet man sich am Fuße des *Oregipfels*, und nachdem man noch einen Grat überstiegen hat, der *Ofre* und *Puig Mayor* vereinigt, in dem Hochtale *El Pla de Cuba*, umringt von den Gipfeln *Puig Mayor*, *L'Ofre*, *Els Tossals verts* und *Massanella*, welcher dem *Puig Mayor* mit 1400 Meter wenig nachsteht. Dieses Tal wird in der günstigen Jahreszeit durch verschiedene Quellen gespeist. Im Sommer ist der Gießbach, welcher den *Barranch* durchströmt, trocken und höchstens in dem Leitungsgraben, der anfänglich den Weg begleitet, Wasser vorhanden. Die Felswände des unteren *Barranco* sind terrassiert und tragen Oliven. Die Fortsetzung durch das schöne Hochtal führt zu den *Predios Almallutx* und *L'Estret* und mündet schließlich in den *Gorch blau*, wiederum ein Engpaß hoher, schroffer Felswände, aber mit einem nie versiegenden stillen und tiefen Gewässer. Allein Fels und Wasser baden sich in dem *Blau des Himmels*, und so wurde dieses Naturwunder, wie *Capris* berühmte Grotte, eine Farbensymphonie in *Blau*. Eine rohe Steinbrücke trägt den Pfad weiter, welchen man über den *Predio San Pedro de Escorca* und den *Caserio* gleichen Namens bis nach dem Wallfahrtsorte *Lluch* verfolgen kann.

Die direkte Fahrstraße von *Sóller* nach *Palma* wetteifert mit dem Wege, den wir gekommen sind, an Schönheit. Gleich bei der Stadt heben die weiten Serpentinien an, welche den *Cuello de Sóller*, den Gebirgskragen, für das Gefährt erobern, und deren 30. uns auf den Kamm befördert, während uns 32 zu der *Huerta Palmas* hinabführen. Die zahllosen Windungen eröffnen immer neue

Blicke, sei es auf den majestätischen Puig Mayor oder das paradiesische Söller, sei es auf merkwürdige Felsen oder Pinien und Steineichen, die sich verwegen an ihnen festheften oder die blühenden Myrtengestrüppe, das schneeige Gerank der Vidriella (*Clematis flammula*) und den weißen Flor der immergrünen Rose (*Rosa sempervirens*), die um so üppiger blühen, je höher wir steigen. Und einmal erleben wir sogar noch eine märchenhafte Überraschung: dicht an der Straße, unter hoher Felswand, inmitten von Oliven, Seekiefern und Steineichen, liegt ein weißes Häuschen mit einer Weinlaube, über und über be-rankt von Efeugeranien in herrlichster und dichtester rosenroter Pracht. Es ist ein Fielato, ein Oktroi-häuschen, dessen farbenfrohen Anblick ich gerne durch eine Lumière-platte festgehalten hätte. — Der Grat flachte zu einem Plateau ab, groß genug für ein Gut mit hübschen Gebäuden. Auch ein Wegewärterhaus mit wohlgepflegtem Gärtchen und ein Säulenkreuz haben hier oben Platz gefunden. Söller ist verschwunden, aber der Puig Mayor präsentiert sich prachtvoll in fast reiner Silhouette eines griechischen Giebels. Und nun geht es schnell bergab, eine frischere Luft umweht uns, wir sehen wiederum das Meer, aber jetzt das südliche. Beim *Son Alfabia* gelangten wir in die Ebene. Gabriel rastete einige Minuten, die ich dem bekannten Gute widmete, einem Herrensitz mit prächtiger Auffahrtsallee, einem reichen Fruchtgarten und Kaskaden und Springbrunnen. Das rote Schloß von seltsamer Bauart besitzt einen Vorflur mit altarabischem Dache und einer arabischen Inschrift, die folgendes besagt: „Gottes ist die Lehre. Von Gott kommt die Kraft. Von Gott stammt das Mitleid. Gott ist groß. Es gibt nur einen Gott. Der Reichtum liegt in Gott.“

Schon nach wenigen Minuten erreichten wir Can Penasso, einen Hostal, bei dem die Diligencias haltzumachen pflegen, um ihre Rosse für die 32 Schlangenlinien zu stärken, und die Reisenden das nämliche zu tun im Hinblick auf den angedeuteten mallorquinischen Brauch kaum verabsäumen werden. Bald darauf trafen wir zwischen

dem 14. und 15. Kilometerstein vor Palma den zum Son Raxa rechts in die Berge abzweigenden Weg. Son Raxa, wie Bendinat, Eigentum des Conde de Montenegro, dürfte der fürstlichste aller mallorquinischen Edelsitze sein. Zu dem in Zypressen geborgenen Schlosse leitet eine reich mit Vasen und Statuetten verzierte hohe Treppe aus dem Parke, den die üppigste Vegetation und die liebevolle Pflege vieler Geschlechter zu einem Kleinod mit seinen Spaziergängen, Irrgarten und Aussichtstempelchen gestaltete. Das Schloß selbst adeln die wertvollsten Kunstschätze, welche auf der Insel vorhanden sein dürften, namentlich eine Skulpturensammlung, die freilich nicht aus Mallorca stammt, sondern Ende des 18. Jahrhunderts aus Italien herüberkam, in der Hauptsache bei Ariccia im Albanergebirge durch den Kardinal Antonio Despuig y Dameto, einen Mallorquin, zutage geförderte Antiken. Die Marmorbildnisse sind gut erhalten, aber meistens unter Lebensgröße. Als die vorzüglichsten gelten eine Halbstatue des Alcibiades und vor allem eine Augustusbüste.

XVII.

Pollensa. Alcudia. Manacor.

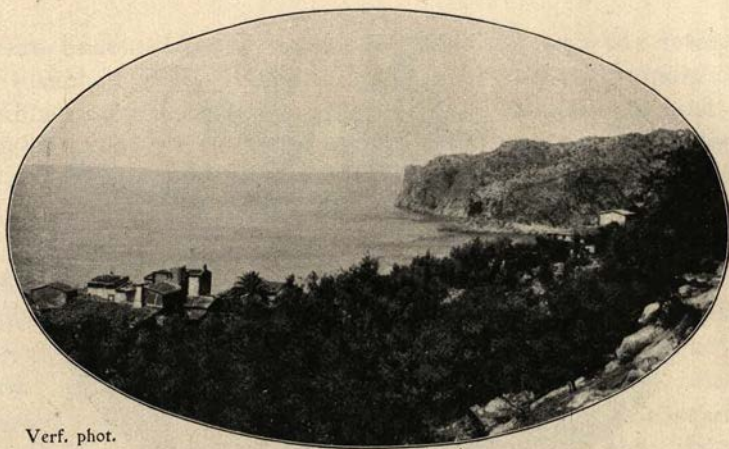
Hams- und Drachenhöhle. Felanitx.

Der Hostal. — Alaró. — Binisalem. — Das Haus der Landstadt. — Inca. — Torrente de Pareys. — Colegio de Lluch. — Campanet. — Pollensa. — Alte Trachten. — Alcudia, Mallorcas Rothenburg a. T. — Ein entzückender Hafen. — La Puebla. — Muro. — Petra, Heimat des Gründers von San Francisco. — Manacor. — Cueva de Hams. — Drachenhöhle. — Porto Cristo. — Felanitx, die Töpferstadt. — Der verhängnisvolle Palmsonntag. — Eine zyklische Mauer. — Trilla. — „La Rosa n'era poncella . . .“ — „Bewirte mir die Schnitter gut . . .!“ — Son Oliver und keltische Denkmäler. — Porreras. — Montuiri. — Etwas vom Klima. — Nach Menorca.

Da sich Don Gabriel und sein wackeres Roß Niño so trefflich geführt hatten, beschloß ich, mich ihnen nochmals für einige Tage anzuvertrauen und bereits am Sonntage (23.) verließen wir wiederum Palma, dessen Bevölkerung zum Johannistage rüstete, diesmal durch die Puerta San Antonio in der Richtung nach Inca. Gleich linkerhand zogen meine Aufmerksamkeit die ausgedehnten Hostales auf sich, richtige Karawansereien mit dem Wagentroß, der unter dem weit vorspringenden Vordach, das eine unabsehbare Reihe plumper Steinsäulen stützte, nur ein teilweises Unterkommen gefunden hatte. Der Hostal (Herberge) gehört noch heute zu den interessantesten Bauten an der mallorquinischen Landstraße, besonders auffallend durch die Steinpfeiler, dorischen Säulen gleichend, aber nicht Monolithe, sondern aus dicken Steinscheiben zusammengesetzt. In kurzem Abstände folgen der Caserio del Hostalet, eine freundliche und reinliche Häuserreihe, in die gerne Erholungsbedürftige einkehren, und die erst wenige Jahrzehnte existierende Poblacion Pont d'Inca mit

einer modernen Mühle von enormen Dimensionen. Dann bilden einige Zeit vereinzelt Norias und Windräder unsere Unterhaltung, bis uns die Villa Santa Maria aufnimmt, deren etwas plumpe Steinhäuser — der Deckstein der Tür ist oft ein einziger, behauener Felsblock — wir neugierig betrachten. Die Siedelung bestand schon in arabischer Zeit und hieß damals Canarrossa. Außerhalb des Ortes, aber von der Landstraße sichtbar, erhebt sich auf einer kleinen Höhe die Ermita de Son Segui. — Im Bannkreis von Santa Maria liegt der Son Fiol, in dessen Viña man 1833 ein 18 Meter langes und 12 Meter breites Mosaik aus kleinsten Täfelchen von allen Farbenvarietäten des mallorquinischen Marmors entdeckte, die Erschaffung Adams und Evas und die Verschacherung Josephs darstellend; zweifelsohne aus einer christlichen Kirche des 6. oder 7. Jahrhunderts, von der man ebenfalls noch Reste fand, und die offenbar durch die Mauren zerstört wurde. Als 1835 die Mönche, welche Eigentümer dieses Predio waren, vertrieben wurden, hat man im blinden Eifer auch das Mosaik mit hinausgeworfen, von dem nur eine Skizze Zeugnis ablegt. — Was haben diese berserkerhaften Mönchsverjagungen Spanien alles gekostet!

Die von zyklischen Mauern in weite Felder zerlegte Huerta trägt hauptsächlich Oliven und Wein. Der Weinbau hat auf der Insel durch verschiedene Plagen stark gelitten, und man sucht ihm heute durch die amerikanische Rebe wieder aufzuhelfen. Jedenfalls sind umfangreichere Viñen ein seltenerer Anblick als an der spanischen Küste. Wir begegneten vielen toten Windmühlen, die, ihrer Arme und oft auch ihres Helmes beraubt, zu stummen Anklägern des Großkapitals wurden. Linker Hand genossen wir die schönsten Blicke ins Gebirge, dessen vorgeschobene Berge häufig riesigen erratischen Blöcken gleichen. — Bei dem Örtchen Consell zweigt eine Straße nach dem am Fuß der Kordillere gelegenen Städtchen Alaró ab, berühmt durch den nahen isolierten, schroff abstürzenden Felskegel Castillo de Alaró, den heute eine Einsiedelei krönt, vormals aber eine Festung, die in der Geschichte der Insel



Verf. phot.

Küste bei Miramar.



Palma. Castillo de Bellver.
Torre del homenaje.



Verf. phot.

Sóller. Noria.



Palma. Das neue Mühlenheim.

eine bedeutende Rolle gespielt hat. Es war das letzte Stückchen Erde, auf dem das Banner des selbständigen Königreichs Mallorca durch eine kleine Heldenschar hochgehalten wurde, die nur der Hunger bezwang. Die Sieger — Spanier — rösteten sie für ihre Treue bei lebendigem Leibe.

Nach etwa zwei Stunden erreichten wir Binisalem, die erste Stadt mit der für die Orte der Ebene typischen Bauart. Die Calle de la Concepción, welche wir zur Kirche hinanfahren, gleicht einer durch hohe Mauern, die hin und wieder Tore und Fenster enthalten, eingefassten Straße. Die Häuser, der Balkone entbehrend, scheiden sich nicht voneinander. Überall der rohe Felsstein, kaum irgendwo ein Anstrich, es sei denn, daß man gelegentlich um die Fenster einen weißen Rahmen getüncht hätte. Und so sind mehr oder minder nicht nur alle Straßen hier, sondern auch in Pollensa, Alcudia, Montuiri usf. Der Raum, welchen die mit einem Scheunentor wetteifernden Doppelflügel öffnen, dient so ziemlich außer zum Schlafen für alle Bedürfnisse der Bewohner. Unter ihm befindet sich die Zisterne. Er ist häufig recht freundlich weiß und blau ausgemalt — die Balken blau, die Decke weiß —, mit zwei sich kreuzenden Girlanden aus buntem Papier geschmückt und jedenfalls recht luftig. Das Bild der Empfängnisstraße wird durch die stattliche Kirche abgeschlossen, deren Turm mit vier Geschossen gotischer Fenster und vier Ecktürmchen sich überaus imposant gegen seinen Hintergrund, den düsteren Bellveure, einen klobigen, beinahe würfelförmigen Bergklotz, abhebt. Binisalem kultiviert hauptsächlich Wein und vornehmlich eine Sorte, deren mit besonderer Sorgfalt gezogene und konservierte Trauben den Namen Calops führen und viel nach Palma wandern.

Mit dem regen Handelsstädtchen Inca, einem Stapelplatz für Landesprodukte, hatten wir etwa die Hälfte unserer heutigen Marschroute hinter uns. Schon die Keltiberer haben an dieser Stätte gehaust, wie ihre Nachgelassenen megalithischen Denkmäler, die leider der Zer-

störung anheimfielen, beweisen. Ihnen folgten die Römer, deren Andenken sich durch Inschriften bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und die Inca eine Epoche der Blüte gebracht haben sollen, dann die Vandalen und Goten, welche es zerstörten, und schließlich die Araber, die es wieder aufbauten und dem erobernden Jakob einen volkreichen Ort hinterließen. Früher auch durch seine Majoliken bekannt, macht er einen lebhaften Eindruck, und die Hauptstraße gleicht einer Geschäftsstraße Palmas. Die Umgebung ist fruchtbar und lieblich und wird von dem nahen Cerro Santa Magdalena und seiner Kapelle beherrscht. Man baut Wein, Mandeln, Feigen und Safran und züchtet jene schwarze Sorte Schweine, die uns überall auf der Insel angrunzt und Mallorca auf dem Festlande am meisten bekannt macht; denn „el porc mallorquin“ kennt jeder. Ferner umfaßt die Feldmark Brüche eines bunten, sehr geschätzten, wie Sülze gemusterten Marmors. Früher war diese Gegend ein Mönchs- und Nonnenparadies, und die Stadt ist noch auffallend reich an Kirchen und Kapellen, deren bedeutendste, die Parochialkirche, ein besonders schöner und stolzer gotischer Turm auszeichnet.

Von Inca empfiehlt sich eine Tour zum *Torrente de Pareys*, einer großartigen Felsenschlucht, die sich in eine schmale Meeresbucht mit gewaltigen und steilen Felswänden fortsetzt. Das Wasser soll von unübertrefflicher Durchsichtigkeit sein und wunderbare Färbungen besitzen. Man kann sich vorstellen, daß in diesem stillen Meeresarm die Spiegelung und der Kontrast zwischen der von See und Himmel hereinbrechenden Lichtflut und den harten Schatten der ungeheuerlichen Gebirgsstürze einzigartige Effekte erzeugen und von außerordentlicher Wirkung sein muß. Die Straße führt genau nordwärts an einer Windmühlenkolonie vorbei zur *Villa Selva* am Fuß des *Massanella* in einem Haine von Oliven und Mandeln und setzt sich zu dem Örtchen *Caimari* fort. Dann folgt der Anstieg nach *Escorca* durch eine enge Bergschlucht; der Weg zieht sich an den *Llangonisa* genannten Hängen hin

und wird schließlich zum schmalen und schwindelnden, an einem Abgrunde, dem Salt de la Bella Dona, entlangführenden Pfad. Escorca, ein Caserio zerstreuter Gehöfte am Nordostfuß des Puig Mayor, ist durch das Colegio de Lluch (spr. Luk) bekannt; Kultusstätte eines uralten Madonnenbildes, zu dem aus allen Teilen der Insel Pilger strömen. Früher ein Augustinerkloster, dient es heute als Erziehungsanstalt und beherbergt die nach ihrer Tracht benannten Atlots blaus (blaue Burschen), welche besonders die Musik pflegen. Zum Torrente führt ein Saumpfad. — Gelegentlich unternehmen kleine Dampfer eine Tagestour für Touristen von Palma nach dem berühmten mallorquinischen Fjord. —

Die Chaussee verwandelt sich öfters in eine Allee von Pappeln, Ulmen und Zedrachbäumen, und durch ihre Stämme hindurch taucht alsbald das malerische Buger auf, welches einen Hügel einnimmt und von seinem Gottes-
hause und vier Windmühlen überragt wird, deren silberne Flügel sich jetzt in der Erntezeit lustig drehen. Buger gegenüber und nicht weiter von der Landstraße entfernt liegt das kleine Campanet, dessen Häuschen wie Küchlein die überraschend große und weithin sichtbare Kirche umscharen. Nachdem wir den Torrente de San Miguel, der vom Puig Massanella kommt, gekreuzt haben, treffen wir auf die Straße La Puebla—Pollensa (am Knotenpunkt ein typischer Hostal) und wenden uns nun genau nördlich in die Berge mit schönen Pinien, Steineichen und Olivenbeständen. Dieser letzte Teil unserer Fahrt, welcher über die nordöstlichen Ausläufer der Sierra mit ihren reizvollen Tälern hinweggeht, ist der landschaftlich schönste. Wir wähen uns öfters nach Valdemosa und Miramar zurückversetzt. Und ein zweites Sóller glauben wir in Pollensa zu erblicken, ebenfalls wundervoll in einem weiten Talkessel gelegen, der, wie schroff und kahl und oft wild die Gebirge rings in der Runde aufsteigen mögen, ein Gartenparadies ist.

Dicht vor dem Städtchen empfängt uns die ungemein sympathische Kirche del Roser vell — der alten Rose —

ein weißer, gotischer, von Zypressen bewachter Tempel. Auch ein malerisches Säulenkreuz erfreut uns, und wir ziehen mit allerlei Hoffnungen auf neue angenehme Bilder ein. Diese erfüllen sich nun zwar in nur bescheidener Art. Die Straße, welche wir zum Hotel verfolgen, durchfurcht das jetzt trockene, ausgemauerte Bett eines Baches, von zahllosen, steinernen Brücken überwölbt, die zu den Türen der Häuser führen, deren Fluchten uns hier und sonst so fernsterarm, grau und mauerhaft anstarren wie in Binisalem. Was aber dem Orte mangelt, ersetzt in reichem Maße die Umgebung, von deren Schönheit wir uns nirgends besser als vom Oratorio del Calvario einen Begriff machen können. Ein bequemer Passionsweg mit den üblichen Stationen und Zypressen führt uns zur Kapelle hinan, und alsdann haben wir die Stadt im grünen Kranze, die wundervolle Hafengebucht mit den beiden weit ins Meer hinausgereckten gebirgigen Landzungen, die mit dem Kap Formentor und del Pinar abstürzen und den gewaltigen, zerklüfteten Wall der Kordillere vor uns. Der Rigi Pollensas ist indes ein isolierter, höherer Bergkegel mit dem besuchten Heiligtum Unserer Señora del Puig und einem früheren, jetzt in eine Pilgerherberge umgewandelten Nonnenkloster, eine, auch noch die prachtvolle Bai von Alcudia umfassende Rundschau bietend. Ich verzichtete auf diesen Genuß und wanderte noch ein wenig in die Huerta hinaus, welche sich von Pollensa bis zur Bucht in einem breiten Tale ausdehnt. Freilich ist dasselbe nicht besonders fruchtbar. Die Zwergpalmen, welche die angrenzenden Höhen bedecken und nebst den Agaven von weißen Perücken blühender Clematis überwuchert sind, deuten auf armen Boden hin, und in der That füllt es mehr ein Steineichenwald als ein Fruchthain. Aber an diesem heißen Tage war mir sein Schatten köstlich, und die öfters halb eingefallenen Mauern boten angenehme Ruhesitze.

Wir brachen noch gegen Abend nach Alcudia auf. Die gute Straße bot uns bald einen freien Blick auf die tiefe, große Bai von Pollensa, an deren Strande wir nicht ein

einziges Schiff, sondern nur etliche Villen erblickten. Ein wahres Ideal für Sommerfrischler! Seine hervorragende Schönheit verdankt dieser Busen der herrlichen Gebirgskette von Kap Formentor, deren Häupter seltsame Formen besitzen — ein Gipfel z. B. gleicht einem Stierkopf mit Hörnern — und auch zu erheblichen Höhen (über 400 Meter) ansteigen, die im Angesicht des Meeres doppelt wirken. Alsbald konnten wir auch „das Loch“ unterscheiden, ein natürliches Felsentor, durch welches der Himmel der Nordküste schaut. Es begegnete uns viel Volk, aber ich blickte mich vergebens nach Leuten in der alten Landestracht um, die vor 30 Jahren noch ziemlich gebräuchlich gewesen sein muß. Nach Willkomm bestand sie aus weiten, faltigen, bis zum Knie reichenden Pumphosen eines dunklen, einfarbigen, gestreiften oder karierten Baumwollstoffes, dunklen Strümpfen und Schnalenschuhen, die nicht geschwärzt wurden (solche werden noch heute gern getragen), kurzer, dunkler Jacke, schwarzer oder violetter Leibbinde, einer Weste mit zwei Reihen Metallknöpfen und breitkrämpigem, schwarzen Filzhut. Ich besitze das farbige Bildchen eines Dudelsackpfeifers in diesem Kostüm, nur daß die Strümpfe kurz und die Waden nackt blieben und das Haupt eine Art bunter Fez bedeckt. Die kurzen, bauschigen Beinkleider sind blau.

Alcudia (arab. der Hügel) ist das Rothenburg Mallorcas. Dieser merkwürdige Ort dürfte sich seit Jahrhunderten nicht verändert haben. Eine Gründung des alten Roms, war er in den Zeiten der Cäsaren die Hauptstadt der Insel und wurde als solche, da ihr die Natur keinen Schutz verlieh, mit einem ganz gewaltigen Mauergrütel ausgestattet, zu dem später noch ein zweiter kam. Beide haben sich bis zum heutigen Tage fast vollständig mit Türmen und Toren erhalten. Besonders imponiert die Puerta de Jara, das dem Hafen zugewandte Tor, mit seinen beiden zinnengekrönten Ecktürmen. Die Mauern (von etwa 1,70 Meter Durchmesser) sind von Efeu und dem dornigen, von weißen Blüten behangenen Kapernstrauch überwuchert und machen, wie der Ort selbst, einen ver-

träumten Eindruck. Im Westen, sich an die Befestigungen anlehnend, sieht man die Ruinen des antiken Zirkus, von dem die Zwinger gut erhalten sind und auch heute noch einen Zweck haben, da sie als Schweinekoben benutzt werden. Sobald Schritte nahen, erheben sich die zahlreichen, schwarzen Insassen und schauen wie aus einer Theaterloge ungestüm grunzend dem Kommenden entgegen. Die Stadt ist eng und nicht sehr freundlich, jedoch apart. — Die Häuser sind fensterarm. Im Erdgeschoß befindet sich nur die hier überall recht schmale, aber hohe Tür, durch welche man auf die überaus geräumige Diele mit der gebälkten Decke tritt, die als Wohnzimmer und, wo ein Geschäft betrieben wird, als Verkaufsraum und Lager dient. Schaufenster dürfte es nur sehr wenige geben. Die älteren und umfangreicheren Häuser (aus dem 15. Jahrhundert) besitzen unter dem Dache jene eigenartige Fenstergalerie der Paläste Palmas, und ihre Portale und Hauptfenster zeigen allerlei gotischen Zierat. Die meisten Häuser sind grau wie der Fels, aus dem ihr Material gebrochen wurde, aber es gibt auch eine Anzahl, wo Tür und Fenster einen Kalkrahmen bekamen oder selbst das ganze untere Geschoß geweißt wurde, was sich dann ziemlich seltsam ausnimmt. Fast nirgends gewahrt man Balkone oder Blumenschmuck. So öde sich nun im ganzen die Straßenzüge ausnehmen, so liebevoll und öfters reich ist das Wohnzimmer ausgestattet, so daß es mir immer wieder Freude machte, in jene behaglichen Räume, die bis spät in die Nacht hinein offen blieben — und gewissermaßen zur Straße gehören —, hineinzuschauen. — Ich hatte in der „Fonda Colomar“ Herberge genommen und das Staatszimmer zur Plaza hinaus erhalten. Unten in dem Wirtsraume war es gesteckt voll, und man verschlang Eis, um der Hitze Herr zu werden. Es herrschte tatsächlich entsetzliche Schwüle, und jedes Lüftchen, welches sich vielleicht vom Meere heraufwagte, wurde durch die Mauern abgehalten. — Die Stadt liegt ungemein schön zwischen zwei Meerbusen auf schmaler Landschwelle, welche den Monte de la Victoria, dessen Aus-

läufer im Kap Pinar ins Meer stürzt, mit der Insel verbindet. Es ist nicht schwer, sich vom Orte selbst aus einen Blick über die Windmühlen hinweg in die Bahia de Pollensa zu verschaffen und über die Huerta in den Busen von Alcudia. Aber diese prachtvolle Lage ist eine zugleich gefährliche durch die Nähe der Albufera, eines brackigen Sumpflandes, an der letztgenannten Bucht, die sich als fürchterlicher Malariaherd entpuppte. Heute legt man das Fieberbecken trocken, und als ich dort war, kam auch die Erlaubnis der Regierung zur Schleifung der Festungswerke.

Die reiche Huerta Alcudias dehnt sich bis zum Hafen und überrascht durch ihre vielen Palmen. Man baut ziemlich viel Flachs und Hanf. Das Wasser wird durch unzählige Sinias gehoben; es ist Grundwasser von auffallend süßem Geschmack, der, so paradox es klingen mag, vielleicht durch geringfügigen Salzgehalt seine physiologische Erklärung findet. Der Hafen rechnet auf Zuwachs; vorläufig gewährt er außer einigen Fischerbooten nur den jeweiligen Dampfern der Linien Ciudadela—Alcudia und Mahón—Barcelona Obdach. Aber er ist der reizendste, den man sich denken kann. An die einzige Reihe schmucker Häuschen schließt sich eine endlose, blinkende Playa mit wundervollem Pinienhaine. Das Panorama gehört zu den schönsten durch das konturenreiche Gebirge im Rund. Ganz wunderbar muß es vom Oratorio des Monte Victoria oder der den Gipfel krönenden Warte (454 Meter) sein, welche beide Buchten, die Kordillere und darüber hinaus das nordwestliche Meer entschleiert. An der Playa blühte die Salsona, ein gelber Alant (*Inula crithmoides*) und wucherten kleine Rasen des *Plantago crassifolia*.

Die „Fonda Colomar“ würde Baedeker als ärmlich bezeichnen, und als ich mir vorsichtshalber mal den „Ort“ ansah, hatte ich Lust, mich mit Grausen zu wenden. Aber wohin? Ich bemerkte zwar uns schräg gegenüber ein neueres Haus, in dem unten Mehlsäcke standen und oben gelangweilte Menschen in den Fenstern saßen, aber dieses „Hotel“ sah mir so dünn, leicht und hellhörig aus, daß ich

mich zu einem Umzuge nicht entschließen konnte. Die Moskitos waren dieselbe Zucht, aber ich blieb wenigstens vor Nachbarn bewahrt, die bis zum Morgengrauen schwatzen. Die Cena versöhnte mich vollends, obwohl der Wein, ein trübes, saures Gewächs, auch von der Dienerin mit einem „ja, er ist schlecht“ schlankweg verdammt wurde. Die Nacht gestaltete sich zu einer Schlacht mit Blutsaugern, und ich war froh, als ich die übliche Ensaimada, den süßen fettigen Kuchen, in meinen Kaffee tauchte und Niño draußen mit seinem Schellengeläute klirrte. Der Wirt, ein biederer Patron, verlangte nur 2 Pesetas für alles in allem und hatte trotzdem getan, was er konnte.

Wir wollten nach La Puebla und schlugen die direkte Fahrstraße ein, welche Alcudia mit Palma verbindet und, zwischen dem bewaldeten Hügel von Biniatria und Son Ciurana hinziehend, nach einer kleinen Stunde die Carretera Pollensa—La Puebla trifft. Dieses erste Stück der Fahrt gewährt eine herrliche Aussicht auf die Sierra und besonders den Puig Mayor, der nunmehr einen Zwillingsgipfel zeigt — zwei stumpfe Spitzen trennt ein flacher Sattel — und den Massanella, dessen Profil dem des Brockens ähnelt. La Puebla ist noch heute der Endpunkt der Eisenbahn und darum reich an Fondas, die, eine seltene Erscheinung auf der Insel, ihre Zimmerpreise durch Plakate ausschreien. Der Ort bietet nichts, es sei denn das Kuriosum absolut fensterloser Häuser. Die hier runden Torbogen waren aus sehr großen, strahlenartig zusammengefügtten Steinen gewölbt. Es ist nicht so verschieden in den Orten Mallorcas wie die Haustür! Muro kündigt sich schon von fern durch seine Windmühlen an. Es ruht auf Fels, der unmittelbar am Weichbilde der Stadt mit Säge und Spitzhacke abgebaut wird. Da überall Reste stehenbleiben, die bald Mauern, bald Pfeilern gleichen, machen diese Steinbrüche den Eindruck freigelegter Ruinen. Die Kirche, ein stattlicher Bau, über-

rascht durch den prächtigen Glockenturm, desgleichen in dem nächsten Örtchen Santa Margarita, dessen Schweinezucht Ruf hat. Nunmehr schlugen wir die neue Chaussee nach Ariany ein, welche über eine Hügelkette und durch das Tal des Banderola führt. Rechts präsentierte sich das malerische, hochgelegene Santa Maria. Die Landschaft wurde öde und steinig, ein Hungerboden, mit dem nur strauchartige, goldgelbe Königskerzen (*Verbascum sinuatum*) und gelbe Disteln (*Scolymus hispanicus*) und von Kulturgewächsen Kichererbsen und Knoblauch fürliebnehmen. Ringsumher kein Schöpfrad, dagegen Windmühlen, selbst im Bau begriffene und die meisten in eifriger Tätigkeit. — Ariany gelb. Petra, mit gewaltiger Kirche, imposantem Stumpfturme und fleißigen Windmühlen ist ein sehr alter, malerisch auf Fels gelegener Ort, der in früheren Zeiten volkreicher gewesen sein soll. Aus dem die Stadt überragenden Franziskanerkloster San Bernardino de Sena stammt der Mönch Junipero Serra, der Gründer von San Francisco de California. In der Umgebung der weithin sichtbare sargförmige Bonany mit viel besuchter Wallfahrtskirche. Wer von Menorca in die Bucht von Alcudia einläuft, wird den eigentümlichen Tafelberg lange im Auge behalten. Bei Petra erreichten wir die Straße Inca—Manacor, von Wein und Feigengärten begleitet, und nach etwa 5 Kilometern das Sa Real genannte Tal, welches, durch einen ausgiebigen Quell bewässert, zu den fruchtbarsten der Gegend gehört; es ist reich an Orangen, Birnen und besonders Äpfeln, von denen Exemplare bis zu 50 Zentimeter Umfang reifen sollen!

Manacor (Bahnhof), mit etwa 15 000 Einwohnern die zweite Stadt der Insel, dürfte außer Palma auch die regste und wie jenes ein Sammelpunkt des Landvolkes sein. Trotzdem hat man Mühe, ein öffentliches Restaurant zu finden, dagegen wimmelt es von Klubs, namentlich politischen, wie Circulo de la Juventud Conservadora, Republicano, Agricola usw., alles gut besuchte Lokale, in denen übrigens auch der Fremde eine Erfrischung nehmen

kann. In der Stadt mischt sich Altes und Neues. Sie unterscheidet sich beträchtlich von Alcudia oder Pollensa schon durch die vielen modernen Geschäfte mit Schaufenstern und richtigen Läden, sowie die neuen breiten, mit Bäumen bepflanzten Straßen. In den engen Gassen der Innenstadt erhielten sich jedoch die bequemen Häuser mit der geräumigen Wohndiele, in die man durch ein rechteckiges Tor tritt — häufig erst nachträglich aus einem Rundbogen herausgesägt — offenbar, um einer Änderung des Geschmacks nachzukommen. Die Sehenswürdigkeiten in der Stadt selbst sind ein altes Turmgemäuer, der Überrest eines Palastes der Könige von Mallorca, und die restaurierte Pfarrkirche in Form eines griechischen Kreuzes mit einer Kuppel über der Vierung, welche einer Windenblüte gleicht und in der Art des Cimborio der Kathedrale Valencias mit schönen Maßwerkfenstern ausgestattet wurde. In der nächsten Umgebung weckt der Molinar Interesse als einer der größten Mühlenheime der Insel, denn es sind kaum weniger als zwei Dutzend Windmühlen, die hier auf verhältnismäßig kleinem Raume ihre glänzenden Flügel ausspannen. Wo die Straße nach Felanitx die Stadt verläßt, erhebt sich die Torre de las puntas, wohl die Ruine eines maurischen Castillo, wenigstens spricht der Kranz von spitzigen Zinnen für arabischen Ursprung. Die genannten Vorzüge und Sehenswürdigkeiten dürften aber kaum genügen, Fremde nach Manacor zu locken, zumal es sehr heiß und wasserarm ist, wenn es nicht den Ausgangspunkt für die berühmten Tropfsteinhöhlen von Porto Cristo bildete. So heißt der 13 Kilometer östlich an einer kleinen Bucht gelegene Hafenort, in dessen Bannkreis sich die Höhlen Drach, Pirata und die neuerdings entdeckte Hams befinden.

Nach kurzer Mittagsrast brachen wir zum Puerto auf. Die mäßige Carretera führt an einigen Windmühlen und kleinen Pinienbeständen vorüber und gewährt einen schönen Rückblick auf die Stadt und ihren prächtigen Molinar. Noch ehe das Meer erscheint, etwa dreiviertel-

wegs, zweigt sich rechts der Pfad zur *Cueva de Hams* ab, wo ich Gelegenheit hatte, mich einer kleinen Gesellschaft zu ihrem Besuche anzuschließen. Man lernt eine größere Anzahl unterirdischer, mit phantastischen Namen etikettierter Räume kennen wie Kaisersaal, Wüste des Einsiedlers, verzauberte Stadt, Engelstraum, Tal der Wonne, Feensaal, bunter Garten, welche alle weder sehr hoch noch besonders weit sind und auch nirgends durch ihre Größe imponierende Tropfsteinbildungen enthalten und dennoch, wenn auch nicht überwältigen, so doch entzücken durch die Feinheit und zarten Farbenharmonien ihrer Stalagmiten- und Stalaktitenwelt. Uns überrascht der ungeheure Reichtum feinsten Formen, die den höchsten Grad der Zierlichkeit und Verzweigung im Saal der Engel erreichen, den man passend einen dem Meere entstiegene Korallenwald nennen dürfte. Dabei reinste Farbentöne in allen Abstufungen vom matten Gelb zum zarten Rosa und dem allmählichen Verblässen bis zur Durchsichtigkeit des Kristalls. Es gibt Stalaktiten, die von pulvrigem Schnee umhüllten Eiszapfen gleichen, und andere, die, mit dem zartesten Spitzengewebe wetteifernd, die Wände verschleiern. Es ist, als wenn sich Feen zauberische Boudoirs geschaffen hätten, denn alles ist zart, zerbrechlich duftig, ein Spielzeug; Frauengeschmack. Das Wasser, welches etliche Weiher und einen See bildet, ist so kristallhell, daß man Mühe hat, sich von seiner Anwesenheit zu überzeugen, und wenn gar Tropfsteinbildungen darin untertauchten, wurden neue Wunder an Farben und Spiegelungen geschaffen. So bei der verzauberten Stadt, die ein *Vineta* vortäuscht. — Die Hamshöhle heißt nach ihrem sehr unternehmungslustigen Besitzer und wird erst seit wenigen Jahren besucht, aber von Kennern allen übrigen der Insel vorgezogen. Jedenfalls besitzt sie den Vorzug der Jungfräulichkeit, denn niemals schwärzte sie Fackelqualm. Man beleuchtet sie mit Azetylenlampen, die elektrische, überall verteilte Glühbirnen wirksam unterstützen.

Der Eingang zur Cueva del Drach befindet sich auf dem Gipfel eines unmittelbar am Hafen gelegenen Hügels und wird von der Außenwelt durch eine hohe, ringförmige, weithin sichtbare Steinmauer abgeschlossen. Das schlichte Tor führt in eine Wildnis heimischer, immergrüner Bäume und Sträucher, durch die ein Pfad und wenige Stufen in das grottenartige Atrium hinunterleiten. Nunmehr kann die Entdeckungsreise beginnen. Sie erstreckt sich auf drei Höhlen (Cueva negra, blanca und de Luis Salvator), von denen die schwarze Höhle in die größte Anzahl Kammern zerfällt, wie Fegefeuer, Höhle der Fledermäuse, Theater, Kammer der Verirrten (weil einmal einige Besucher hier 16 Stunden in unfreiwilliger Gefangenschaft verweilt haben) u. a., die man durchwandert, die üblichen Kuriositäten, wie einen Thronhimmel der Virgen del Pilar, den Kopf einer Ohreule, einen Löwen, einen Davidsthron, heiligen Joseph und dergl. in Augenschein nehmend, um zunächst den See der Wunder zu schauen, über dem sich eine Unzahl horizontaler (!) Stalaktiten gebildet hat, und dann, zum Bade der Königin Esther vordringend, einen Ausblick auf den See der Wonne zu gewinnen, dessen absolut reines Wasser wie in einer Erstarrung verharret und welches wahrzunehmen das Auge sich erst gewöhnen muß. Nun geht's zurück fast bis zum Eingang und alsdann durch die „Straße von Gibraltar“ in die an Merkwürdigkeiten reiche weiße Höhle, welche am schwarzen See ihr Ende findet und auch diese wieder retour, um in die nach dem Erzherzog genannten Räume mit dem Pfeilersaal, dessen Tropfsteinbildungen weißen Marmorsäulen ähneln, zu gelangen und den See der Großherzogin von Toskana zu besichtigen. Die vier genannten Wasser, auf welche bald eine berauschte Fülle von Stalaktiten herabrieselt, bald der Sinter zarte Schleier spannt, sind nur Teile eines einzigen, das einem halbkreisförmigen blinden Flußlauf gleicht. Drachen- und Hamshöhle besitzen sozusagen denselben Stil. Erstere ist größer, ihre Tropfsteingebilde sind zum Teil kräftiger und massiger, und einen besonderen un-

bestreitbaren Reiz verleihen ihr die ausgedehnten Lagunen. Die Hams ist intimer, ihr Filigran unerreicht und ebenso der zarte Schmelz der phantastischen Gebilde, die wegen ihrer Reinheit eben erstanden scheinen. Die Drachenhöhle hat eine Periode der Fackel hinter sich.

La Cueva de Artá galt früher als die sehenswerteste. Ebenfalls an der Ostküste, aber bedeutend nördlicher, ist sie ziemlich schwierig zu erreichen, da der Ausgangspunkt, die Stadt Artá, der Bahnverbindung entbehrt. Kammern und Tropfsteingebilde sind von kolossalen Verhältnissen. Es gibt Säulen von 20 Meter Höhe! Aber diese, überdies sehr ausgedehnte und tief in die Erde dringende Höhle soll von Rauch vollständig geschwärzt sein und selbst Mallorquinos zuckten, über sie befragt, die Achseln. Ein Landsmann in Barcelona, welcher die Isla dorado gründlich kannte und sehr liebte, sprach sich sogar recht entrüstet über sie aus, zumal der Besuch der „schwarzen Gräfte“ überaus teuer zu stehen käme, da die Bewohner Artás die Fremden geradezu ausräuberten.

Der nahezu versandete Puerto Cristo, eine stille liebliche Bai, zieht jedes Jahr eine Anzahl Sommerfrischler an, welche sich in den freundlichen, weißen Häusern einquartieren, die den Rahmen der Bucht bilden. Freilich lärmt heute das Rattern und Hupen der Hamsschen Automobile in den Frieden des Fischerstrandes, die tagtäglich von Manacor oder direkt von Palma den Höhlen Gäste zuführen, welche zuvor in einer Fonda des Christhafens gespeist werden. Herr Hams kennt das Geschäft. — Den Abend verbrachte ich in der angenehmen Gesellschaft des jungen Wirtes, der sein eigener Portier und Koch war, in der luftigen Loggia bei einer Flasche Inselwein, welcher sich durch einen leichten Mousseux auszeichnet, in stiller Vorfreude des rosafarbenen, mein Bett beschirmenden Moskitonetzes. Früh am Morgen sollten Gabriel und Niño für die Fahrt nach Felanitx bereit sein.

Der Himmel war ausnahmsweise bedeckt, als wir das wellige Hügelland durchfahren, welches uns von der Töpferstadt trennte. Eine liebliche Gegend; Getreide- und Weinbau, Feigen- und Johannisbrotbäume, und auf dem Rücken der Hügel Steineichen und Pinien und immergrüner, buntgemischter Busch. Niño nahm die 12 Kilometer in einer guten Stunde. Felanitx breitet sich sehr hübsch im Schutze einer hufeisenförmigen Kette von sechs Hügeln (Mola, San Nicolás, Calvario, Salas, Puigvert und Molinos) aus zu Füßen des doppelgipfligen, über 500 Meter hohen Puig San Salvador, dessen höchste Erhebung malerisch eine Kapelle und Pilgerheim krönen, von wo aus der Blick bis zu den Inseln Menorca, Cabrera und Ibiza zu schweifen vermag. Der Ort hat seit alters Ruf durch seine Majoliken — das Wort leitet sich aus Mallorca her — namentlich eigenartige, cremefarbene Ziervasen von allen Größen — Kinderspielzeug bis Meterhöhe —, die sich immer durch eine besondere Ornamentik, wie durchbrochene, spitzenartige Muster, abenteuerliche Vögel und allerhand Meeresmuschelmotive auszeichnen. — Zweifellos erhebt sich die Stadt auf uraltem Kulturboden, denn nirgends findet man zahlreichere Reste jener zyklopischen keltiberischen Bauten. In den engen Straßen der Altstadt bemerken wir wiederum die oft geschilderten Patrizierhäuser, dagegen bietet uns der Platz mit der Stadtkirche ein neues Bild. Zum Haupteingang des Tempels steigt eine prächtige, hohe, von schöner Bäumen beschattete Freitreppe hinan als würdiger Vorbau zu der stattlichen Fassade, welcher das Hauptportal im Renaissancestil mit kassettierter Wölbung, ein herrliches Rosenfenster und ein Giebel im Geschmack des Barock einen eigenartigen Charakter verleihen. Man begegnet dieser Art Kirchenfronten vielfach in Südamerika. Vor der Kirchenterrasse liegt der Margaretenbrunnen, zu dem man etwa 30 Stufen hinuntersteigt. Man wird durch eine Grotte mit dem Standbilde der Heiligen überrascht, in der einer Anzahl Röhren unablässig das Wasser entquillt. — An der Längsseite der Kirche erweckt eine Tafel

mit Inschrift die Aufmerksamkeit, welche der Menschenhekatombe jener furchtbaren Katastrophe vom 31. März 1844 gedenkt. Es war Palmsonntag, den man durch die übliche Passionsprozession feierte, zu der in den Straßen Altäre (Stationen) errichtet waren. Christus, mit dem Kreuze beladen, wurde durch einen besonders frommen und würdigen Priester dargestellt. Bei der vierten Station, wo der Herr mit seiner Mutter (einer Statue, die getragen wurde) zusammentraf, und die Begegnung zu feiern ein anderer Priester eine Rede begann, stürzte eine lange, hohe, im Augenblick durch eine Menschenmenge belastete Steinmauer zusammen und begrub fast die gesamte Prozession. Momente fürchterlicher Stille folgten; dann kam entsetzliches Leben in die wüste Masse, die nunmehr „einem kochenden Meere steinerer Wellen“ glich. 414 blieben tot; unter ihnen der Prediger und jener Priester im Gewande des Erlösers mit dem Kreuze auf der Schulter.

Da ich der Prähistorik immer ein besonderes Interesse gewidmet habe, machten mich die mannigfachen Reste zyklischer Bauten, die es in z. T. guter Erhaltung noch in nächster Nähe der Stadt geben sollte, recht neugierig. Gabriel und Niño willigten (vielleicht beide) ein wenig zaudernd ein, und so ging's zunächst vors Tor nach dem Cerro La Mola zu einer zyklischen Mauer von etwa 80 Schritt Länge aus gewaltigen Blöcken, oft mehr als eine Spannweite lang und wohl halb so dick. Dieselbe hindert heute ein Ackerfeld am Herabrutschen. — Wenn nicht merkwürdiger, so doch schöner war die hübsche Aussicht auf Felanitx mit seiner hohen Kirche, deren Giebel sich recht würdig präsentiert, nebst dem mächtigen, viereckigen, stumpfen Glockenturm und den Windmühlen, den Ruinen und lebenden, aber letztere in der Mehrzahl; ich zählte sieben. Hier sah man erst, wie hübsch, wie anmutig dieses Städtchen liegt und sich aufbaut im Kranze grüner Bäume und mit dem stattlichen San Nicolás als Warte, an dem Fruchthaine und Waldbäume hoch emporklimmen. — Es ist Erntezeit und vor

uns auf der rundlichen Tenne, mitten im garbenbedeckten Felde die Trilla, das Dreschen, im Gange. Zwei Pferde mit verbundenen Augen kreisen tänzelnden Schrittes die Runde, und die siebenkantige Walze hüpf't ihnen nach. In der Mitte leitet ein Mann an langen Leinen das Drescherpaar und feuert es eher mit Singen als Peitschen an:

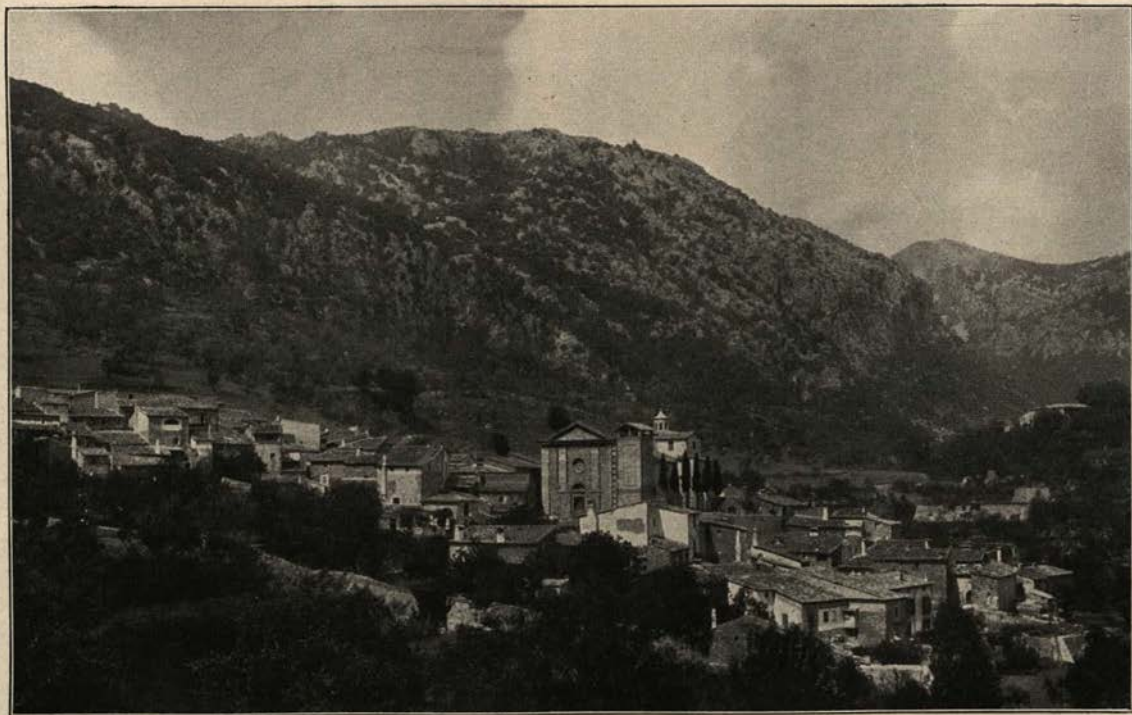
Com hi vaig comensá á aná ¹	Als sie zu laufen begann,
La Rosa n'era poncella.	War die Rose noch eine Knospe.
Y are, que n'es rosa bella,	Und jetzt, wo sie voll erblüht,
Sa mare no la m' vol dá.	Will ihre Mutter sie mir nicht geben.

L'amo diu á sa madona:	Der Meister sprach zu seinem Weibe:
„Regalan be es segadors;	„Bewirte mir die Schnitter gut;
Un ou frit per cada dona,	Ein Ei brätst du für jede Frau,
Y si es homo danm dos.“	Und wenn's ein Mann ist, gib ihm zwei.“

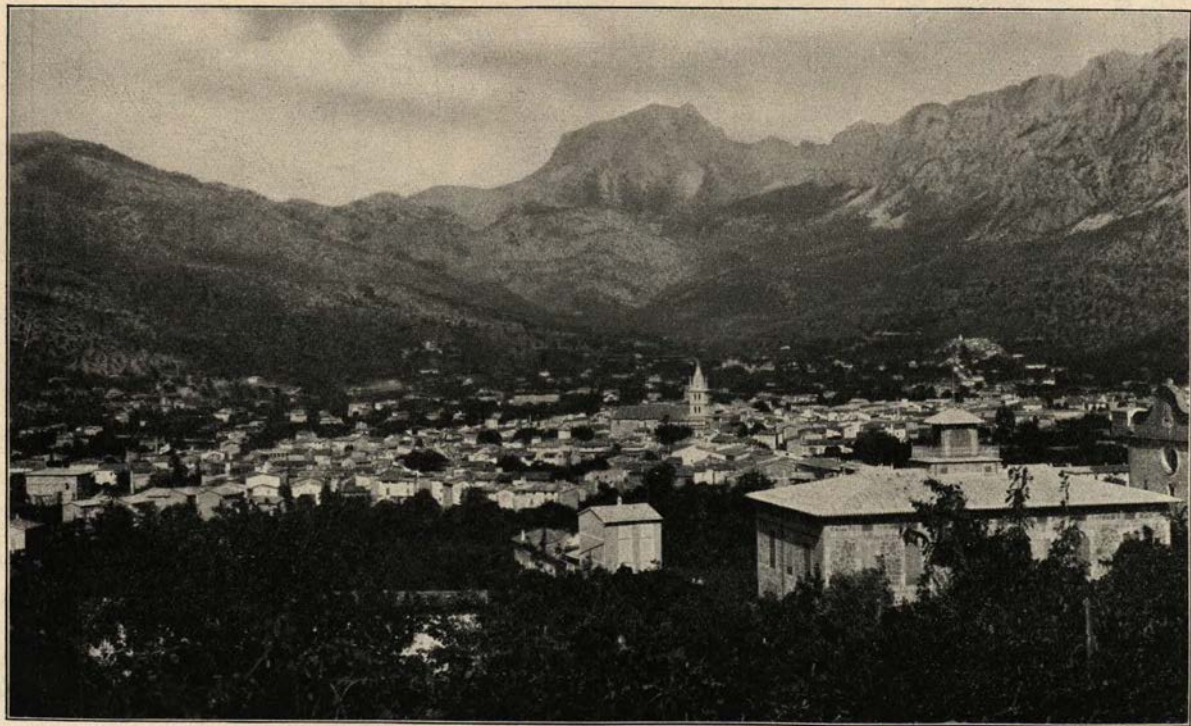
He segat vint y un dia	21 Tage schnitt ich.
Sempre an es vostro costat.	Immer an deiner Seite.
No m' ho he trobat sobrat:	Nimmer fand ich es schwer;
Altres tans ne segaria.	Ich würde nochmals so lange schneiden.

In Erwartung vollkommenerer vorzeitlicher Denkmäler erkundeten wir den Son Hereuet und fanden dort einen sehr umfangreichen Steinkreis aus etwa mannshohen, dicht aneinander schließenden Monolithen, in dem ein großes Heerlager Schutz gefunden hätte. Heute reifte dort Weizen. Von den mit der Ernte beschäftigten Leuten wurde uns, namentlich durch eine sehr beredsame Frau, der Son Oliver empfohlen, und es gelang uns auch, durch das Labyrinth der Mauern dieser Huerta bis zu ihm vorzudringen. Hier hatte ich mehr Glück, zumal mich der Besitzer des Gutes selbst mit sichtlicher Freude über Stock und Stein schleppte und so leichtfüßig trotz seines Alters (er war nahe an siebzig) und des mittäglichen Sonnenbrandes — denn es hatte sich aufgeklärt — wie eine Ziege über die Mauern setzte. Gabriel hatte vorgezogen, bei seinem Rosse zu bleiben. Die Stätte machte den Eindruck eines Trümmerfeldes, deren ich später auf

¹ Mallorquinische Mundart.



Valldemosa.



Sóller. Im Hintergrunde der Puig Mayor.

Menorca verschiedene kennenlernte. Efeu und Clematis überwucherten und prachtvolle Feigenbäume beschatteten die Steinkolosse. Es ist wirklich ungeheuerlich, was hier an Felsblöcken zusammengeschleppt wurde! In dem Chaos erkannte man hier und dort die Reste wohlgefügtter, mörtelloser Mauern und die Ruine einer oberirdischen Behausung, die mir der Amo (Besitzer) als die „Casa del Moro“ bezeichnete; denn das Volk glaubt auf beiden Balearen steif und fest, daß die megalithischen Bauten aus der Araberzeit stammen. Das „Haus des Mauren“ ist ein Rundbau aus einer 3 Meter breiten und wohl noch etwas höheren Steinmauer, die einen Raum von etwa 8 Meter Durchmesser umschließt, der früher ein Dach getragen hat, das sich auf einen mittleren Pfeiler stützte. Der Patrón, Don Andreas Ramon Adrové, behauptete, zu Lebzeiten seines Großvaters sei das Haus noch intakt gewesen und erst durch ein Erdbeben zerstört worden. Der ebenerdige Eingang ist eng und niedrig. Auch solchen Konstruktionen begegnet man noch in guter Erhaltung auf der kleineren Balear. — Don Andreas benutzte die Gelegenheit, einem Fremden auch seine Wirtschaft zu zeigen und vor allem den Stolz des Hauses, das Weinaß von 700 Cuartines, d. s. 18 669 Liter, zu dem eine hohe Leiter hinaufführt. Nachdem wir sein Zisternenwasser begutachtet, durften wir nun auch den Inhalt der Riesentonne proben — Gabriel war wieder zur Stelle —, der mir schon durch seine blaurote Farbe und unzweifelhaft durch seinen Geschmack Verwandtschaft mit der amerikanischen Rebe verriet. So war es auch; nach der Reblausepidemie wurden kalifornische Stöcke eingeführt, und auf sie die heimische Sorte gepfropft, aber meines Erachtens auf Kosten der Qualität. Wir warfen auch noch einen Blick auf die Feigendörren über den Backöfen. Son Oliver brächte, wie uns unser Mentor erzählte, die größten Feigen der ganzen Gegend hervor, sie wüchsen aber auch auf dem „Friedhofe der Mauren“, von dem man freilich äußere Spuren nicht entdeckte. Nach herzlichem Abschiede von Don Andreas, einem segnigen, blauäugigen

Manne, dem man seine Jahre nicht ansah, und der, trotzdem er der Gebieter eines reichen und großen Anwesens war, weder lesen noch schreiben konnte, kehrten wir auf die Carretera nach Porreras zurück, wo wir Mittag machen wollten.

Die Straße gewährt noch längere Zeit einen schönen Blick auf Felanitx und dicht vor Porreras auf das hochgelegene Santario de Montesión. Porreras, eine kleine Villa, überragt von mächtiger Kirche und schwerfälligem, viereckigen Glockenturm aus dem 13. Jahrhundert mit zwei Fenstergeschossen und spitzem Helm, besitzt die fensterärmsten, düstersten Häuser. Freundlich ist eigentlich nur das kleine Plätzchen mit dem Säulenkreuz nahe dem Gotteshause. Wir rasteten ein paar Stunden in einem Ausspann — eine Fonda gibt es nicht — und setzten alsdann unsere Fahrt nach Montuiri fort, welches an Felanitx erinnert, da es erhöht auf Fels liegt und wie jenes von der Kirche, deren Glockenturm mit einer hübschen Kuppel abschließt, und Windmühlen beherrscht wird. Unmittelbar hinter der Stadt bogen wir in die schnurgerade Carretera Manacor—Palma ein, der Hauptstadt entgegeneilend, von der uns noch etwa 30 Kilometer trennten. Im Fluge ging's nach Algaida, im Süden den Puig de Randa vor Augen, dessen 550 Meter hoher Gipfel eine Kapelle und die Ruinen einer dem Raimundo Lulio geweihten Schule nebst etlichen Einsiedeleien trägt. Alsbald trafen wir auf einen malerischen, altertümlichen Hostal mit den merkwürdigen Steinpfeilern (Taf. 37); sodann begann der Anstieg zur Cuesta de Algaida und zugleich erreichten wir einen wundervollen Pinienwald, dessen weiße Stämme in der Abendsonne silbern schimmerten. Den Gipfel krönt ein Kreuz. Jetzt erscheint wieder das Meer, welches atemlos glatt wie ein Spiegel daliegt. Nicht sehr fern taucht das gelbe San Jorge mit hohem Stumpfturm auf, und ehe wir es uns versahen, befanden wir uns in der Huerta de Palma. Beim Abstieg begegneten wir einer Diligencia, deren Insassen schweißtriefend dem Gespann folgten, darunter ein wohlbeleibter Pfarrer, um-

ringt von den Frauen, während die übrigen Männer selb-ander fürbaß zogen. — Dieser Teil der Huerta ist der reichste. Hin und wieder noch ein Pinienwald, sonst alles ein großer Fruchtgarten mit unzähligen Norias, wasser-schöpfenden Lufträdern und Windmühlen. Die Bauern-häuser sehen wie große Steinblöcke aus, die mehr der Verteidigung als zum Hausen dienen; die spärlichen Fenster umgibt ein Rahmen von Kalktünche. Aber schon tauchen hier und dort leichtere, gefälligere und freund-lichere Wohnungen auf mit heiterem Anstrich und luftigem Vorbau, oft in einem Gehege blühender Malvenstöcke. Auf dem Meere Fischerbarken mit dem dreieckigen Segel. Es war ein wundervolles Schlußbild. Dann mündeten wir in eine Platanenallee, passierten den Vorort Soledad und zogen frisch und befriedigt wiederum durch die Puerta San Antonio in Palma ein.

Wir hatten auf unserer Fahrt gutes Wetter gehabt, wie denn Regen und Gewitter im Sommer selten sind. Nur als ich in Palma ankam, regnete es. Dagegen trat öfters schon früh am Morgen, besonders mit dem Juli, ein Hitzenebel auf, die Calina, welcher die Sierra voll-ständig verhüllte. Im Winter sinkt die Temperatur in Palma kaum je unter Null und beträgt im Dezember, Januar und Februar noch 11,4 Grad resp. 10,9 Grad und 11,5 Grad im Mittel. Die Regenmenge ist sehr gering: 462 Millimeter, und dabei muß man bedenken, daß sie oftmals in tropischen Güssen niederkommt, also die Regen-tage gegenüber den sonnigen geradezu verschwinden. Die größte Nässe bringt der Spätherbst (Oktober und Novem-ber); indes zwei oder gar drei Tage mit Regen hinter-einander sollen sehr selten vorkommen. April und Mai müssen entzückend sein, obwohl die Berge im April ge-legentlich noch eine flüchtige Schneehaube aufsetzen. Auch der Juni ist noch erträglich, aber mit dem 20. Juli¹,

¹ Juli im Mittel 26 Grad, August 26,3 Grad, September 24,2 Grad, Oktober 19,6 Grad, Mai 19,10 Grad.

dem Tage der Heiligen Margarete, beginnt die Periode der größten und drückendsten Hitze, um bis zum 20. August, dem St.-Bernhards-Tage, anzuhalten, und darum sagt man auf Mallorca: „La monja enciende el calor, el fraile le apage.“ (Die Nonne entfacht die Hitze, der Mönch löscht sie aus.) Ich beschloß, diesem Fegefeuer zu entrinnen, und schiffte mich am 19. Juli, nachmittags 5 Uhr, mit dem „Mahón“ aus Mahón nach Menorca ein, welches mir luftiger und trockener geschildert war.

Der „Mahón“ ist ein schmucker, ganz schwarzer Dampfer, der Salon mit vier Ventilationsschornsteinen versehen und mit schönen Blattgewächsen geschmückt. Ich war der einzige Reisende in der 1. Klasse. Die Abfahrt erfolgte präzise 6 Uhr. Noch einmal bestaute ich die gewaltige Kathedrale, die prächtige, tiefblaue Sierra und den stolzen Bellver mit dem golddurchleuchteten Torbogen. Die Berge färbten sich violett, Palma schemenhaft weiß, und allmählich gewann die Mondsichel Kraft. Das Meer erschien wie mit silbernen Schuppen besät, die durcheinanderwirbelten, es züngelten Blitze in der Furche des Dampfers oder es gäerte silberner Schaum. — Die Fahrt geht der Süd- und Ostküste der Insel entlang. Nahe dem Kap Regana bemerkt man eine Höhle, in welcher sich der berüchtigte Bandit Masset zu verstecken pflegte, und die er mittels eines langen Seiles erreichte, das nachher von seiner Geliebten geborgen wurde. Hinter Kap Blanco (mit Leuchtturm) zieht sich die Küste zurück; wir kreuzen die Bucht von Campos und nähern uns dem Kap Salinas, dessen prächtiger Pharus seine Lichtgarben weit hinaussendet. Das Schiff wendet sich nordwärts, verläßt aber die mallorquinische Küste erst beim Cap de Pera. — Es war Nacht geworden, und nach einem kleinen Mahle, das ich mir nach den Vorräten zusammengestellt hatte, beschloß ich, das Lager aufzusuchen. Auch hier gab's keinen Kabinenschlüssel. — Die Nacht wurde schwül. Ich war mit der Sonne hoch, rechtzeitig für die Einfahrt in den Hafen Mahóns.

Menorca.

XVIII.

Mahón.

Der Wunderhafen. — Die Stadt Magos. — Geschichtliche Erinnerungen. — Allerhand Englisches. — Ein Rundgang. — Die nordische Kleinstadt. — Santa Maria und die berühmte Orgel. — Plaza Miranda. — Ein reserviertes Völkchen. — Im Athenäum. — Handel und Wandel. — Das Menorquin. — „Que se rian se fia . . . Was lachst du, schönstes Mägdlein, so . . .?“

„Junio, Julio, Agosto y Mahón
Los mejores puertos del Mediterraneo son.“

„Juni, Juli, August und Mahón
sind die besten Häfen des Mittelmeeres.“

Damit stellte mir unser Kapitän gewissermaßen das Wunder der Insel, den natürlichen, durch Bergketten geschützten, tief einschneidenden Hafen vor, welcher der gesamten Kriegsflotte der Welt als Zuflucht dienen konnte, wenigstens bis zu den Zeiten der Dreadnoughts und ihrer noch gewaltigeren Abkömmlinge. Mahón liegt am inneren Zipfel der Bucht, die sich anfangs wie eine breite Flußmündung und alsdann wie ein vielgestaltiger See annimmt — denn das Meer verschwindet —, und so haben wir Gelegenheit, was sie schmückt und auszeichnet, gemächlich zu genießen. Den Eingang bewacht heute das Castillo de la Mola, eine der größten und stärksten Befestigungen Spaniens. Ehemals war es das Philippsfort, dessen gelbliche Ruinen am entgegengesetzten, südlichen Ufer, dem Leuchtturm nahe, die Hügel bedecken. Als bald teilt sich die Wasserstraße, da sich in sie eine langgestreckte Halbinsel mit den imponierenden Bauten des

Lazaretts hineinschiebt, und wir steuern an der Quarantänestation vorbei, die auf einem kleinen Eiland gelegen ist, der bedeutenderen Königinsel zu, so genannt, weil an ihrem Gestade 1287 König Alfons III. von Aragon landete, um Menorca den Mauren zu entreißen. Diese Insel bildet den Sockel für das stattliche Militärhospital. Inzwischen wurden unsere Blicke an das linke Ufer durch das freundliche Villacarlos gebannt, während sie am rechten über die lieblichen Höhenzüge schweiften, in deren immergrünem Busch weiße Gehöfte und Villen mit grellroten Dächern aufleuchten. Es öffnet sich die trichterartige Cala Figuera, deren Tiefe das größte industrielle Unternehmen der Insel, eine Tuchfabrik, abschließt; wir gewinnen noch eine vorspringende, hohe Wand, und vor uns liegt auf senkrecht abfallendem, grauschwarzen Fels Mahón.

Wir sehen beinahe ausschließlich eine Flanke der Stadt, und die bietet den Anblick einer vielfach geknickten, schneeweißen Mauer, welche in der Morgensonne das Auge blendet. Nur wenige der roten Dächer kehren sich uns zu, und von den Kirchen nur Santa Maria im Vordergrunde, und entfernt im Westen, das Stadtbild begrenzend, San Franzisko. Der Fels setzt sich, so möchte man sagen, unvermittelt in die weißen Häusermassen fort, die lückenlos aneinanderkleben. Auch zur Zeit ist das Bild farbig und kontrastreich: das grünblaue Wasser der stillen Bucht, das dunkle Gestein, vom dornigen Kapernstrauch behangen, die wie frisch gekalkten Häuser und der tiefblaue Himmel, und dazu noch die roten und bunten Lichter der Dächer und Kirchturmkuppeln. Aber im Frühling wird es noch reizvoller, dann blühen, wie Willkomm erzählt, an den Felsen massenhaft gelbe Wolfsmilch und weiße und lilafarbige Winterlevkoiien (*Matthiola incana*).

Der „Mahón“ de Mahón war am Kai verankert, und ich erklimm eine Straße, die sich hochtrabend Rampa de la Abundancia nannte, trotz eines Pflasters, welches nach seinem Zustande aus des mutmaßlichen Gründers Mago

Zeiten stammen konnte, um dem hochgelegenen „Hotel Bustamante“ zuzustreben. Man kann es füglich als das Hotel der Stadt bezeichnen; jedenfalls ist es die älteste und bedeutendste Fonda. Ich erhielt wiederum zwei helle Zimmer mit voller und vorzüglicher Pension für 6 Pesetas. Dabei war Don Ramon, der junge Wirt, welcher bei Tisch selbst bediente, der bereitwilligste Berater.

Mahón ist eine uralte Stadt, aber fast ohne Altertümliches, ja die jugendlichst ausschauende, welche ich kennenlernte. Hannibals Bruder, der karthagische Feldherr Mago, soll sie schon 200 Jahre vor Christi Geburt gelegentlich einer Überwinterung in dem Idealfafen gegründet haben. Jedenfalls existierte sie bereits, als sich die Römer Menorcas bemächtigten, überdauerte die Invasion der Vandalen und verfiel im Anfang des 10. Jahrhunderts mit der Insel arabischer Herrschaft, die sich ewig untereinander bekriegenden Kalifen des Festlandes verschiedentlich wechselnd und ein paarmal sogar von islamitischen Gouverneuren von Mallorca aus regiert, welche die Balearen unabhängig von den übrigen maurischen Reichen erklärt hatten; kurze Perioden, aber besonders segensreiche. 1232 wurde Menorca König Jakob dem Eroberer tributpflichtig und bildete nach dem endgültigen Sturz der Maurenherrschaft durch den dritten Alfons einen Teil des Königreichs Aragon, mit welchem es an das Haus Österreich überging. Damit begannen überaus bewegte und unglückliche Jahrhunderte. Vor allem hatte sich Mahón und die gesamte Insel fortwährend Überfälle durch die Türken zu erwehren, die oft mit großen Streitkräften kamen, siegten, plünderten und mordeten. Überdies litt das Eiland wiederholt unter inneren Wirren, und um 1700 nahm die Bevölkerung sogar leidenschaftlichen Anteil an den Thronstreitigkeiten zwischen Bourbon und Habsburg, der zu blutigen Aufständen und Bürgerkriegen führte, aber schließlich, wie durch ein Wunder, zum Segen für Menorca und besonders Mahón ausschlug, indem er Anlaß zur englischen Okkupation wurde.

Die Briten behaupteten die kleinere Baleare dreimal, nämlich 1708—56, 1763—82 und 1798—1802. Während der beiden Interregnen waren Franzosen und Spanier die Gebieter. Die angelsächsische Rasse besaß also Menorca im ganzen 71 Jahre, und das genügte, um in Mahón alles Römische, Arabische und auch beinahe alles Spanische auszulöschen und die Stadt in eine englische zu verwandeln! Ja mehr, die 7 Dezennien englischer Kolonie beeinflussten nicht allein den Typus, sondern auch den Charakter der Mahonesen in ausgeprägtester Weise.

Mahón soll heute gegen 14 000 Einwohner zählen, ist aber bedeutend umfangreicher als eine entsprechende deutsche Stadt, da die Menschen nicht derart zusammengepfercht wohnen wie bei uns. Die schnurgeraden Straßen ziehen die Hügel hinauf und hinab, in welchen das Felsplateau, das eigentliche, wohl 30 Meter hohe Podium, gipfelt. Die Anlage der Stadt in Blocks ist vielfach unverkennbar, und das ist spanisch, aber englisch sind die Wohnungen: diese ein- bis dreistöckigen, weißgetünchten Häuser mit den grünen, schmalen, stets verschlossenen Türen, den grünen Fensterläden, den Schiebefenstern (bei welchen man immer Angst haben muß, daß man guillotiniert wird) mit dem für eine spanische Stadt ganz unglaublichen Mangel an Balkonen, den schrägen Dächern (indes ohne Straßengiebel!) und der verblüffenden Sauberkeit. Was ist das für ein Unterschied zwischen Palma und Mahón! Hier ist das alles adrett, hier herrscht die Propreté der liebevoll gepflegten nordischen Kleinstadt! Sauberes Pflaster — nur die Rampe des Überflusses macht eine Ausnahme —, schmale, aber blitzblanke, wohlbesorgte Fußsteige, und dann, wo es anging, Baumreihen. Wie heimelt uns die Doktor-Orfila-Straße an mit ihren Götterbäumen, oder die Calle San Jorge im Schmucke prächtiger Robinien!

Da wir uns nun einmal in den Straßen der menorquinischen Metropole befinden, wollen wir gleich alles Sehenswerte abmachen. Wir verfolgen die Calle Orfila, um auf die Esplanada, den größten Platz, zu gelangen, dessen

nördliches Drittel die perronartig erhöhte, mit zahlreichen Ruhesitzen und einem Musikpavillon ausgestattete Promenade bildet, den Paseo de Isabel II., wo sich vornehmlich in den späteren Nachmittagsstunden das flanierende Mahón im Schatten der Judas- und Cedrachbäume ein Stelldichein gibt, während sich die Jugend im Radfahren und Fußballspiel vor den großen Kasernen vergnügt, welche den Platz begrenzen, auf dem wir in den Morgenstunden auch wohl die „schimmernde Wehr“ exerzieren sehen. Der Cifuentesstraße nachgehend, erreichen wir die Calle Prieto y Caules, welche sich in die Chaussee nach Ciudadela fortsetzt und stadteinwärts in die malerische Straße San Roque mündet, in der wir ein maurisches Tor, Puente de San Roque, einen Überrest der alten Stadtmauer, passieren. Die beiden wehrhaften, viereckigen Türme mit den vorspringenden Matacanes sind wohl das schönste mittelalterliche Denkmal Mahóns. Nur noch wenige Schritte und wir befinden uns auf der Plaza de la Constitución der Marienkirche gegenüber, wo Augen und Ohren das zweite Wunder der Insel, die Orgel, bestaunen können.

Santa Maria ist eine einschiffige, gotische Kirche mit je fünf Seitenkapellen, welche, unter sich verbunden, eine kontinuierliche Reihe von Logen tragen. Die Kapellen öffnen sich gegen das Innere durch weite Portale, deren zierliches Maßwerk mit dem Steinfiligran der Brustlehne und jenem der Doppelfenster der Logen eine einheitliche, heitere Ornamentik erzeugt. Eine wundervolle Wirkung erzielt auch der Baldachin des Hauptaltars, die Arbeit eines mahonesischen und katalonischen Bildhauers. — Das gewaltige Organo, dem Hauptaltar gegenüber, das Werk eines Schweizer, in Barcelona ansässigen Orgelbauers namens Hans Kyburz, wurde am 30. September 1810 eingeweiht und gilt den Insulanern geradezu als ein Weltwunder, das den Besuch Kaiser Wilhelms II. und des englischen Königspaares durchaus verdiente. Das Instrument besitzt 51 Register mit 3006 Tuben, von denen 197 aus Holz sind. Man schwärmt von dem zarten Schmelz

„der menschlichen Stimme“, der süßen Melancholie „des englischen Hornes“ und der wunderbaren Imitation der Hobe, der Flöten und des Fagotts.

Wenden wir uns noch einen Augenblick zu der nahen Plaza Vieja, dem idyllischen Alten Platz, mit dem Ziehbrunnen und dem ewigen Kranze schwatzender Mägde, und vergewissern wir uns, wie die alte, bergauf zur Calle Orfila führende Straße heißt. Wahrhaftig, Calle Hannover, Hannoversche Straße! Ebenfalls eine englische Reminiszenz. Und die Straße selbst? Die Kopie einer heimatlich kleinstädtischen Gasse, mit ihren bescheidenen Lädchen, den weißen Fenstervorhängen, den strickenden und stickenden oder klöppelnden Frauen dahinter und den ängstlich geschlossenen Türen. Durch die Calle Deyá, an unserem Hotel vorbei, erreichen wir die kleine, baumbepflanzte Plaza Arravaleta, auf welche die Hauptgeschäftsstraßen, die Calle Nueva und Arravaleta, münden. Letztere führt uns auf die Plaza del Carmen, von der sich ein hübscher Blick auf Santa Maria und die angrenzenden Häusergruppen gewinnen läßt. Die Karmeliterkirche selbst entbehrt des Sehenswerten, indessen durchschreiten wir den Kreuzgang des angrenzenden, aufgehobenen Klosters, heute den Früchte- und Gemüsemarkt beherbergend, um auf dem schönsten Punkte Mahóns zu landen und auszuruhen: der Plaza Miranda, dem Altan der Stadt. Wir vermögen die stille Bucht mit den Augen weit hinauf und hinab zu wandern und tief hineinzudringen in das wellige Bergland, und es dämmert uns, daß wir uns auf einem überaus seltsamen und merkwürdigen Stück Erde befinden.

Das Völkchen von Mahón lebt in seinen Häusern. Ihm gilt offenbar noch das englische „Mein Haus ist mein Schloß“. Hinter den schlichten, weißen Mauern soll sich große Wohnlichkeit verbergen. Aber man kann nirgends von dem, was sich dort abspielt, einen Blick erhaschen. Der Mahonese hält seine Tür ängstlicher verschlossen als sein Herz. Denn, wenn er auch reservierter sein mag als ein Mallorquin — wenigstens soll auch dieses eng-

lische Erbteil in seinem Charakter sich finden —, so ist er doch gegen den Fremden artig und zuvorkommend und sogar echt kleinstädtisch neugierig. Man rühmt seine Ehrlichkeit, und etliche Reisende haben ein Loblied auf seine Gutmütigkeit und Gastfreundschaft gesungen; ich habe sie nicht erprobt. Jedenfalls ist der Menorquino überaus patriotisch und hängt an seinem kahlen „Felschen“ mit nicht geringerer Inbrunst wie ein Älpler an seinem Hirten-dorf. In seiner Heimatliebe wird er selbst fanatisch. Er ist der geborene Partikularist. Gerade während meines Aufenthaltes wurde unter Führung des zur Zeit anwesen-den Cortesabgeordneten in wahren Rednerorgien zugunsten der Autonomie geschwelgt.

Der Bürger Menorcas, welcher sich über die Allgemeinheit erhebt, eine iberische oder gar internationale Berühmtheit erlangend, wird Gemeingut. Sein lebensgroßes Bild wird im Sitzungssaal des Rathauses aufgehängt, wo sich nunmehr schon eine ganze Galerie zusammenfand, eine Straße nach ihm benannt, sein Geburtshaus mit einer Gedenktafel versehen und sein Andenken durch häufige Zeitungsartikel lebendig erhalten. Gottlob ist Aussicht vorhanden, daß sich die menorquinische Ruhmeshalle immer mehr füllen wird, denn der Bewohner der kleineren Baleare ist ehrgeizig und überraschenderweise von einem großen, tatendurstigen Interesse für die Wissenschaften beseelt, welches ihm schon früh die Feder in die Hand zwingt und ihn somit unwiderstehlich der Unsterblichkeit entgegenführt. Der Ort, an dem sich Söhne und Enkel den in Öl gemalten Größen zur Nachfolge weihen und aneifern, ist das Athenäum, ein wissenschaftlich schöngeistiges Zentrum in einem geräumigen Hause an der Plaza del Príncipe, welches jeden Fremden durch seine reizenden Sammlungen überraschen muß. Es besitzt ein ganz allerliebstes Museum vornehmlich naturhistorischer Objekte; aber auch was es an ethnologischen Funden, an Majoliken und älteren historischen Bildern bietet, dürfte jeden Besucher aufs höchste erfreuen. Dazu die herrliche Bibliothek von 6000 Bänden, unter denen das Prachtwerk

des Erzherzogs Ludwig Salvator über die Balearischen Inseln mich naturgemäß am meisten fesselte. — Das große und reiche Palma hat nichts dergleichen!

Aber in der Kapitale Mallorcas blüht Handel und Wandel. Der Hafen liegt voller Schiffe. Das Landvolk strömt tagtäglich in hellen Scharen herbei und füllt unzählige Cafés. Der Frühling bringt die Engländer, der Sommer erholungsbedürftige Barcelonesen. Menorca bleibt tot. Die Tage sind nicht selten, wo man im Hafen vergebens nach dem kleinsten Dampfer späht. Die Stadt verharrt in einem lethargischen Zustande und würde fast ohne Leben sein, wenn die spanische Regierung nicht so viele Soldaten auf der Insel hielte. So fehlt es natürlich auch an Zerstreungen, und außer dem Kasino fristet nur ein einziges, bescheidenes Restaurant sein Dasein. Am Hafen gibt es einige Matrosenkneipen, oben in der Stadt noch etliche verborgene Schankstellen, in denen selten mehr als ein paar Kartenspieler oder Würfler hocken. — Natürlich hat der Mahonese, welcher ja nüchtern und arbeitsam ist, das Bestreben, die Dürftigkeit zu überwinden, und es wurden verschiedene Industrien größeren Stils ins Leben gerufen, über denen aber ein eigener Untern waltete, denn sie sind alle bankerott — auch die erwähnte Tuchfabrik — und rissen den „Banco de Mahón“ mit sich, dessen Zusammenbruch selbst in die Hütten der Landarbeiter Verzweiflung brachte, da dieses Institut schließlich mit Wechseln bis zu 5 Pesetas operiert hatte, die wie Papiergeld kursierten. Obwohl jene Katastrophe bereits ein paar Jahre zurücklag, litt die Bevölkerung, der südlicher Leichtsinn abgeht, noch ersichtlich unter ihren Nachwehen. — So wird man in den Straßen Mahóns außer etlichen bellenden Hunden kaum Stimmen vernehmen, zumal abends nicht, und wer von Barcelona kommt, wird sich an den gänzlichen Mangel wandelnder Klaviere und Orchestrione erst gewöhnen müssen. Auch die Serenaden der singenden Knaben, von denen uns P. Fraisse einen merkwürdigerweise spanischen Text übermittelte, sind be-

reits so lange verschwunden, daß sich weder mein braver Ramon noch andere, ältere Leute ihrer entsinnen konnten.

Der Menschenschlag Menorcas kam mir schlanker vor als der mallorquinische. Man erblickt noch häufiger jene kräftigen, obwohl hageren Gestalten mit den schärferen Gesichtszügen, aus denen uns die stahlblauen Augen hart entgegenglänzen. Daneben aber auch unverkennbar angelsächsische Gestalten mit graublauen Augen, vereint mit hellblondem oder selbst rötlichem Haar. Die Masse jedoch dürfte dem dunklen Typus angehören. Am meisten frappieren natürlich den Fremdling jene Gesichter mit den keltischen Augen von solch tiefem Blau, daß sie im ersten Augenblick schwarz erscheinen, dem nordischen Inkarnat und dem schwarzen Haar, zumal wenn sie die Vorzüge eines jugendlichen, graziösen Geschöpfes bilden.

Die Sprache, das Menorquin, ist ein katalonischer Dialekt, der von allen Mundarten jener Völker enthält, die auf der Insel gewilt haben, besagt ein spanischer Führer. Also eine reiche, etymologische Fundgrube. — Wie erwähnt, singt man nicht mehr auf der Straße, aber damit sind die menorquinischen Lieder keineswegs ausgestorben, im Gegenteil, eine gewisse Art, welche mit den kampflustigen Schnadahüpfeln viel Ähnlichkeit hat, die Glosas, erfreuen sich großer Beliebtheit und entstehen gelegentlich (wie bei dem Bankkrach) in Hülle und Fülle. Auch gibt es berufsmäßige Stanzensänger, Improvisatoren, die sich zu Turnieren herausfordern. So geschah es, daß ein Dichtersänger der Insel Ibiza, auf den großen Ruhm eines Kollegen in Ciudadela (der zweitgrößten Stadt Menorcas) neidisch, dorthin fuhr, um mit ihm einen Wettstreit zu bestehen. In Ciudadela erkundigte er sich nach der Wohnung seines glorreichen Bruders in Apoll, und ein Einwohner verwies ihn an ein Mädchen, welches gerade die Straße kehrte, als der Tochter desjenigen, den er suche. Der streitbare Reimschmied nahm nun sofort seine Rolle auf und sang das Kind folgendermaßen, ihren Vater verhöhrend, an:

„Que se rian se fia¹
Den en Joseph Vivo?
Aquell qui te tremoló
I quant dorm sempre sonia!“

„Was lachst du, schönstes Mägdlein, so,
Des gnäd'gen Herrn Joseph Vivo?
Zwickt den nicht längst das Zipperlein,
Und träumt er nicht voll Angst und Pein!“

Aber die Tochter gab's ihm:

„Si que som se seua fia
I el defensaré, si perd;
Perque sap mes el quant sonia
Que vos quant estan despert.“

„Gewiß, ich bin sein Töchterlein
Und werde ihm zur Seite sein;
Denn klüger ist er, glaubt es mir,
In Schlaf und Traum, als wachend Ihr.“

Der Held von Ibiza ergriff vor der Schlagfertigkeit der Jungfrau den Rückzug und verzichtete, sich auch mit dem Vater zu messen.

In das gleiche Genre fällt der gereimte, aber unverblümete Korb, den eine Mutter namens ihrer Tochter austeilt, ein derbes Verslein, welches ich derselben Quelle, meinem freundlichen Tischgenossen, einem Offizier, verdanke:

Vols que te digui Joseph Creus
Se resposta de ma fia?
Mal ens refot, si tu li veus
Es falderet de se camia!

Wahrhaftig, Joseph Kreuz, ich soll gestehen,
Was dir mein Töchterlein bestellt?
So hör, vergällt sei mir die Welt,
Wirst du den Zipfel ihres Hemdes sehen!

¹ Menorquinische Mundart.

XIX.

Vorgeschichtliche Denkmäler.

Auf dem Friedhofe. — Die Taula von Trepucó. — Menorquinisch Land. — Das geweißte San Luis. — Kelten und Moriscos. — Der Dolmen von Talatý. — Die Talayots von Curnia und Torelló. — Die Naueta de Rafal Ruby. — Torrauba d' en Salort. — Felsenwohnungen. — Das Trümmerfeld von Torre d' en Gaumés.

Wer Menorca besucht, will vor allen Dingen einige zyklopische Bauten der heidnischen Ureinwohner sehen, welche man den Kelten, den Unterjochern der Iberer, zuschreibt. Schon für den ersten Nachmittag hatte ich mir von Don Ramon den Weg nach dem nächstgelegenen megalithischen Denkmal, der Taula von Trepucó, beschreiben lassen und genoß das Glück, den angenehmen Spaziergang mit dem Botaniker Herrn Hermann Knoche aus San Franzisko, einem Studiengenossen von Göttingen her, machen zu können. Wir waren ganz zufällig im Hotel zusammengetroffen. — Die kleine Welt!

Wir kreuzten die Plaza Vieja, schlugen die Calle Infante ein (in ihr liegt das Deutsche Konsulat), bogen rechts in die Calle Gracia ab, die sich in den Kirchhofsweg verlängert, und benutzten die Gelegenheit, einige Minuten auf dem Cementerio einzukehren. Der Vorhof glühte in der Farbenpracht blühender Oleander und Bougainvilleen über Beeten leuchtender Zinnien. So gar nicht ein Atrium des Todes! Leider aber bot die letzte Ruhestatt das ewige Bild pfäffischer Unduldsamkeit. Neben dem prunkvollen Hauptkirchhof, dem catolico, befindet sich ein kleines, dürftiges Rechteck mit der bändesprechenden Inschrift:

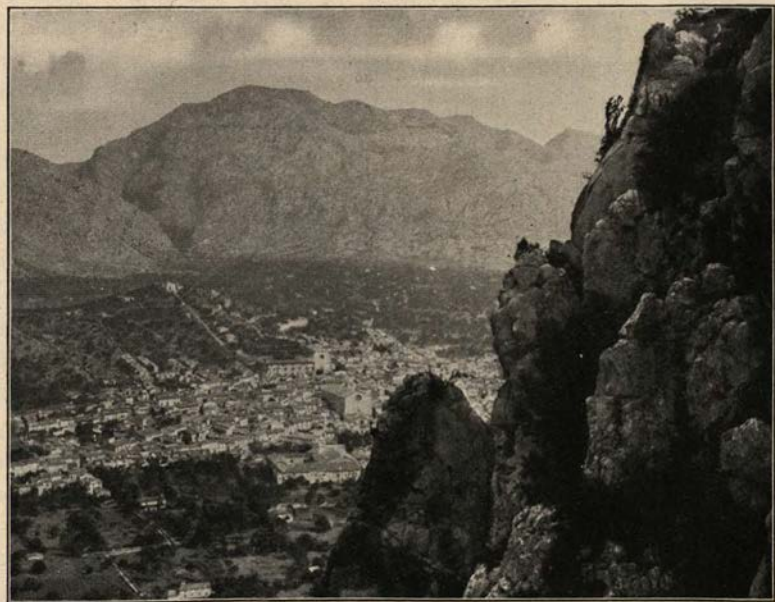
Cementerio Civil.

„El Municipio ampara por igual a todos los Ciudadanos y les concede sepultura decorosa.“

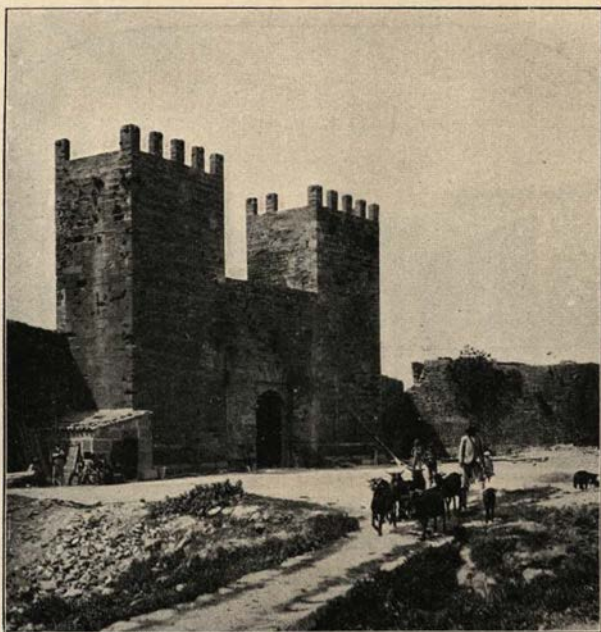


Verf. phot.

Ein Hostal.
An der Straße Palma-Montuiri.



Pollensa.



Alcudia. Puerta de Jara.



Küstenlandschaft bei Pollensa. Cala de San Vicente.
Fels mit Atalaya.

„Der Stadtrat beschützt in gleichem Maße alle seine Bürger und gewährt einem jeden eine anständige Grabstätte.“

In der katholischen Abteilung verweilten wir an der Gruft des meinem Begleiter aus seinen Werken wohl bekannten Don Juan Joaquin Rodriguez Femenias, durch seine vorzüglichen botanischen Studien über Menorca einer der Unsterblichen. Dann sahen wir wiederum etwas Abstoßendes: eine gesonderte Grabstätte für ungetaufte Kinder.

Nach kaum einer Viertelstunde erblickten wir halb versteckt in dunklem Grün einen weißen, riesigen Steintisch, nur etwa einen Steinwurf vom Wege entfernt und dennoch höchst umständlich zu erreichen. Ich lernte nun bereits eine Haupteigentümlichkeit der kleineren Baleare kennen, las *tancas*, mannshohe Einfriedigungen aus losen Steinen, die wir mehrfach überklettern mußten. — Die *Taula* von *Trepucó* besteht lediglich aus zwei mächtigen, sorglich behauenen Felsblöcken, von denen der vertikale, im Boden verankerte, als Träger, der andere, horizontale, als Tafel dient. Die beiden Monolithe besitzen gewaltige Dimensionen (Taf. 41). Es handelt sich also um einen riesigen Steintisch einfachster Konstruktion; aber der Mensch, welcher ihn etwa benutzen möchte, müßte uns zwei- bis dreimal an Größe übertreffen, und dieses Hünenkind dürfte sich dann auch sorglos auf einer Ecke der Tafel niederlassen, ohne sie aus dem Gleichgewicht zu bringen. Wie mögen die Erbauer solche Lasten gehoben haben? Die Gewinnung und Bearbeitung bot mindere Schwierigkeiten, denn es handelt sich um einen weichen, erst später an der Luft erhärtenden miozänen Kalkstein, welcher in der Ebene (der südlichen Inselhälfte) vorherrscht und überall zutage tritt. In unmittelbarer Nachbarschaft dieses, trotz seiner Einfachheit so gebietenden Monumentes ragt ein etwa 12 Meter hoher Kegelstumpf empor, der in drei Terrassen zyklischer Mauern ansteigt. Diese merkwürdigen Bauten heißen *Talayóts*. Der von *Trepucó* ist nicht besonders erhalten, aber er

bietet einen schönen Ausblick, nicht nur auf die Taula, um welche üppig die wilde Olive wuchert (auf der Insel Oastre genannt), und den Talayot selbst, aus dessen rohen Quadern die tiefgrüne, lederblättrige Mata (*Pistacia lentiscus*) perückenartig hervorquillt, und eine seltsame, zurzeit blattlose Wolfsmilch (*Euphorbia dendroides*) ihre rötlichen, bizarren Äste mannshoch emporreckt, sondern auch weit in die Runde.

Menorquinisch Land! Beinahe baumlos, weidelos, saatenlos, dürr, dürr! Stein rings im Rund. Niedriger, weißer Fels, zermürbt von Sturm und Regen, ein wirres Geader von Tancas, und die unzähligen, kleinen und kleinsten Parzellen, die sie umhegen, besäet mit Steinen, zwischen denen die dünne, bräunliche Erdkrume fast verschwindet. Nördlich Mahón, weiß mit roten Ziegeldächern und einer Anzahl Windmühlen. Genau südlich San Luis, noch viel weißer, wie mit Zucker bestreut, und fern im Westen das Herz der Insel, der Stierberg, der Monte Toro. Wir prüfen abermals das überaus eigenartige Bild, und mit dem längeren Schauen scheinen sich die Steinmauern noch zu mehren. Wir entdecken, daß sogar die Fruchtbäume, die Feigenbäume und spärlichen Pfirsiche bis an die Krone im mörtellosen Steingürtel stecken. Und dann haften wir an den seltsamen Gestalten der Bäume, vor allem der wilden Oliven, deren Kronen aussehen wie im Orkan erstarrt. Sie gleichen einer Fahne oder einem fliegenden Frauenhaar. Es ist der Nord- und Nordostwind, die Tramontana, welche winters mit unerhörter Heftigkeit und Ausdauer über die schutzlose Insel braust und alles, was empor will, erbarmungslos knickt und niederzwingt. An den vorspringenden Trieben kommt kein Blatt auf, und so werden namentlich die Kronen des Ölbaums stachlig wie ein Igel.

Wir beschlossen, noch nach S a n L u i s zu marschieren, welches so unwahrscheinlich weiß vor uns lag, um uns zu überzeugen, ob diese überirdische Reinheit der Nähe standhielte. Unser Vizinalweg schlängelte sich zwischen hohen Tancas dahin, welche im Laufe der Zeit oft völlig

von der stechenden *Smilax aspera* (mit efeuartigen Blättern), die jetzt viele rote Beerenbüschel schmückten, bekrankt worden waren und häufig große Büsche der ginsterähnlichen *Ephedra fragilis* trugen, einer hochehrwürdigen Tertiärpflanze, wie mir mein gelehrter Begleiter versicherte. Nicht selten legten die zyklischen Mauern, über welche wir vielfach nicht hinwegsehen konnten, auch einen Blütenschmuck an: Fetthennen mit langgestielten, gelben Dolden (*Sedum altissimum*) und Nachtschatten mit großen, blauen Blüten (*Solanum sodomaeum*). Aber um vieles prächtiger sollen sie im Winter, von Oktober bis April, von der Vidauba, einer weißen Waldrebe (*Clematis cirrhosa*), bekleidet sein. So war uns der Pfad recht unterhaltend, und ehe wir es uns versahen, merkten wir die Nähe von San Luis, indem aus den Tancas jedes Blättchen und Stengelchen verschwand und ein blütenweißer Kalkanstrich wenigstens ihre Rücken wie ein frisches Linnen überzog.

In der Tat, San Luis enttäuschte nicht. Es ist dort beinahe alles weiß, nicht allein die Wände der Häuser, nein, auch die Schornsteine, die Dächer und selbst das Pflaster wird geweißt. Wie es Frauen gibt mit dem Scheuerteufel im Leibe, so ist hier in alle Weiber der Weißteufel gefahren. Wenn es überhaupt einen Superlativ von Weiß vernünftigerweise geben könnte und es nicht an und für sich an allen Hausmüttern von San Luis ein Verbrechen wäre, einen solchen speziell in San Luis für möglich zu halten, so möchte ich behaupten, das Weiß der Windmühlen berechtige diese Steigerung. Genau wie Zuckerhüte; aber bei jenen ist das kegelförmige Spitzdach feuerrot, und ferner leuchtete hoch oben aus der Luke eine feurige Kugel, das feiste Antlitz des Müllers, ich weiß nicht, ob immer, oder nur uns zu Ehren. — San Luis ist neueren Datums, eine Gründung der Franzosen (1756 bis 1763), an die noch einige Straßennamen erinnern. Die fleißigen Einwohner fanden früher, wie zahlreiche andere Menorquinos, in der Schuhmacherei ihr Brot, einstmals die entwickeltste Hausindustrie der Inseln (allein auf Menorca

gab es über 6000 Schuster), denn die Balearen versorgten hauptsächlich Kuba und Portorico mit Stiefeln. Nach dem Verlust der Kolonien stockte dieser Export fast völlig und hat sich erst in den letzten Jahren wieder etwas gehoben, indem das Mutterland Spanien Abnehmerin wurde; indes soll immerhin nur erst ein Drittel der früheren Kräfte wiederum Beschäftigung gefunden haben. Einen teilweisen Arbeitersatz fanden die schwerkgeprüften Inselbewohner in der Herstellung der feinen Silbermaschen, aus denen die prachtvollen Geld- und Handtaschen zusammengesetzt werden, welche wir überall auf spanischem Boden in den Juweliengeschäften bewundern. Ein rechtes Augenpulver und sehr diffizile Arbeit, besser für Frauenhände geeignet, als die derben Finger der Meister von Pfiem und Ahle. Und so gewahren wir auch in San Luis fast hinter allen Fenstern (häufig bebrillte) Mädchen, welche emsig mit Silberdraht, Zange und Lötrohr hantieren und sich nur einen flüchtigen Blick auf uns gönnen¹.

Mein Begleiter, welcher schon wiederholt auf Menorca geweilt hatte, sagte mir voraus, wir würden ein Ereignis für San Luis sein, und richtig, kaum hatten wir uns vor dem kleinen Restaurant an der Hauptstraße bei einem Fläschchen Landwein niedergelassen, als wir männiglich von der Jugend wie Schimpansen begafft wurden, ohne daß sie freilich ahnte, daß wenigstens ich sie mit mindestens ebensoviel Interesse musterte. Denn dieser Kranz halbwüchsiger Knaben und Mädchen war eine Rassenausstellung, in der die derben, scharf auslugenden Kelten und die zierlichen Moriscos mit ihren großen, ein wenig lüsternen Madonnenaugen die Pole bildeten. San Luis ist übrigens — offenbar ein französisches Erbteil — berühmt durch Gemüse- und Blumenzucht, die natürlich durch hundert Mauern vor den Winden geschützt werden muß, und die Frauen des Städtchens gelten als vorzüglichste Scheuer- und Weißerinnen und gehen als solche

¹ Heute beschäftigen sich gegen 3000 Frauen in dieser Kunstfertigkeit, 15 000 kg Silber verarbeitend und für 3 Millionen Pesetas Ware erzeugend.

nach Mahón in Tagelohn. Wir nahmen die Überzeugung mit: nirgends, auch in Holland nicht, wird man sie über treffen. — Für den Rückweg schlugen wir die schnurgerade, schöne Fahrstraße nach Mahón ein. Den Horizont trübte die Calina, ein Hitzenebel, gefolgt von schwarzblauen, drohenden Gewitterwolken.

Der nächste Tag war ein prachtvoller Sonntag, und wir beschlossen, bald nach Tisch uns wiederum der Urzeit widmend, Talatý de dalt, einen Predio, oder, wie man hier sagt, Lloch, nächst der Straße nach Alayor, aufzusuchen. Durch das Tor San Roque, die Calle Prieto y Caules entlang, mündeten wir auf die wichtigste Chaussee der Insel, welche über Alayor und Mercadal bis ans andere Ende nach Ciudadela führt. Sie war staubig und heiß, aber, Gott sei Dank! liegt der Automobilverkehr noch in den Windeln. Wir begegneten vielen Jägern, die mit hochbeinigen, braunen Ibizahunden, Windspielen nicht unähnlich, auf die Kaninchenjagd zogen. Etwa 4 Kilometer hinter der Stadt bogen wir links in einen Feldweg und gelangten nach einigen Zweifeln auf den gesuchten Hof, welcher aber ausgestorben war. Seine Besitzer hatten sich wohl mit Kind und Kegel zu den gerade beginnenden Festlichkeiten von Villacarlos begeben. So begann wiederum aufs Geratewohl die Turnerei über die zyklischen Cercados (Steinzäune), und wir waren froh, wenn wir hin und wieder eine primitive Pforte fanden, die aber oftmals durch eine sehr geschickt gefügte, lockere Steinwand vertreten wurde, welche wir dann ängstlich z. T. ab- und aufbauen mußten, umringt und bedrängt von grunzenden, schwarzen Schweinen, die von uns die Wohltat der Befreiung zu erwarten schienen. Ein leichtsinnig entfernter Stein bringt den ganzen Bau ins Stürzen. Gelegentlich konnten wir auch höchst primitive Treppen benutzen, durch isolierte, aus der Mauer hervorstehende Steine gebildet. Das waren keineswegs Zufallsprodukte, sondern Kunstwerke der zyklischen

Architekten, zu deren virtuoser Benutzung übrigens auch ein steinzeitlicher Fuß gehört; denn sie wollen erhüpft sein. — Ein Freudenruf meines gewandteren Genossen! Er hatte das vorzeitliche Denkmal gesichtet. Wiederum eine Taula.

Der Dolmen (Taula, Dalt, Dolmen) von Talatý ist der großartigste Steintisch der Insel. Der gewaltige, einzige Tragstein dürfte ungefähr, soweit er frei aus der Erde ragt, 3,50 Meter hoch, 2,50 Meter breit und in der Mitte (wo ihn freilich der Einschlag des Regens stark verdünnte) 0,40 Meter dick sein. Der einzige Deckstein ist etwa 4 Meter lang, 1,50 Meter breit und von fast 1 Meter Durchmesser. An diesen Tisch lehnt nun noch an einer Schmalseite ein gewaltiger Monolith, der einen kleineren Stein trägt (Taf. 42). Das grandiose Denkmal, dem die Stürme der Jahrtausende kaum etwas anhaben konnten, machte, bestrahlt von der sinkenden Sonne, einen gar feierlichen Eindruck. Ein uralter wilder Olivenbaum, der in seinem Schutze eine üppige Krone zu entwickeln vermochte, hebt mit beinahe schwarzem Grün wundervoll das weiße, glänzende Gestein. Den Riesentisch umgibt ein Kreis von 9, weit über mannshohen Säulenmonolithen, die, bis auf den Eingang, untereinander durch eine Mauer verbunden sind. Auch mit der Taula von Talatý ist ein Talayot vereint und außerdem eine in der Erde gelegene, rundliche Höhle, in die sich ein schmaler Steingang hinabsenkt, und deren kuppelartiges, oberirdisches Dach von großen, losen Felsplatten gebildet wird, die ein mitten in der Höhle aufragender Pfeiler stützt.

Der Leser hat nun bereits mit mir zwei der herrlichsten Taulas, wahre Muster ihrer Gattung, kennengelernt — die von Talatý besuchte auch König Eduard von England —, aber noch keinen typischen Talayot, deren es viel mehr, nämlich an 200, auf der Insel gibt. Ich bitte ihn darum, mit mir die Esplanada zu kreuzen und, die Kaserne links lassend, die Carretera (Fahrstraße) nach San Clemente einzuschlagen. Der Spaziergang ist schattig und durch

hübsche Villen unterhaltend. Genau 2,8 Kilometer von Mahón entfernt erblicken wir linker Hand den Talayot von Curnia. Wir brauchen diesmal nur wenige Äcker zu durchqueren, welche ganz von wildem Heliotrop bedeckt sind. Der Talayot imponiert nicht gerade durch sein besonderes Ebenmaß, aber er interessiert durch sein leicht zugängliches Innere. Nämlich dicht über dem Boden öffnet sich in der Basis des kolossalen zyklischen Steinkegels genau nach Norden ein Tor von kaum mehr als 60 Zentimeter Höhe und 80 Zentimeter Breite, das sich in einen tiefen Gang von ähnlichen Dimensionen verlängert, welcher mit ein paar Stufen ansteigt und in einer winzigen Kammer endigt, die sich im Zentrum des Kegels, aber nicht viel (vielleicht 1,5 bis 2 Meter), über dem Niveau des Erdbodens befindet. Es ist die Grabkammer; denn man nimmt an, daß die Talayots, wie die Pyramiden Ägyptens, Grab und Denkmal in sich vereinigen. Die Talayots besitzen meist einen rundlichen, selten mehr eiförmigen Grundriß von 20 bis 25 Meter Durchmesser und sind aus ziemlich regelmäßigen Schichten sehr großer, rechteckiger, horizontal gelagerter Steine, natürlich ohne Mörtel, gelegentlich bis 15 Meter hoch aufgeführt worden. Auch heute noch, selbst im ruinenhaften Zustande — manche gleichen einem wüsten Steinhaufen —, machen sie sich weithin sichtbar und sind für das menorquinische Landschaftsbild höchst charakteristisch.

Wenden wir uns zur Carretera zurück, um noch ein wenig weiterzuschlendern. Müden Leuten bietet jeder überstandene Kilometerstein eine bequeme Steinbank zum Ausruhen. Aber schon beim 4. biegen wir wiederum links in einen tancasumwallten, schmalen Pfad, und nach 5 Minuten stehen wir vor dem Talayot von Torrelló (Taf. 43). Das ist ein schöner, regelmäßiger Stumpfkegel von 11 bis 12 Meter aus etwa 30 Steinschichten, welcher bequem zu ersteigen ist. In halber Höhe haben sich die Nachbarn eine Bahn für Ballspiel angelegt, und nachdem wir alsdann noch durch etliche Büsche der Mata ein wenig

auf vorspringenden, zyklischen Stufen emporgeklommen sind, empfängt uns ein gegen Osten gerichtetes Tor, in dem sich auch ein Gardist nur wenig zu bücken brauchte. Schwelle und Deckstein sind mächtige, 2 Meter lange Monolithe, und letzterer ist überdies wohl $\frac{3}{4}$ Meter breit und $\frac{1}{2}$ Meter dick. Wir passieren nun einen 2 Meter langen, hohen Gang und betreten ein Plateau, das rings von einer Mauer eingefriedigt ist, die aus vier Lagen mächtiger Quader besteht. Welch prächtige Rundschau gewährt diese geräumige Plattform, die ich erst mit 22 Schritten durchmaß! Mahón, Villacarlos, das umfangreiche Castillo de San Felipe und darüber hinaus das Meer. Weit landeinwärts der blauende Monte Toro, nahe San Clemente mit den arbeitenden Windmühlen, die Don Quijote sicherlich für aufgeregt mit den Armen gestikulierende Riesen nehmen würde. Die zerstreuten, weißen Gehöfte, öfters wie Burgen auf felsigen Erhebungen, mit dem großen, giebeldachigen Mittelbau und den zahlreichen angeklebten Häuschen, fast immer umzäunt von Wildnissen des Feigenkaktus. Und überall das labyrinthische Gewirr der mörtellosen Mauern. Aber zurück zu unserem Talayot mit seinem hochgelegenen Tore und Steinkreis. Man ist nicht der Meinung, daß diese Form die ursprüngliche sei, sondern läßt als solche nur einfache Stumpfkegel gelten, welche zumeist eine zugängliche Grabkammer enthalten, hin und wieder aber auch massiv sein mögen, und erklärt alle anderen Arten, so auch jene mit Terrassen, als nachträglich (wahrscheinlich in römischer Zeit) durch Zutaten und Umbauten veränderte.

Während sich in der Regel nur einige wenige megalithische Monumente in Gesellschaft beieinander finden, gibt es doch etliche Orte auf der Insel, welche man als ein paläolithisches Mykenä oder Pompeji bezeichnen darf, wie das großartige Trümmerfeld Torre d'en Gaumés unweit Alayors. Man kann mit seinem Besuche noch die Besichtigung mehrerer anderer hervorragender Denkmäler

verknüpfen. Zum ersten Male wird man — es empfiehlt sich ein Wägelchen — am 7. Kilometerstein der uns bekannten Straße nach Ciudadela haltmachen, um rechts die malerische, von Mata, Acebuche und Efeu überwucherte *Naueta de Rafal Rubý* in Augenschein zu nehmen. Die *Nauetas*, eine merkwürdige Variante der *Talayots*, besitzen den Grundriß eines Eies, dessen stumpferer Pol abgeplattet ist, und die Form eines umgestülpten Schiffes (daher der Name). Sie gleichen einer Hütte und enthalten eine verhältnismäßig geräumige Kammer, welche sich mit der Außenwelt durch einen langen Gang und eine kleine Pforte verknüpft, die sich an der flachen, steilen Stirnseite über dem Erdboden öffnet. Die Front unserer *Naueta* mißt zehn Schritte und ihre Tiefe beträgt 20. Sie baut sich aus wahren Steinkolossen auf, von denen manche die Spannweite eines Mannes übertreffen. Man sieht, da die Sonne hineinfällt, gut den langen Gang hinunter, welcher mit der Kammer durch eine rahmenartig ausgehauene Steinplatte kommuniziert. — Von den „Schiffchen“ werden wir noch das prachtvollste bei Ciudadela kennenlernen (Taf. 44); sie sind viel seltener als die *Talayots*; bisher wurden 19 entdeckt.

Wir sind gezwungen, bis nach Alayor zu fahren, um von dort den alten Weg nach Mahón wieder 3 Kilometer rückwärts bis zu den *Torrauba* genannten *Predios* zu verfolgen. Unmittelbar an der *Carretera* treffen wir auf *Torrauba d'en Salort*, nicht allein die größte, sondern auch stilvollste *Taula* der Insel. Der Träger ist mindestens von doppelter Mannshöhe und ebenso wie der gewaltige *Tafelstein* (etwa 4 Meter zu 1,50) schön behauen. Diesem Riesentische sieht man seine 3500 bis 4000 Jahre nicht an, er macht einen ganz neuen Eindruck. Leider kommt er inmitten von Schutt, Busch und *Tancas* nicht recht zur Geltung. Nur wenige Minuten trennen uns von dem schmucken Gutshofe *Torrauba vell*, dessen Herrin den Pfad zu den urzeitlichen *Höhlenwohnungen* weist, einem fast ebenerdigen *Felsenpalaste*. Denn wie darf man anders reden, wenn fünf

weite Portale in einen hohen Saal von 26 Schritt Länge und 12 Schritt Tiefe führen? Seine leicht gewölbte Decke — sie ist so hoch, als ich reichen konnte — stützen die vier zwischen den Toren aufgelassenen Säulen, ein isolierter, mächtiger Pfeiler — zwei Mann mögen ihn umspannen —, den die keltischen Steinmetzen etwa in der Mitte des Saales aussparten, und vier weitere, durch welche man in fünf miteinander verbundene, rückwärts gelegene, geräumige Alkoven tritt. Ich sagte, die Säulen seien ausgespart; denn der gesamte Raum wurde aus dem Fels herausgemeißelt, eine Arbeit, die das weiche Material auch primitiven Werkzeugen ermöglichte. Heute dienen die großartigen Gewölbe als Stallung. — Es bleibt uns nun keine andere Möglichkeit, als noch einmal nach Alayor zurückzukehren, den Umweg bis Torrauba verschmerzend, um den Weg nach Torre d'en Gaumés (6 Kilometer von Alayor) von der Calle de las Parras aus aufzunehmen. Wir bleiben dieser Vizinalstraße aber nur bis Lluçassaldent treu und wenden uns alsdann links.

Torre d'en Gaumés kündigt sich schon von ferne durch drei mächtige Talayots an, welche von einem Hügel aus in der Tat Land und Meer beherrschen. Wir haben uns der Südküste erheblich genähert. Hinter etlichen Cercados verbirgt sich das Trümmerfeld, welches mehrere Hektar bedecken dürfte. Es dünkt uns zunächst ein chaotisches Gewirr von Steinen oder besser mehr oder minder bearbeiteten, gigantischen Felsblöcken, zwischen denen sich's Mata und wilde Olive wohl sein lassen. Aber allmählich entdeckt man allerlei Geformtes. So einen Gürtel gewaltiger, dicht aneinander schließender, roher Monolithe, welcher einen einzigen Durchlaß, ein hohes, wohlerhaltenes, zyklisches Tor, besitzt, das sich in einen Gang verlängert. Also eine ähnliche Anlage wie auf der Plattform des Talayots von Torelló. Aber hier stoßen wir im Inneren des Steinkreises auf eine zusammengestürzte Taula. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir in einem altsteinzeitlichen Heiligtum, an einer Opferstätte, weilen, und die Riesentische als Altäre ge-

dient haben. Man könnte sogar vermuten, daß jener schräge Seitenmonolith der Taula von Talatý für die Besteigung der Tafel da war. Zwischen den Blöcken von Gaumés stieß ich noch auf einen Dolmen aus zwei monolithischen Trägern und einem Deckstein, einer kleinen, künstlich ausgehöhlten Felswohnung mit einem Fensterchen, zu der ein Gang aus Steinen führt, und verschiedene torartige Konstruktionen, die aneinanderhängen und vielleicht die Reste eines Decksteine tragenden Säulenkranzes sind, ähnlich dem berühmten von Stonehenge. — Dicht bei dem Trümmerfelde einer Urkultur erhebt sich das stattliche, sehr moderne Herrschaftshaus des Eigentümers, und große, goldene Lettern strahlen den Namen des Gutes ins Land hinaus. Es paßt nicht recht in diese heroische Landschaft.

Cala Mesquida. Binisarmeña. Isla de Colom. Ein Fest in Villa Carlos und Llumesanas.

Die Vergeles. — Ein Retiro Lord Nelsons. — Abenteuerliche Pflanzengestalten. — Die Mesquidabucht. — Binisarmeña. — Menorcas Höfe. — Ein zauberhafter Hain. — Colom. — Villa Carlos. — Pferderennen. — „Por Cutaina vax passa . . .“ — Ein Tanz in Llumesanas.

Vielleicht habe ich die Nachsicht des Lesers durch Taulas und Talayots schon allzusehr in Anspruch genommen und muß mich beeilen, ihn andere Wege zu führen, z. B. durch Feld und Busch und gebirgiges Land, nach einem schönen Punkte der Nordostküste.

Von der Calle Prieto y Caules nehmen wir den Weg Ses rocas llisas auf und gewinnen den Dalt de Gibraltar, einen 40 Meter über dem Hafenspiegel erhobenen Punkt, welcher eine gute Aussicht über die Huerta Mahóns, los vergeles de San Juan, gewährt. Dieser größte Frucht- und Gemüsegarten der Insel verdankt nächst der Quelle San Juan dem englischen Gouverneur Kane seinen Ursprung, der das Sumpfland trocknete und die Bewässerung regelte. Wir steigen zu der Quelle hinab, in deren Nähe sich die malerische Kapelle Johannes' des Täufers befindet. Man hat das ergiebige Wasser bis zum Kai geführt, wo es sich in der georginen- und oleanderreichen Alameda in zwei Reservoirs staut, von denen aus die Zisternen der Stadt nachgefüllt werden, wenn der Regen ausbleibt. Ein Faß von 500 Liter kostet 25 Centimos, der Transport 1 Peseta. In den Vergeles erblicken wir auch hier das uns von Mallorca so vertraute Bild der Norias, aber einige schauen erstaunlicherweise von hohen,

weißen Türmen auf uns herab. Wir müssen nun die innerste Hafembucht, la Colarsega, umgehen und kreuzen dabei den Gorch, welcher den Vergel gemächlich durchfließt, dicht vor seiner Mündung, um der Maschinenfabrik (Sociedad Anglo-Española) zuzusteuern, an deren Ostseite der Weg zur Cala Mesquida abgeht, von der uns jene den Hafen gegen die Norder schützenden Hügel trennen. In einiger Höhe eröffnet sich einer der schönsten Blicke auf Mahón. Der Hafen gleicht einem vielgestaltigen, blauen See, und die Stadt auf ihrem düsteren, schroffen Felssockel nimmt sich mit ihren Kirchen und Windmühlen nirgends malerischer aus. Auf unserer Seite erblicken wir in geringer Entfernung die schmucken Häuser von San Antonio, wo der berühmte Seeheld Lord Nelson vor dem ägyptischen Kriege längere Zeit lebte und seine Biographie schrieb. Das Gelände trägt ringsumher einen dichten Busch von Mata (*Pistacia lentiscus*), Myrte, wilder Olive, Aladern (*Phyllirea*), Llampuga (*Rhamnus alaternus*), — alles immergrüne, lederblättrige Sträucher —, ferner verschiedener Heidegewächse wie *Arbutus unedo*, *Erica arborea* und *multiflora*, vermischt mit der dornigen Argelaga und Esparaguera (*Calycotome spinosa* und *Asparagus albus*). Er dient Pferden und Maultieren und vor allem Rudeln schwarzer Schweine zum Aufenthalt; zur Weide mag ich nicht sagen, denn ich habe weder ein Grasspierchen noch ein Kräutlein entdecken können. Auf halbem Wege traf ich auf einen modernen Talayot, eine Nachbildung der prähistorischen durch Hirten, die in ihnen nächtigen. Ein hübsches zyklisches Bauwerk mit einer sehr geräumigen und hohen Kammer, welches — wohl um der Schwierigkeit des Daches Herr zu werden — in mehreren Terrassen aufgeführt wurde.

Nach einer Stunde erscheint das Meer, und ein kräftiger Nordwind empfängt uns. Damit ändert sich die Vegetation in auffallendster Weise. Den schwärzlichen Schiefertone bedecken Pflanzenkissen, welche wie große Igel oder riesige Raupen aussehen und manchmal so hart

sind, daß man sich auf sie stellen kann, ohne einen wesentlichen Eindruck zu hinterlassen. Am merkwürdigsten sind die Socorrellas, eine Bärenschote (*Astragalus poterium*), welche über und über mit feinen, nadelspitzen Dornen gepanzert ist, und eine Gänsedistel (*Sonchus cervicornis*), ebenfalls überaus stachelig und mehr einem Flechtengewulst als einem Vereinblütler ähnelnd. Zu ihnen gesellt sich noch an anderen Orten eine Flockenblume (*Centaurea balearica*), deren dornige, halbkugelige Polster 1 Meter hoch werden. Diese seltsamen Pflanzengestalten finden sich nur an der Küste — vornehmlich der nördlichen — und sind sicherlich Anpassungen an die Stürme (und ein Schutz gegen die durch sie hervorgerufene Austrocknung), von deren Heftigkeit die hier und dort zerstreuten Aleppokiefern beredtes Zeugnis ablegen, welche, in Meterhöhe rechtwinkelig umgeknickt, ihre Kronen wie zerfetzte Standarten schlank nach Süden richten. Selbst die niedrigen Büsche der schmalblättrigen *Phyllirea* gleichen hier erstarrten Wetterfahnen.

Der Ausblick auf die *Cala Mezquida* ist überraschend schön. Die muschelförmige Bai wird durch einen Felsen, den prächtig ein gelbgestreifter Turm krönt, in zwei Hälften geteilt. Die westliche bietet mit ihrer breiten Playa den idealsten Badestrand, die östliche wirkt durch unmittelbar ins Meer stürzende Felspartien und den reichen Blütenschmuck gelben Hornmohns (*Glaucium luteum*), himmelblauer Staticen (*St. virgata*) und Skabiosen (*Sc. maritima*), amethystfarbener Männertreu (*Eryngium maritimum*) und Rasen gelbgrüner, zierlicher Wolfsmilch. Aber wir verfolgen die Küste weit über die *Cala* hinaus — südöstlich bis zum *Cabo Negro* — eine lange Linie pittoresker Abstürze und Fjorde. Freilich ist sie kahl, jedoch ihr Farbenspiel in der tiefstehenden Sonne um so wundervoller. — Die *Mezquidabucht* wurde zweimal zur Landung feindlicher Streitkräfte ausersehen. Im April 1756 schiffte sich hier *Richelieu* aus, und im August 1781 der Herzog von *Crillon* mit einer französisch-spanischen Kriegsmacht. Beide Angreifer ent-

rissen Menorca der englischen Herrschaft und letzterer für immer.

Wenn man von der Brücke über den Gorch sofort zu den Hügeln hinansteigt, sich den Weg durch duftenden Rosmarin und Sosa (*Suaeda fruticosa*) bahnend, gelangt man zu dem Predio Binisarmeña und genießt während des Anstieges wiederum eine prächtige Aussicht auf den Hafen von Mahón und landeinwärts über den Talayot von Torelló hinaus, den wir gut erkennen können. In der Nähe von Caserio passieren wir ein Opuntiengebüsch mit wahrhaft kolossalen Exemplaren. Der Feigenkaktus ist auf Menorca wie kaum ein anderes Kulturgewächs zu Hause. Er wird nicht, wie auf dem Festlande, zu Hecken verwandt, sondern in Pflanzungen gezogen und erreicht größere Dimensionen als in Spanien. Seine Frucht nennt der Menorquin Morenfeige (*Figuera de moro*). Sie wird naturgemäß auf der steinigen, unfruchtbaren kleineren Baleare viel mehr geschätzt als auf dem Pfirsich- und Orangenparadies Mallorca.

Ich verfolgte den bequemen Pfad weiter in nördlicher Richtung, bis mir Hof und Acker verschwanden und mich eine weite, stille Buschlandschaft, die ein trocknes Flußbett durchzog, aufnahm. Geradezu beschwerend wirkt diese Ruhe! Nicht einmal eine Vogelstimme! Der Busch ist reich an Zistrosengewächsen, *Estéparas* (*Cistus albidus* und besonders *monspeliensis*), und muß im April und Mai, im Flor der rosenroten und weißen Blüten, einen lieblichen Anblick gewähren. Zurzeit traf ich nur auf leuchtende Rasen fleischroter Tausendgülden (*Erythraea spicata*), blühende Minze (*Mentha pulegium*), goldgelben Bitterling (*Chlora perfoliata*) und natürlich die überall auf der Insel heimischen, reichverzweigten gelben Königskerzen (*Verbascum sinuatum*). Es war dicht vor der kurzen Pause des Blütenreigens, der bereits wieder im November mit Krokus, Schneeglöckchen und Narzissen anhebt. — Trotzdem wir den 3. August schrieben und den

Himmel kein Wölkchen trübte, fühlte ich mich wanderlustig und empfand erst die Hitze, als ich in voller Mittagsglut zur Stadt hinaufklomm, recht begierig auf ein Glas Zisternenwasser, welches mir Pepe, der Pikkolo, vor meinen Augen aus dem in der Küche gelegenen Brunnen heraufwinden mußte. Ganz frisch, so daß die Karaffe beschlägt, mundet es wie ein guter Quell, aber schon nach zehn Minuten schmeckt es lasch und fad. Dem Bier, einem salizylgeschwängerten, von Barcelona importierten Gebräu, welches sich ohne den geringsten Schaum aus der teuren Flasche ergießt, habe ich auf Menorca rasch entsagt.

Der freundlichen Einladung Herrn Knoches, welcher eine der Insel Colom eigentümliche Daphne studieren wollte, verdanke ich einen Besuch dieses etwa 9 Kilometer von Mahón entfernten größten Eilandes der Küste Menorcas. Der Vizinalweg, de Rafál genannt, zweigt von der alten Straße nach Ciudadela, die den Namen d'en Kane führt, bald hinter der Stadt rechts ab und bewahrt bis zum Ziele eine genau nördliche Richtung. Die Fahrt war recht unterhaltend, da der Besitzer der Insel, Herr Konsul Roca, mitfuhr und über manches Aufschluß gab. Wir lernten unter anderem einiges über die Bedeutung der Ortsnamen und insbesondere der Gutshöfe. Das oft wiederkehrende Bini, z. B. Binisarmeña, Binifadet, Bini-saida, leitet sich aus dem Arabischen her und bedeutet Kinder, ebenso das häufige Rafál (sp. finca, quinta) für Landgut und das seltenere Kudia = Hügel. Vielfach sind im Laufe der Zeit größere Besitzungen durch Erbschaft geteilt worden. Die neu erstandenen bewahrten jedoch den Namen des Stammgutes und suchten sich durch Anhängsel, wie de dalt (oben), de baix (unten), nou (neu), vey oder vell (alt), zu unterscheiden. — Die Bewohner Menorcas sind in der Hauptsache Ackerbauer, welche aber nicht in Dörfern, sondern zerstreut auf ihren Llochs (Predios), d. s. Güter von mindestens 20 Hektar oder



Verf. phot.

Felanitx. Parochialkirche.



Verf. phot.

Felanitx. Im Vordergrund Trilla.



Verf. phot.

Mahón.

Estancias (über 10 Hektar), leben. Von ersteren soll es annähernd 600, von letzteren 400 geben. Noch kleinere Besitze, auf denen aber kein Wohnhaus zu stehen pflegt, heißen Barqueras. Alles in allem schätzt man etwa 1500 ländliche Anwesen. Diejenigen, welche im Schweiß ihres Angesichts bestellen und ernten, sind in der Regel nicht die Herren, sondern Erbpächter, die meistens mit dem halben Ernteerlös zahlen, seltener durch einen bestimmten Zins. Es wird hauptsächlich Weizen gebaut, und obwohl man kaum düngt, die steinige Ackerscholle noch der alte römische Pflug bricht, und auch künstliche Bewässerung sich nur an wenigen Punkten ermöglichte, soll die Ernte gut und reichlich sein. Neuerdings züchtet man mit vielem Erfolge Schlachtvieh und edlere Pferde für die Ausfuhr, ein Fortschritt, welcher durch den Anbau des Süßklee (*Hedysarum coronarium*) erzielt wurde. Als Kuriosum mag erwähnt sein, daß Menorca zwar einer Stierkampfarena ermangelt, aber jene Novillos heranzieht, welche die mallorquinischen Stierkämpferdilettanten harpunieren und erdolchen.

Die Plaudereien hatten uns dem Landschaftsbilde halb und halb entzogen, und wir wurden erst wieder in der Nähe der Albufera ganz Auge, einem von Grün umhegten, brackigen Meeresarm und seiner Entenvölker wegen sehr geschätzten Jagdgebiet. Der Weg durchquert eine der schönsten Gegenden der Insel, vor allem was Pflanzenwuchs anbetrifft. Das Tausendgüldenkraut bedeckte weite Strecken, und zu den gewöhnlichen Sträuchern gesellten sich prächtige, wie Zypressen aussehende Wacholder (*Juniperus phoenicea*), Wäldchen von Tamarisken und Dickichte von *Ruscus aculeatus*. Aber alle Bäume und Sträucher waren jetzt in phantastischer Weise übersponnen und behangen von schweren Perücken oder zarten Girlanden der in voller, schneeweißer Blütenpracht stehenden *Clematis flammula*. Ein zauberhafter Anblick, auf den wir nicht müde wurden, uns gegenseitig aufmerksam zu machen.

Das Eiland liegt vor einer ziemlich tief ins Land dringenden Bucht, an der sich bisher erst ein einziges Häuschen, eine Fischerwohnung, erhebt. Man braucht etwa eine halbe Stunde, um im Boote überzusetzen. Das Meer ist kristallklar, dunkelblau, blaßblau oder grün. Der Grund erscheint wie Silber, und die Algen gleichen Kunstwerken aus Malachit. — Das Schönste, was uns das Inselchen, ein abgetrenntes Stück Vorgebirge, bietet, ist die Aussicht auf die sehr gebirgige und darum überaus malerische Nordostküste Menorcas. Freilich ist sie ebenso nackt, wie bei der Cala Mezquida, aber wie dort beherrscht durch einen prächtigen Wartturm von jener robusten, schwerfälligen Art, welche für die kleine Baleare recht bezeichnend ist. Colom bedeckt ein sehr niedriger, mit viel Pastinake (*Pastinaca lucida*) vermischter Busch, in dem sich der gewünschte Zeiland (*Daphne vellaoides*), reichlich fand und zahllose Kaninchen gediehen, die unruhig umherschossen. Die Insel ist offenbar erzeich, denn man schürft mit Erfolg auf Zinkblende. Die schöne Hafenbucht säumen uralte Tamarisken (*Tamarix gallica*), deren Stämme bis 1½ m Durchmesser besitzen! Im 18. Jahrhundert isolierte man die Pestkranken auf Colom, und ein kleiner Friedhof mit Kreuz und Gedenkschrift erinnert an die zeitweilig traurige Bestimmung des sonnigen Eilands. Zum Schluß mußten wir uns in ein ornamental gebundenes Fremdenbuch eintragen, in dem uns Herr Roca mit begreiflichem Stolz eine Reihe illustrier Namen aufschlug.

* *

Mahón stand im Zeichen der Festlichkeiten von Villa Carlos, die zu Ehren San Jagos, des Schutzpatrons Spaniens, am 25. Juli beginnen und sobald nicht wieder aufhören. Dort, wo die Calle Castillo in die Landstraße übergeht, findet man zu jeder Tagesstunde Wagen, die für wenige Centimos eine Art Omnibusverkehr nach jenem Örtchen unterhalten. Das schmucke, unmittelbar an der Hafenbucht gelegene Städtchen verdankt sein heutiges

Aussehen den Engländern, unter denen es Georgetown hieß. Die breiten, häufig mit Baumreihen gezierten Straßen säumen ungemein saubere, meist einstöckige, weiße Häuschen mit grünen Türen und Fensterläden. Heute, an dem Feiertage, standen alle Häuser offen, und ihre Bewohner saßen vor denselben, um seine Herrlichkeiten zu genießen. Das Fest bestand aber vorerst nur aus einer großen, geputzten Menschenmenge, welche auf der Esplanade und der Calle Mayor auf und ab wogte, und, Haselnüsse knackend, der Dinge harrte, die da kommen mußten. Schließlich kam denn auch Bewegung in die Massen, sie wichen auseinander, um der Colcada (cabalgada), dem Reiterzuge und dem Rennen Platz zu machen. Die Reiter waren Fischer in schwarzem Frack, weißer Weste und Hose und schwarzem Dreimaster auf phantastisch mit blau und roten Schabracken, einem abenteuerlichen Kopfputz aus Spiegelchen und langen, bunten Bändern im Schwanze ausgestaffierten Pferden. Diese wunderlichen Gestalten sollten nun, die Hauptstraße auf und nieder rasend, um Preise ringen, und die Ritter wollten ja auch wohl, aber nicht so die Rosse, welche sich höchst ungebärdig zeigten, so daß das Schauspiel mehr zum Schrecken als zur Belustigung der Zuschauer ausfiel. Harmloser war ein anderes Bild: ein Greis auf einem sanften Maulesel, der einer kurzen Rohrflöte (fabiol) dünne Melodien entlockte, zu welchen er den Takt mit nur einem Stabe auf einer kleinen Trommel schlug. — Das war aber auch alles. Nichts von Jahrmarktsbetrieb, weder Karussell noch Schaukel, geschweige denn irgend sonstige Attraktionen. Ich wandte mich enttäuscht zum Hafen, in den man vom Orte aus hinabsieht, und das anmutige Bild, welches sich mir hier bot, entschädigte mich für das absonderliche Fest.

Wenn man die Chaussee über Villa Carlos hinaus nach Osten fortgeht, gelangt man, hinter dem kleinen Cimiterio catolico rechts abbiegend, zu den ausgedehnten Ruinen des Castillo de San Felipe, zwischen dem Hafeneingang und der ärmelförmigen Cala de San Estéban.

Als die Engländer dasselbe 1708 einnahmen, stellte es ein durch vier Eckbollwerke befestigtes Mauerquadrat mit einem Turm in der Mitte vor. Die Briten vergrößerten diese primitive Festung dann ganz gewaltig, und allein ihre Brunnen und unterirdischen Räume, welche aus dem Fels gehauen werden mußten, sollen 20 Millionen Mark verschlungen haben. Trotzdem wurde sie von den Spaniern erobert und darauf zerstört, von den Engländern aber während ihrer dritten Herrschaftsperiode wieder aufgebaut, indes von den Spaniern nach ihrer letzten Besitzergreifung abermals demoliert. — Zum Friedhof zurückgekehrt, empfiehlt es sich, den nach Südwesten führenden, schließlich in San Luis endigenden Weg aufzunehmen, da er großartige Ausblicke über die Hafeneinfahrt gewährt, welche heute das Castillo Isabel II. von der Halbinsel La Mola aus verteidigt. Die hier und dort zutage tretenden Felsen tragen Wildnisse der seltsamen Trompera (*Ephedra fragilis*) und der Motxa, einer Hauhechel (*Ononis crispa*), und sind behangen von *Passerina hirsuta* und bisweilen bedeckt von blühendem *Asteriscus maritimus*. Es ist eine Gegend kleinsten Besitzes, und die schneeweißen, rotdachigen Häuschen mit dem Weinstock über der Tür schauen allerorts schmuck und hell über die Cercados hinaus. Die Mandelbäume, denen man hier ziemlich häufig begegnet, haben ihre Früchte gereift und schicken sich bereits an, die Blätter abzuwerfen. In den Tancas nistet sich mit Vorliebe der wilde Feigenbaum ein, dessen Blätter so tief wie eine Hand gefingert sind, und wenn dies wirklich die wilde Stammart ist, so kann sie unmöglich das berühmte Feigenblatt geliefert haben. — Wein, Mandeln und Feigen, also beinahe so paradiesisch wie zu Cutaina (zwischen Alayor und San Clemente), von dem ein Liedchen rühmt:

Por Cutaina vax passa: ¹
 Figuerarlla a cada banda,
 Hey avia pomás en randa
 Y vin blanc per refrescar.

Ich ging durch Cutaina:
 Feigen an jeder Seite,
 Äpfel die Fülle
 Und weißer Wein zur Erfrischung.

¹ Menorquinischer Dialekt.



Taula von Trepucó.
Inmitten von Oastre und Mata.



Mahón. Blick auf Santa Maria.



Talayot und Taula von Talaty.
Im Hintergrunde ein Oastre.

Am 4. August, einem Sonntage, feierte man in L l u m e s a n a s , einem hauptsächlich von Landarbeitern bewohnten Caserio zwischen San Clemente und San Luis, das Fest des Schutzpatrons San Cayetano, und ich vertraute mich wiederum einer Carretela an, die auf der Esplanada in sich hineinpropfte, was nur anging, denn die Mahonesen fliegen offenbar gerne in die Nachbarschaft, sobald eine Abwechslung winkt.

Llumesanas ist wie aus der Spielschachtel aufgebaut und von Orangen, Mandeln und Walnußbäumen umgeben. Auf den Feldern wächst Caña dolsa; ich dachte zuerst an Zuckerrohr, aber es ist Mohrenhirse (*Sorghum vulgare*) — natürlich alles nicht in mallorquinischer Üppigkeit. Zwischen Kirche und Schule befindet sich ein kleiner, schattiger Platz, mit einer schön gepflasterten Tenne, dem Tanzboden, auf dem sich dann auch bald Männlein und Fräulein artig und züchtig bewegten, denn sie tanzten die milden Walzer und Polken Albions. Sie schoben sich in dezentester Art, er vorwärts, sie rückwärts trippelnd, und sich nur hin und wieder einmal drehend. Die Jungfrauen, auch die reiferen, trugen kurze Röcke. Das nichttanzende Volk delectierte sich vor allem an Haselnüssen, die ich unverschämt teuer fand. Der halbe Liter kostete 80 Centimos. Man sah viele keltische Typen, sehnige Gestalten mit scharf geschnittenem, gebräuntem Antlitz, keck vorspringender Nase, schmalen Lippen und den stahlblauen, von dunklen, starken Brauen überwölbten Augen. Dazwischen bewegten sich englische, lymphatische Milchgesichter, fast brauenlos, mit wasserblauer Iris. — Ich verließ Llumesanas zufriedener, als Villa Carlos. Das Treiben war freundlich und erquicklich.

XXI.

Nach Ciudadela.

Allerlei über die Insel. — Alayor. — Ein Bauernsitz. — Das Wunder vom Monte Toro. — Die menorquinische Schweiz. — Mercadal. — Ferrerías. — El Barranch d'Aljandar, ein Tal der Hesperiden. — Ciudadela. — La colcada de San Juan. — Torre Saura. — Naueta d'Es Tudóns. — Menorcas Südküste. — In die Bai von Alcudia.

Den 26. und 27. Juli widmete ich einem Ausflug nach Ciudadela, der alten, an der Westküste gelegenen Hauptstadt der Insel, von Mahón 44 km entfernt. Es gibt eine täglich verkehrende Automobilpost dorthin, man kann auch die Diligencia benutzen, indes zog ich, um halten zu können, wo mir beliebte, ein kleines Mietgefährt vor. — Die wohlgepflegte Chaussee ist uns bis Alayor bereits bekannt. Sie teilt die Insel in zwei in mehrfacher Hinsicht ziemlich verschiedene Hälften. Die nördliche, gebirgige gehört der Juraformation an und besteht aus den Tonen und Schiefertönen des Lias, während die südliche eine Meseta aus miozänen Kalk-, seltener Sandsteinen, vorstellt. Dem ungleichartigen geologischen Charakter entsprechen auch gewisse Verschiedenheiten der Pflanzendecke. Im Norden, dem Lande der Tramontana, des Nordwindes, herrscht die Myrte im Verein mit *Phyllirea media* und *angustifolia* und etlichen Heidearten vor, im Süden dagegen sind *Rhamnus alaternus* und *Pistacia lentiscus* verbreiteter. Letztere, die Mata, ist übrigens der häufigste Strauch der Insel. Außerdem bildet die Fahrstraße im allgemeinen die Nordgrenze der prähistorischen Denkmäler; nur unweit Ciudadelas wird sie wesentlich von ihnen überschritten. Es ist einleuchtend,

daß auch die Landwirtschaft vornehmlich südlich unseres Weges gedeiht und seit grauen Vorzeiten gedieh.

Alayór, ein Städtchen von gut 4000 Einwohnern, präsentiert sich am schönsten von den Orten des Innern. Die schneeweißen Häuser, auf deren Ziegeldächer oft ein riesiges, weißes Kreuz gemalt ist, lehnen an einem Hügel, dessen Rücken eine mächtige Kirche mit imposantem Stumpfturm und mehrere Windmühlen trägt. Die Bewohner haben den Ruf argwöhnischer, aber ehrlicher und arbeitsamer Leute. Viele sind Köhler. — Hinter Alayor wird es gebirgiger. Der Fels tritt überall zutage, meist stark verhüllt von Mata, die ihn mit großen, schwarzgrünen Perücken bedeckt. In dieser Gegend bemerkt man ziemlich viel Weinbau. Die Höfe machen einen sehr wohlhabenden oder selbst reichen Eindruck. Das Hauptgebäude ist zweistöckig und besitzt ein niedriges Giebeldach aus roten, aber ganz oder teilweise geweißten Ziegeln. Selbstverständlich glänzen die Mauern so weiß wie Schnee und die Fensterläden so frisch grün wie junge Saat nach dem Regen. In das Erdgeschoß tritt man durch zwei weite Rundbogen, die eine Art Loggia bilden, in der man wohl die Hausfrau bei einer Arbeit sitzen sieht, und welche der Lieblingsaufenthalt für den Sommer ist. In das obere Geschoß führt häufig eine Treppe von außen. Die Schornsteine haben entweder einen flügelartigen, an einen Schmetterling erinnernden Aufsatz oder endigen in Form einer Zange und gleichen dann einer geschlossenen Kressschere. An dem Herrschaftshause kleben stets mehrere kleine Bauten. Die Ställe sind oftmals ganz aus zyklopischen Mauern ohne Mörtel aufgeführt. Über der Loggia rankt ein Weinstock, und man hat von ihr aus den Blick auf die mühselig herangezogenen Blumen, für deren Kultur Menorca nicht günstig ist. Dagegen wuchert um so herrlicher der Feigenkaktus, von dem manchmal ein wahrer Wald Haus und Hof umgibt. Das ganze Gewese ist natürlich von mannshohen Tancas eingefriedigt.

Vor Mercadál kommen wir dem höchsten Berge der Insel, dem Monte Toro (358 m), am nächsten. Er steigt

mit zwei Terrassen zu einem breiten, kahlen Kegel an und gipfelt in einem Kirchlein und verlassenem Augustinerkloster. Hier oben befindet sich das menorquinische Nationalheiligenbild, die Virjen del Toro, deren Geschichte kurz folgende ist. Als die Mauren die Insel unterjochten, versteckten die Einwohner oben auf diesem Berge ein besonders verehrtes Madonnenbild, dessen Existenz in Vergessenheit geriet. Nach manchem Jahrhundert, und zwar im Jahre 1287, also gleich nach der Vertreibung der Sarazenen, sah einer der unweit des Berges etablierten Mönche jeden Sonnabend ein funkeln- des Licht auf dem Gipfel, und die ganze Mönchsschar beschloß, wohl ein Wunder vorausahnend, in frommer Pro- zession den Berg zu ersteigen, obgleich man wußte, daß ein wilder Stier sein Plateau bewohnte und niemanden heranließ. Aber das Kreuz der Wallfahrer bewirkte Übernatürliches. Der Stier neigte sich vor ihm, setzte sich an die Spitze der betenden Schar und machte schließlich, in die Knie stürzend, vor hohen Felsen halt, zwischen denen man das Madonnenbild, von einem schwachen Lichte beleuchtet, entdeckte. Kirche und Kloster waren die natürliche Folge des Wunders und viel- leicht auch der Name des Berges, obwohl er ihn auch seiner Gestalt verdanken könnte, denn er ähnelt, von Mahón aus gesehen, einem niedergesunkenen Stier. — Wir setzen unseren Weg durch die menorquinische Schweiz, die überaus malerische, beinahe wilde Landschaft eines Felsengebirges, fort, dessen Gestein reichlich zerwaschen in prächtigen Obeliskem emporragt, und dessen Kuppen riesigen Talayots gleichen. Hier erklimmen die Hänge und füllen die Schluchten noch Wäldchen von Aleppokiefern und Steineichen, leider letztere durch Raupenfraß oft völlig blattlos.

Mercadal dehnt sich in einem Tale aus. Im Hinter- grunde ein reiches Hügelland mit zahllosen Erhebungen, die jetzt, blau gefärbt, wie erstarrte Meereswogen aus- sehen. Der Ort, eine Villa, zählt nur 850 Seelen. Die blütenweißen Häuser mit den roten Giebeldächern, die

sich wie Küchlein um die Henne rings um die große Kirche mit dem quadratischen Stumpfturm scharen, und etliche Windmühlen bieten uns gerade nichts Neues, aber man sieht diese schmucken Siedelungen immer wieder gern. In Mercadal rasteten wir in einer Fonda an der Plaza de Constitución. Den Ort verlassend, nahm uns eine wundervolle Allee von Silberpappeln auf, deren weißgrünes Laub herrlich kontrastierte mit der nunmehr intensiv roten Erde. Darauf beschattete uns eine prachtvolle Doppelreihe von Götterbäumen, deren lebhaft gefärbte Flügel Früchte wie die Blüten von *Aesculus pavia* aussahen, und schließlich nahmen uns Pinienhaine mit ihren goldgrünen Kronen auf. So verging die Fahrt bis Ferrerías im Umsehen. Dieser Ort mit etwa 1000 Bewohnern, welcher sich in einer fruchtbaren Ebene lang ausstreckt, unterscheidet sich einigermaßen von den gesehenen. Die Kirche besitzt einen anmutigen Spitzturm, eine liebliche Gruppe von Dattelpalmen grüßt zwischen den roten Dächern zu uns herüber — wahrhaftig ein seltener Anblick auf Menorca —, und wir spähen vergebens nach einer Windmühle. Letzteres erklärt sich aus dem Vorhandensein von fließendem Wasser. — Der Bewohner von Ferrerías gilt als hervorragend heimatliebend und fromm, dabei aber als gebildet; auch unter den Frauen sollen Analphabeten gezählt sein. Die meisten leben vom Ackerbau, welcher hier, durch die Berge geschützt, besonders lohnend ist. Es gibt aber auch eine starke Kolonie von Schuhmachern.

Ferrerías bildet den Ausgangspunkt zu dem berühmten *Barranch d'Aljandár* oder Barranco de Algendar, einer überaus romantischen Schlucht, und zugleich der Garten der Hesperiden Menorcas, von dem uns *Willkomm* eine sehr anziehende Schilderung gegeben hat. Man betritt dieses Paradies auf schmalem Saumpfade durch eine enge Felsspalte und ist alsdann genötigt, eine Felstreppe hinabzusteigen, welche von einem riesigen, losgelösten Felsblock überwölbt wird. Die Schlucht schlängelt sich in leichten Krümmungen bis ans Meer, wo sie in die *Cala Santa Galdana* mündet. Zwischen den ge-

waltigen, lotrecht abfallenden Felswänden, in welche der Urmensch Grabhöhlen für seine Toten meißelte, rauscht der Bach, der, von etlichen Quellen gespeist, in seinem Laufe mehrere Mühlen treibt. Für die Häuser der Predios, die ihn begleiten, ist mitunter Raum im Felsen selbst geschaffen; denn wo es irgend anging, wurde die schmale Sohle dieses überraschenden Tales mit Zitronen- und Orangen-, Granat- und Apfelbäumen bepflanzt. Als ein Eden köstlicher Fruchtbäume erscheint der Predio San Antonio de S'Aranjassa (Orange im Menorquin Aranjera), nicht weit entfernt vom Son Pruna, „der klassischen Osterie der Touristen“, und hier mag es sein, wo man, wie Willkomm schreibt, im Frühling geradezu in Apfelsinen wadet. In der Nähe befindet sich die malerische Mühle Moli de dalt. Auch die Felswände sind mit üppiger Vegetation bedeckt, vor allem Efeu und Stechwinde (*Smilax aspera*), in die winters die Vidauba (*Clematis cirrhosa*) und im Sommer die Vidriella (*Cl. flammula*) ihre schneeweißen Blütenranken stricken. Der untere Teil des Barranco ist eine wilde Steinwüste.

Wir trafen erst mit Einbruch der Nacht in Ciudadela ein. Der Himmel hatte während der Dämmerung ein wunderbar tiefes Blau angenommen, und ein wirklich goldener Mond erhob sich höher und höher. Ich fand in der kleinen, niedlichen „Fonda Feliciano“ für 6 Pesetas Wohnung und Pension. Die Abendtafel bediente uns, es nahmen noch etliche Geschäftsreisende aus Barcelona und Palma und ein paar Angestellte aus dem Orte teil, ein recht übermütiges, hier beheimatetes Mädchen, mit dem die jungen Leute ihre Späße trieben, so daß es laut und lustig zuging. — Nach Tisch wanderte ich noch die ganze Stadt in die Kreuz und Quere. Sie hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit Mahón, sondern gemahnt vielmehr an eine Stadt Mallorcas. Das erklärt ihre Geschichte.

Ciudadela mit nur 7500 Einwohnern, heute von Mahón weit überflügelt, war unter der Herrschaft der Mauren und aragonischen Könige die Hauptstadt der Insel. Erst die Engländer verlegten die Regierung und

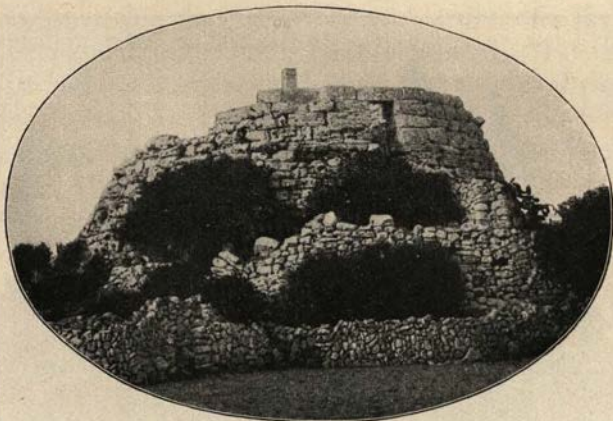
den strategischen Schwerpunkt nach Mahón, das damit wieder die bevorzugte Stellung einnahm, die es unter Karthagern und Römern genossen hatte. Das Arabische und Spanische litt also in Ciudadela kaum unter angelsächsischem Einfluß. So erscheint denn diese Stadt, zumal uns als Fremden, verglichen mit Mahón, wie ein Petrefakt, freilich ein recht studierenswertes. — Die Straßen sind eng, die Plätze klein, und in der alten Hauptstraße, wie der Calle José Maria Quadrado und der Plaza Nueva, mit spitzbogigen Laubengängen; die Häuser ebenso schneeweiß wie sonst in Menorca, aber mit flachen Dächern. In nicht geringer Anzahl trifft man auf jene alten Patrizierpaläste, welche wir in Palma kennenlernten. Das moderne und elegante Ciudadela verkörpert die Plaza del Borne, eine mit schönen Bäumen bepflanzte Anlage, in deren Mitte sich ein hoher Obelisk zum Andenken an den unglücklichen 9. Juli 1558 erhebt, an welchem Tage sich die Stadt nach heldenmütigem Widerstande den Türken unter Mustapha Piali, Admiral Suleimans, ergeben mußte, der ein furchtbares Blutbad unter der Bevölkerung anrichtete. Der große, heitere Platz, zu dem jene düstere Erinnerung nicht stimmt, wird von wahren Prachtbauten umringt, wie der neuen Casa Consistorial im byzantinischen Stil mit säulengestützten, etwas schweren, romanischen Bogenreihen und Zinnenkranze, dem Palais des Grafen Torre Saura mit prächtiger Loggia, der eleganten Casa de Vivó mit einer reizenden Galerie von bogentragenden Pilastern und der Casa de Vigo mit ihren zahlreichen Balkonen. — Der Hafen, das verkleinerte Ebenbild der Bucht von Mahón, gleicht einem Fluß, welcher fast ohne Bewegung dem Meere zwischen steilen, gelbbraunen Böschungen zustrebt, an denen der Kapernstrauch herabhängt. — Aus den Zeiten des Glanzes hat Ciudadela Bischof und Kathedrale gerettet. Die Metropolitankirche, ein weithin sichtbarer und durch gelbe Naturfarbe leuchtender Bau, wurde ums Jahr 1300 begonnen und ist als einschiffiger Tempel von überraschender Weite. In die hohe Spitzbogenhalle öffnen sich zwölf

Seitenkapellen. Von besonders schöner Wirkung sind die schlanken, gotischen Fenster mit ihrer bunten Malerei. Das Hauptportal mit seinen derben korinthischen Pfeilern ist neu, das südliche aber mit jenen viel zarteren Kapitälern und den Wappen von Ciudadela und Aragonien entstammt dem 14. Jahrhundert. Etwa in halber Höhe läuft außen eine Balustrade entlang, und über ihr kommen die starken Strebepfeiler zum Vorschein, welche mit Spitzdächern abschließen, unter denen sich Wasserspeier vorrecken.

In Ciudadela hat sich am besten eines der originellen menorquinischen Volksfeste in der Colcada de San Juan erhalten, welche alljährlich um Johanni gefeiert wird. Bereits am Sonntage vor St. Johannis setzen sich die Caixés, d. s. die Vorsteher der Bruderschaften, in Bewegung, in denen wir im wesentlichen die Verkörperung der Stände erkennen. Der dirigierende Caixé senyó vertritt die Aristokratie der Stadt, ihm folgt an Würde sa Capellana als Repräsentant der Klerisei, zwei l'Amus genannte bringen die Landbevölkerung zur Geltung, ein fünfter die Handwerker, und schließlich der Caixé fadri den ehrsamten Stand der Junggesellen. Letzterer avanciert — wohl als schmuckster und jugendlichster — zum Panoné, Bannerträger. Aber außer diesen ansehnlichen und gewichtigen Persönlichkeiten erscheint eine groteske Figur auf dem Plane: s'homu d'es bé, der Mann mit dem Hammel. Denn ein Bauersknecht übernimmt es, mit nackten Armen und Beinen barfuß in Felle gehüllt, einen lebenden Hammel (den bunte Blumen — vor allem Nelken — und Schleifen aufputzen) auf den Schultern, die Straßen zu durcheilen, Gesicht und Körper, wo es anging, mit roten Kreuzen bemalt und trotzdem einen Heiligen, nämlich keinen Geringeren als Johannes den Täufer, darzustellen. Er ist Sendbote und Festlader und erhält den Hammel als Lohn. Am Vorabend des 24. Juni erscheinen die Caixés zu Pferde unter Führung eines Heroldes, welcher Trommel und Schalmel altertümliche Festweisen entlockt, gefolgt von einer glänzenden Eskorte berittener Landleute, deren abenteuerliche Gewandung — schwarzer



Mallorquinischer Spielmann.
Alte Landestracht.



Talayot von Torelló.
Von der Mata bewachsen.



Verf. phot.

Alayor. Abendstimmung.



Naueta d'Es Tudóns bei Ciudadela.

Frack, weiße Beinkleider, hohe Reiterstiefel und degenumgürtet, in den Händen nebst der Peitsche die unvermeidliche grüne Gerte — uns nicht ganz unbekannt ist, um auf der Plaza del Borne die elegante Caragol (Schnecke) zu reiten und dafür einen Regen von Nüssen und Blumen der bewundernden Damenwelt zu ernten. Dem schließt sich ein Gottesdienst in der Kapelle des Heiligen an, noch einmal brilliert der glänzende Aufzug in allerlei Reiterkünsten, um endlich im Hause des Caixé senyó stehend — so will es der Brauch — die Beguda, Schokolade mit Ensaimadas und anderem süßen Gebäck, zu schlürfen und vor allem ein extra großes Taschentuch und sogar den gewaltigen Ehrenhut mit Zuckerwerk für den Schatz oder die Braut daheim zu füllen. — In der Nacht werden in den Straßen Feuer angezündet, über deren lodernde Flammen die Jugend hinwegspringt. Zum Festmorgen wecken Trommeln und Schalmeien, und den Tag füllen außer dem Hochamt und verschiedenen Andachten mancherlei Evolutionen der phantastischen Kavalade, Wettrennen und Rennen zu Paaren (je zwei Reiter umschlingen sich), ein Ringstechen im sausenden Galopp — als Preis winkt ein silberner Löffel — und selbst ritterliche Turniere mit Lanze und Schild, aber vor allem die von jubelndem Gelächter begleitenden Carotas. Bei diesem ergötzlichen Spiele führt ein Reiter einen leichten handlichen Holzschild ins Treffen, auf dem häufig anstatt des üblichen Mohren ein bekanntes Gesicht gemalt ist, dessen Träger man verspotten will, während ein zweiter, mit rohen Tonkugeln ausgerüstet, ihm entgegensprengend die zerbrechliche Schutzwehr bombardiert, bis sie völlig zertrümmert ist.

Obwohl mein Kutscher wenig Lust bezeigte, und mich die Nacht Moskitos halb wahnsinnig gemacht hatten, beschloß ich doch, den reichen Predio Torre Saura zu besuchen, namentlich um dort noch ein megalithisches Denkmal besonderer Art kennenzulernen. Der Tag war prachtvoll; ein Sohn des Hauses begleitete uns, und so ging's mit guter Führung in flottem Trabe auf Vizinalwegen süd-

wärts. Das weiße Ciudadela dehnt sich auf einer endlosen Ebene aus und wird mächtig überragt durch seine ockerfarbene Kathedrale mit dem robusten, viereckigen Glockenturm, der eine spitze Haube trägt. Auch die Windmühlen, welche hier im Weichbilde der Stadt stehen, z. B. unserem Hotel ganz nahe, an der Plaza Alfonso III., und spitze, grüne Mützen tragen, sehen weit über die Häuser hinaus. Der Fahrweg ist, wie überall, durch Tancas eingefast. Die Felder waren leer, und die einzige Dekoration bildeten einzelne oder kleine Bestände von Steineichen und Aleppokiefern und hin und wieder ein Säulenkreuz — hier auch weiß gestrichen —, die sonst auf Menorca fehlen. Auf halbem Wege befindet sich in Son Carlá ein altsteinzeitliches, sehr ausgedehntes Trümmerfeld, das heute außer bedeutenden zyklischen Mauern gigantischer Blöcke, einem Steinkreis um eine zusammengestürzte Taula und verwüsteten Talayots nicht viel Sehenswertes mehr bietet. — Torre Saura wird 7 bis 8 Kilometer von Ciudadela entfernt sein. Eine prachtvolle Allee immergrüner Eichen bildet die Auffahrt und führt zur „Torre“, einem wuchtigen, viereckigen Turm mit Zinnenkranz und Matacanes und dem Wappen der Herrschaft dieses Edelsitzes. Das einfache Schloß besitzt seinen schönsten Schmuck in einer wundervollen Rückterrasse, die sich zum Garten öffnet, in dem gerade *Agapanthus* üppig blühte. Ein Bediensteter führte uns einen ziemlich halsbrecherischen Weg über zahlreiche Cercados zu dem megalithischen Monumente, einem Dolmen mit zwei mannshohen Trägern und rohem Tafelstein. Im Hintergrunde erhebt sich ein schmucker, moderner Hirtentalayot, und wilde Oliven bilden die Staffage (Taf. 46).

Wir waren lange vor dem Mittagessen wieder im Hotel Feliciano — man speist auf Menorca mittags nicht vor 1 Uhr, abends kaum vor 8½ Uhr, und ganz feine Leute erscheinen erst gegen 10 Uhr —, und ich benutzte die Zeit, um noch einige Aufnahmen in der Stadt zu machen. Es war nahezu unmöglich, derart umdrängten nicht allein

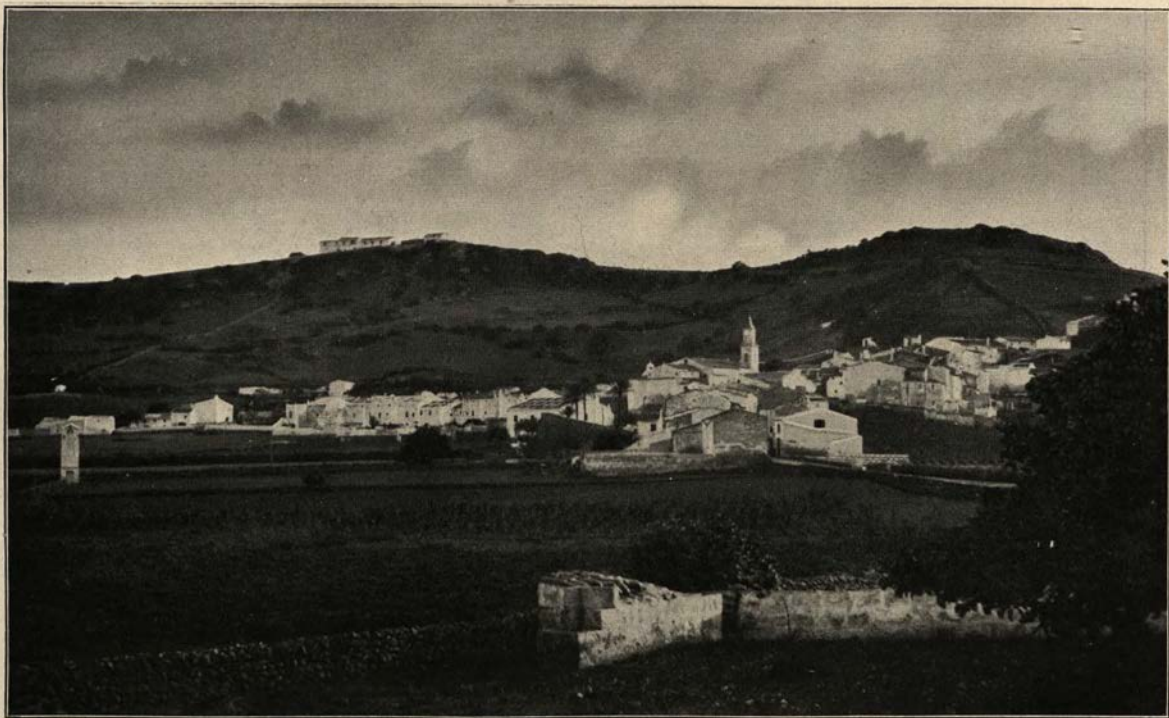
Kinder, sondern auch Erwachsene den Apparat, und etliche wurden unangenehm zudringlich durch ihre Neugier, der einige Dons in albernen Fragen, die wohl Esprit vertragen sollten, Luft machten.

Eine Stunde nach dem Almuerzo traten wir die Heimreise an, die wir nur zweimal, nämlich gleich hinter Ciudadela und in Mercadal, unterbrachen. Zwischen dem 41. und 40. Kilometerstein gewahrt man rechterhand eines der sehenswertesten vorzeitlichen Denkmäler der Insel, die *Naueta d'Es Tudóns* (Taf. 44). Sie zeigt den typischen Grundriß und Aufbau überaus klar und hat aus mindestens zehn regelmäßigen Lagen gewaltiger Steinblöcke bestanden. Die unterste Schicht ist von doppelter Höhe, der überaus enge Eingang etwa nur ein halber Meter breit und hoch, das hinten aufgedeckte Innere sehr geräumig; die Decke stützt sich auf einen säulenförmigen Monolith. Das im übrigen gut erhaltene „Schiff“ dürfte 19 Schritt lang und 8 breit sein. Die Naueta muß sich an einer überaus stürmischen Stelle befinden, denn die Kronen der nahen Olivenbäume gleichen nach Süden gerichteten langen Wetterfahnen. — Hinter Ferrerías erfreuten wir uns wiederum an der barocken Felslandschaft mit ihrem Heide- und Myrtengestrüpp, Oliven, Steineichen und Aleppokiefern, und gegen Mercadal überraschte uns das Profil des Monte Toro, welches, von hier aus gesehen, zweigipfelig mit tiefem Sattel erscheint. Alayor lag in wundervoller Abendbeleuchtung, und nun ging's rasch dem Ziele entgegen. Mit Sonnenuntergang passierten wir das alte maurische Tor San Roque.

Am 6. August, morgens 8 Uhr, verabschiedete ich mich von der mir mit ihren Insassen liebgewordenen Fonda, und um 9 Uhr glitt der Dampfer, abermals der „Mahón“ de Mahón, aus der malerischen Hafengebucht, in deren klaren Wassern ein überaus reiches und mannigfaltiges Tierleben, geschützt vor Sturm und Wellenschlag, sich ansiedelte. Für Zoologen ein Dorado. Der „Mahón“ hielt sich ziemlich nahe der Südküste, welche wie eine Mauer

ins Meer fällt. Gewaltige Unterwaschungen erzeugten tiefe Höhlen, in denen Tausende von wilden Tauben nisten. Wir genießen einen beinahe ungehemmten Ausblick über die Insel, die wie ein Tisch vor uns liegt. Nahe der steilen Böschung, die der weiße Gischtgürtel des oft blauschwarzen und oft blaugrünen, heute träumerisch müden Meeres säumt, erheben sich die plumpen, *Atalayas* genannten Warten, die wie auf Mallorca als Signaltürme gedient haben. Hier und dort bleibt das Auge an einem Talayot hängen, oder einem schneeweißen Gehöft mit rotem oder geweißtem Ziegeldach, aber im ganzen macht das Land den Eindruck einer von Buschwerk schwarzgetüpfelten Steinwüste. Im Norden überragt der Monte Toro die niedrigen Hügelketten, und ehe er entschwindet, tauchen schon die imposanteren Gebirge Mallorcas auf. Feuchtwarmer Lebeche herrschte und erfüllte die Luft mit dem Hitzenebel, die Fernsicht erschwerend.

Wir steuern auf das Cap de Pera zu und bald erblicken wir den mächtigen, weit ins Meer dringenden Gebirgszug und können auch den gleichnamigen Ort erkennen. Dann geht's um das nicht minder großartige Cap Ferrutx in die Bai von Alcudia hinein, welche der von Palma kaum an Größe und Schönheit nachsteht. Man genießt das denkbar prächtigste Panorama, welches ein südliches Meer, ein Strand so glänzend hell wie ein silbernes Band, ein anmutiger Saum von Pinien, ein freundlicher, heller Hafenort, eine altertümliche Stadt, deren Mauern und Tore man unterscheidet, eine üppige Huerta und ein überaus abwechslungsreicher Kranz von Bergen, der seinen Abschluß in den höchsten Erhebungen der Insel findet, zu schaffen vermögen. Und das Bild bleibt nicht dasselbe, es wechselt Stimmung und Farbe mit dem Stande der Sonne, ich möchte sagen stündlich, vom frühen Morgen bis zur Nacht. — Es wurde ein heißer, sehr heißer, wolkenloser Tag, dieser letzte auf den Balearen in der Bucht von Alcudia, die wir erst nach Sonnenuntergang verließen. — In Barcelona weckte mich ein trüber, regnerischer Morgen.



Verf. phot.

Ferrerías.



Verf. phot.

Dolmen de Torre Saura und ein moderner Hirtentalayot.

XXII.

Blanes.

Barcelona im Spätsommer. — Der herbstliche Tibidabo. — Sardanás. — Parque Güell. — Die Kirche der Heiligen Familie. — Nach Blanes. — Eine Perle der spanischen Riviera. — Sardinienfischer. — Von Alpargatas und Spitzen. — Pinienküste. — Figueras.

Barcelona hatte inzwischen ein anderes Gesicht angenommen. Die Reichen verweilten noch draußen auf dem Lande, und mit ihnen schienen auch die Schwärme der Straßenmusikanten sich gelichtet zu haben, und selbst die Scharen der stiefelputzenden Knaben. Die großen Theater hielten ihre Pforten geschlossen. Das Leben zog sich zur Playa, wo unzählige Badeanstalten mit Wirtschaftsbetrieben, nicht zu ihrer Verschönerung, das Meer beinahe verdeckend, wie Jahrmarktsbuden aufgeschossen waren. Man durfte unter „San Sebastian“, „Nizza“, „Orientales“, „Delicias“ und vielen anderen wählen, hatte aber nirgends eine ausgiebige Strandfläche zur Verfügung, und Nichtschwimmer mußten sich zwischen dem die Plattform des Badepavillons tragenden Balkengerüst vergnügen. Die Zuschauer überwogen. Selbst Geistliche liebten es, in diesen, in der Regel beiden Geschlechtern dienenden Baderestaurants einen Wermut oder Kaffee zu schlürfen und sich an den verschiedenartigen Ausblicken zu laben. Die meisten Etablissements gaben bekannt, daß sie die ganze Nacht hindurch geöffnet hielten. Zum Mondschein gesellten sich dann Harfe und Gitarre, und es muß in der Tat einen zauberhaften Reiz bieten, zu später Stunde hinaus in das schwarze, silberflimmernde Meer zu schwimmen, vielleicht um die Wette mit einer kühnen Nixe. — Der Spanier ißt gern und zu allen

Stunden, eine Naturgabe, die er auf die Südamerikaner vererbte, und so wimmelt es im Badeviertel von luftigen Zelten, in denen alles Fischbare und namentlich gesottene Miesmuscheln serviert werden. Ein gehäufter Teller nebst Brot und weißem Wein kostet 60 Centimos.

Das Meer war zuweilen wärmer als die Luft, in der es schon herbstlich kühl wehte. Die Blumenstände der Rambla beherrschten Asters, Georginen und Nardos, kleinblütige, betäubend duftende Lilien, und hier und dort feurige Gladiolen und blauer Rittersporn. Und nun war es überraschend, wie die Blumenstände sich nach Farben sonderten. Manche hatten ihre Gestelle ausschließlich mit weißen, andere mit blauen und wieder andere mit leuchtenden, namentlich roten Sträußen besteckt oder auch Weiß und Rot anmutig gemischt. — Gegen den Tibidabo stürmten, die Stadt vollständig verhüllend, dichte Nebelschwaden, als ich von ihm Abschied nahm, und neben dem großen, purpurnen Löwenmaul entfalteten echte Herbstblumen ihre gedämpfte Schönheit. Hohe Nachtschattensträucher (*Gomphorycarpus*) mit cremefarbenen Blütentrauben und Früchten wie *Physalis*, die buschige *Daphne gnidium* mit unscheinbaren, gelbgrünen Blütchen, und besonders massenhaft *Bupleurum fruticosum*, ein lederblättriger Umbelliferenstrauch mit gelben Blütendolden. Etwas mehr Farbe bringen hellblaue Astersbuketts, die hohe, strauchförmige *Globularia alypum* mit ihren dunkelblauen Sammetköpfchen, purpurner Dost und die gelbe Ringelblume (*Anacyclus valentinus*) in diese Gesellschaft und vor allem die leuchtend dottergelben Parzellen eines geselligen Augentrostes (*Odontites lutea*). — Besonders anziehend schmückt der August die Playa. Dann erheben sich aus dem weißgrauen Sande zahllos die schneeweißen, tiefgeschlitzten Kelche jener uns von Mallorca bekannten Lilie (*Pancreatium maritimum*), die dornigen Stauden des ganz in einen Mantel weißer Blüten gehüllten, seltsamen Salzkrautes (*Salsola kali*), die niedrigen, klebrigen Polster einer weiß blühenden *Silene* und eines zartgelben *Ziestes Stachys annua*), die goldknöpfigen Büsche von *Suaeda*

fruticosa und gelber, im Winde zerflatternder Mohn (*Glaucium luteum*). — Man darf sich nun freilich nicht vorstellen, der August habe den schönen barcelonischen Himmel schon ganz und gar grau in grau gemalt. Nach dunstigen und regenschwangeren Tagen mit oft wolkenbruchartigen Güssen blaute der Äther so tief und rein wie je, die Sonne strahlte glühender, als erwünscht, naturgemäß eine hundstagsschwüle Atmosphäre erzeugend. — War es die Jahreszeit oder die Abwesenheit der Nobleza, das Volk fühlte sich als Herr der Anlagen, Plätze und Straßen und gab sich mitten in der Altstadt auf der Plaza del Angel ausgelassenen Tanzfreuden hin. Hier erlebte ich dreimal wöchentlich durch drei Wochen die Sardana.

Als anhänglicher Gast war ich zunächst in das „Hotel Peninsular“ zurückgekehrt; aber alsbald landete daselbst eine Schiffsladung Filipinos. Das sind mulattenhafte Menschenkinder, welche auch die Amme nebst Zubehör in den Comedor zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten führen. Es war mir nun nicht verwunderlich, jedoch schmerzhaft, daß die Säuglinge, während sich ihre Nurses an Arroz, Estofado und Asado gütlich taten, mörderlich schrien, und so beschloß ich auszuwandern und siedelte in das „Hotel Suizo“ am Engelsplatz über, dessen Wirt mir zuschwor, mich vor derartiger Marter zu bewahren. Nun, ich war gut aufgehoben, wenn ich von dem elektrischen Klavier, welches von morgens bis 1 Uhr nachts unten im Restaurant donnerte, und der Sardana absehe. Der Cafétier nämlich, welcher die wohlthätige Kraft des elektrischen Stromes so arg mißbrauchte, kam auf die lukrative Idee, Donnerstag, Sonnabend und Sonntag in die Mitte der sehr großen Plaza del Angel eine Kapelle mit abenteuerlichen Blasinstrumenten zu pflanzen, die um 9 Uhr abends eine gellende Weise anstimmte, welche ich am ersten mit dem Spiel der Bersaglieri vergleichen könnte. Mir waren jedoch die führenden hohen, ohrenzerschneidenden Töne nicht ganz fremd, ich wußte auch jene surrenden, zitternden Skalen zu deuten und die wie ferner Donner rollenden Akkorde — Dudelsack, Schalmei,

Trommel! Das Terzett der Balearen, aber ins Unheimliche durch gewaltige Imitationsinstrumente gesteigert. Man braucht oft das Bild: „Es ist zum An-den-Wänden-Hinauflaufen“; so war jene Musik: sie gellte, sie keifte, sie schrie, sie war zum Verrücktwerden, man wollte ihr entfliehen, und konnte es nicht; sie packte und zerrte und mißhandelte und fuhr wie eine wilde Verzückung in die Glieder. So wirkte sie zunächst lähmend, derart, daß alle, Männlein und Fräulein, welche die Plaza ahnungslos betraten, gebannt blieben, was sie trugen und auf was sie sich bewegten, rasch irgendwo unterbrachten, die nächsten Hände ergriffen, Kreise bildeten, in die immer neue Faszinierte eindringen, bis sie sich ins Riesenhafte vergrößerten, den ganzen Platz umspannend und viele andere Ringe umschließend, deren Glieder, Menschen jeden Alters und beinahe jeden Standes, sich mischten und verketteten, wie es der Zufall mit sich brachte. Und dann hüpfte diese bunte, behexte Menge wie vom Veitstanz besessen. Aber eine jede Person bewegte sich beinahe auf ihrem ursprünglichen Platze, die Kreise drehten sich nicht, sondern wogten nur leicht hin und her. Es ist ein gelenkiger Fuß- und Beintanz auf der Stelle und ein fabelhaftes Emporschnellen, wie wenn die Tänzer Gummi unter sich hätten. Von ferne glichen sie zitternden Figuren. — Der spekulative Wirt rechnete mit dem Durst der gratis Tanzenden, den nur er, als einziger am Platze, befriedigen konnte. — Es gibt eine Reihe von Sardanas, die ich den Weisen nach wohl zu unterscheiden lernte; getanzt glich mir eine der anderen. —

Sollte ich jemals einen Bewohner Barcelonas treffen und mit ihm über seine große und interessante Stadt in Erinnerungen schwelgen, ich wette, er früge mich leuchtenden Auges: „Und wie gefiel Ihnen der Parque Güell?“ „Oder gar die Kirche der Heiligen Familie?“ — Park und Kirche sind desselben Geistes Kind, eines, der um jeden Preis Neues bringen will, der frappieren oder, wie man heute so gerne von der Politik sagt, bluffen möchte.

Die Elektrische „San José de la Montaña“ führt uns auf meist bekannten Wegen — Richtung Tibidabo — in ein hübsches Villenquartier mit schöner Aussicht aufs Meer, in welchem sich der merkwürdige Park an dem sonnigen Ostabhange eines Hügels amphitheatralisch hinaufzieht. Das Tor flankieren zwei groteske Gebäude mit seltsam geformten Kanten, Vorsprüngen und Spitzen, das eine mit minarettartigem Turme, und beide bunt von Azulejosscherben, Bauten, wie man sie wohl als Elefanten- oder Affenzwinger in Zoologischen Gärten antrifft, um die exotische Tierwelt in einen entsprechenden Rahmen zu fassen. Alsdann führen endlose, bald gegabelte, bald zusammenfließende Stufenfolgen zu einer höchst seltsamen Pfeilerhalle. 86 kannelierte, umfangreiche Säulen bilden elf schnurgerade Reihen von je:

6 7 8 8 10 8 10 8 8 7 6.

Durch Ausfall von zwei Säulen in der Mitte der mittleren Reihe erhält diese aparte, zehnschiffige, flach gedeckte Basilika einen zentralen Hof, und dadurch, daß die peripheren Pfeiler im gesamten Umkreis sich einwärts neigen, eine Art Stil, welcher sich durch die Baulichkeiten des Parque Güell wie ein Leitmotiv zieht und ihnen vornehmlich den absonderlichen Charakter verleiht. 86 Säulen, und eine jede so kraftvoll, wie die einer altgriechischen Tempelruine, aber nicht entfernt so edel! Die Güellschen Pfeiler werden auch nicht Jahrtausenden trotzen; denn sie bestehen aus Sand und Zement und weißen Porzellan-scherben. Letztere umhüllen jene als ein mannshohes Paneel. Die Decke aber, den Himmel, tapezieren zahllose Riesennäpfe und Teller, ebenfalls aus weißen oder bunten glasierten Bruchstücken eines porzellan- oder steingutartigen Materials. Ein phantasiebegabtes Auge mag in ihnen die flachen Kelche von Nymphäen sehen. Die Kapitälé gleichen mächtigen, runden Kissen. Man fragt sich erstaunt nach dem Zweck dieses vielgliedrigen Portikus, der nicht, wie man vermuten sollte, als Atrium und Vorbereitung für die Überraschungen eines unterirdischen Wunderpalastes dient, denn der Fels der Rückwand tut

sich nirgends auf, sondern offenbar sich selbst genügt. Und da kommt einem der Gedanke, er möge das Theater, das Belvedere für die großartige Szenerie sein, welche sich bis zum Meere ausbreitet: das schöne, stolze, vorwärtstrebende Barcelona. — Das flache Dach der Halle erweitert den Blick noch beträchtlich und befriedigt und erregt unsere Neugier betreffs neuer Kuriositäten des Parkes. Denn wir sehen die uns schon aus Bildern bekannte sonderbare Pergola, welche sich in beinahe einheitlichem, ungeheuren Halbkreis in den ausgebuchteten Hügel hineinschmiegt. Uns frappieren schon von ferne jene schiefen Pfeiler des äußeren Kranzes, die sich einer scheinbar schweren Last entgegenstemmen. Und nun wandeln wir in dreifacher Säulenreihe, von welcher nur die mittlere gerade hinauf zur Decke strebt, während die beiden äußeren sich à la Conde de Güell oder richtiger à la Gaudi — so heißt der geniale Schöpfer — gleich Strebepfeilern einwärts neigen. Der rötlichbraune Stein, unbehauen, wie er aus dem bröckligen Fels, an den sich die Kolonnaden lehnen, gesprengt wurde, diente zum Bau. Ja, man suchte etwas in vorspringenden Spitzen und Ecken, um den Säulen ein urwüchsiges Aussehen zu geben. Die Decke bilden hier spitze, trichterförmige Wölbungen, ebenfalls von zyklopenhaftem Gepräge. Andere Pfeiler zeigen rohe, spiralige Windungen. Es ist gar nicht zu leugnen, daß dieser phantastische Laubengang, namentlich wo er sich altanartig vorwölbt, verblüffende Effekte erzielt, aber anziehend wird er eigentlich nur dort, wo ihn Efeu, wilder Wein — dessen Laub sich schon brennend tönt — Jasmin und andere Schlingpflanzen beranken und des Oleanders leuchtende Blütenflut aus seinen wunderlichen Bogen lodert. Ganz und gar harmonieren mit jenem Architektenkaprizio die grotesken Blumenkörbe mit den Aloës und Zwergpalmen und jener talayotartige Bau, welcher den höchsten Punkt krönt. — Wer von einem Park mit Bäumen träumte, wird enttäuscht sein. Wilde Astern, weißlichgelbe Skabiosen (*Cephalaria*) und eine jetzt erst blühende Stechwinde (*Smilax*), welche das Gestein umwuchert,

nebst manchem vom Tibidabo versprengten Busche bedecken den Boden. Die Natur wurde zerstört und das an ihre Stelle Gesetzte nicht gepflegt; so macht der Parque Güell einen verwahrlosten Eindruck. Aber die Aussicht versöhnt mit allem. Man kann keine schönere Rundsicht genießen, und namentlich der Blick auf den Tibidabo und die zu seinen Füßen gelegenen Villenkolonien und Vororte ist einzigartig bezaubernd.

Bereits Ostern, am Karfreitagmorgen, hatte ich die Kirche der Heiligen Familie, ein noch im Werden begriffenes Werk, im Nordwesten der äußeren Stadt aufgesucht. — Es gibt viele gebildete Leute, die Nietzsche nicht verstehen und darum doch nicht getadelt werden; ich hoffe auf Nachsicht, wenn mir dieser Tempel des Katalonen Gaudí ein Rätsel blieb. „Hier kann man die Träume einer von Originalität bezauberten und über die hergebrachten Regeln erhabenen Inspiration in Stein verwandelt sehen“, jauchzte ein französischer Kunstkritiker. Und ich zwang mich, den Bau dennoch in ein gewisses Schema zu pressen, ihn mit etwas vergleichen zu können, denn seine Beschreibung erheischte ein langes Kapitel, und siehe, mir ging ein Licht auf: wüßte ich nicht, daß er einem Menschenhirn entsprungen, von Menschenhänden gefügt und von Almosen bezahlt sei, ich hielt ihn für ein Produkt langwirkenden Kalksinters! Natürlich das siebenfältige „Sanctus“, welches die Türme umschnörkelt, wäre wohl nicht so gestochen herausgekommen, aber die Fassade, das Portal mit den Pfeilern, die auf Schildkröten lasten und in Palmenwedel sich auflösen, die unzähligen, geschraubelten Türmchen und die knolligen und warzigen Auswüchse, ja, selbst die Überfülle von Figuren — an Tierbildern das reine Museum —, das alles würde auch der erfinderische Tropfstein mit der Zeit zusammengetropft haben. — Unter der Kirche wölbt sich eine Krypta, in welcher Gottesdienst gehalten wurde, in der das Licht unzähliger Kerzen mit dem versteckt einfallenden des sonnenhellen Tages stritt und mit der Musik zu einer wunderbaren Stimmung zusammenfloß.

*
*
.

Der August war am Verrinnen, ich weilte schon über drei Wochen abermals in Kataloniens Hauptstadt und bald sechs Monate auf spanischer Erde. Die Abende wurden bereits unerquicklich lang — hier regiert die westeuropäische Zeit — und die Sehnsucht nach Norden, die mich immer mit dem Herannahen des Herbstes im Süden überkommt, ließ mich am 29. aufbrechen. Aber es sollte eine gemächliche Reise werden. Zunächst hatte ich ein Billett für das Küstenstädtchen Blanes in der Tasche.

Das Wetter war wiederum sonnig, aber drückend; schon der Tibídabo verschwamm im Hitzenebel. Die Bahn folgt nordostwärts dem Strande. Man sieht die tauziehenden Fischer, die schmucken Boote mit den blendend weißen Segeln und hört die Brandung des seltsamerweise nächst der Küste gletschergrünen Meeres. Überall sind Badezelte aufgeschlagen, von denen mich eines durch den verheißungsvollen Namen „El Tiburón, der Haifisch“, amüsierte. Die Campiña landeinwärts prangt im Grün der Stangenbohnen und hoher Maisstauden; wahrscheinlich bietet der Boden mit ihnen seit März, wo er die Puffbohnen spendete, zum dritten Male Frucht. Alle Orte machen einen blühenden Eindruck und warten fast ausnahmslos mit einer gleich in die Augen springenden Schönheit auf. Badalona durch den malerisch-idyllischen Fischerstrand und die aristokratische Palmenavenue, das reizende Masnou durch die weißen, von Grün durchschossenen Häuserkaskaden, in denen es den Berg hinabfällt, und Vilasar mit mittelalterlichen Türmen. Wir kreuzen das Argentonatal, vom Castillo de Burriach und seinem hohen Bergfried beherrscht. — Mataró, das antike Iluro, heute ein Brennpunkt katalonischer Industrie; Caldetas, ein Nest entzückender, in glänzendes Grün gebetteter, taufrischer Villen; meerwärts die Torre dels Encantats, ein phantastisch geformter Fels. Das liebliche Canet begrüßt uns, in dessen Nähe sich das Castillo de Santa Florentina mit mächtigen, durch Zinnen und Matacanes bekränzten Türmen und Mauern erhebt, und nun ruft der Schaffner:

„Blanes!“ und ich setze hinzu: „Die Perle der Costa levantina!“

Aber als ich, dem Zuge entstiegen, mein Auge spähend umherschweifen ließ, forschte ich vergebens nach einem leisen Schimmer ihres Glanzes und der feinen Fassung, in der sie ruhen möchte, und wandelte mißtrauisch, die Mittagsglut und meinen Einfall verwünschend, die staubige Straße, die in 20 bis 30 Minuten zum Orte führt. Um vier Uhr konnte ich meine Reise fortsetzen, wenn Blanes nicht halten sollte, was man mir von ihm versprochen hatte. Ich blieb vier Tage. — Das gepriesene Städtchen taucht unvermittelt auf, kommt aber erst zur Geltung, wenn man das Meer erreicht hat und womöglich unter jenem isolierten, doppelten Felsstock rastet, der sich südwestlich aus dem Sande emporreckt.

La Palomera nennt das Volk jene zerwaschenen und zerklüfteten Zwillinge aus gelbem Granit, die sich gleich Wellenbrechern ins Meer hineinbauen, und zwischen denen man wie durch ein Tor die Herrlichkeit von Blanes vor sich sieht. Das Meer freilich erscheint nur wie ein großer See, aber von wundervoll grüner Färbung, eingefast durch die mattgoldene Playa und gegen Nordosten durch das Cabo San Antonio begrenzt, das sich hoch und kühn als Ausläufer imposanter, granitener Erhebungen in die Flut stürzt. Die vom Strande zurückweichenden Häuser formen eine blendend weiße, graziöse Front, vor der die grünen Wipfel einer Baumreihe sich wie zu einer Girlande zusammenfügen. Den prächtigen Hintergrund bildet der von Pinien und Reben bewachsene kegelförmige Burgberg mit der Ruine eines uralten Castillo, von dem nur noch eine Mauer und der Belfried der Zeit trotzen, und dem neuen Kirchlein San Juan.

O, es war ein liebenswürdiges, schönes Bild, und wenige Schritte die Felsstufen hinan erweiterten es ins Unendliche. Gen Westen nicht endenwollender Dünenstrand, zum Teil von Pinienwäldern gefestigt, und gegen Süden das Meer mit dem Horizonte verblauend. Aber köstlicher war die Entdeckung: ringsum kein Schornstein,

kein qualmender Dampfer und kein ratternder und schnaufender Benzinfahrer; nur eine schlanke, bräutliche Jacht wiegte sich auf dem Wasser, während die schweren, plumpen Fischerboote wie müde Seekühe am Strande ausruhten. Und auch kein fashionables Badeleben. Indessen einige kokette, bunte Badehütten, die wie Schilderhäuschen weiß und blau, grün und weiß und rot und gelb gestreift waren, gab es und gereichten der Playa zum Schmucke. Blandes selbst ist ein angenehmer Ort mit schattigen Straßen, wie der herrschaftlichen, mit Platanenahornen bepflanzten Calle del Paseo, in der es sich kurzweilig schlendert, weil man durch die geöffneten Haustüren über Diele und Blumengarten hinweg das Meer sieht. Man wähnt sich in einem Panorama. Die Bewohner sind freundliche Leute, ohne fatale, gaffende Neugier, sondern mit jenem selbstgefälligen Interesse, das die spitzenklöppelnde Base zur strickenden Muhme sagen läßt: „Siehst du, wieder ein Fremder!“ Worauf diese zurückgibt: „Ja, Blandes macht sich!“

Es wäre dem Örtchen wohl ein wenig Fremdenindustrie zu gönnen, denn das Geld erwirbt sich hier schwer und spärlich. Ein großer Teil der Bevölkerung lebt vom Fischfang. Tag für Tag zogen die Boote in die See hinaus, denn es war die Hochsaison der Sardinien. Man konnte sie dann beobachten, wie sie sich in langen, schnurgeraden Linien aufrehten — ich zählte einmal 31, die drei prachtvoll gerichtete Glieder bildeten — und ihre Netze warfen. Gegen Abend kehrten sie zurück, Ochsen zogen die schweren Kähne ans Land, und nun vollzog sich noch im Schiffchen selbst die Arbeit, die silbernen, zierlichen Fische aus den feinen Maschen der schwarzbraunen Netze zu lösen, was viel Fingerfertigkeit erfordert, da sie sich mit dem Kopfe, d. h. den Kiemendeckeln, wie mit Widerhaken festklemmen und der glänzende Körper bei vollwertiger Ware nicht zerrissen sein darf. Nur ein einziges Mal sah ich einen Petrifischfang: an dem ausgebreiteten Netze glitt es förmlich wie ein silberner Belag herab, und drei oder vier große Tröge wurden von den stämmigen Fischern auf

dem Haupte davongetragen. Auch ich selbst profitierte von der Ernte. Mein Wirt servierte sie à las parrillas, auf dem Rost gebraten; der sparsame Halunke kaufte aber nur entköpfte. Viele Männer und Burschen beschäftigen sich mit der Herstellung von Alpargatas, einer Hausindustrie, die sich vielfach die Straße als Werkstatt aussucht, und die Frauen und Mädchen fabrizieren Encajas, Spitzen. Die Spitzenklöppelei von Blanes hat Ruf und gehört ebenfalls zum Straßenbilde. Aber damit wird niemand reich. Ein geschickter Sandalarbeiter verdient 7 bis 8 Reales täglich, d. s. 1,40 bis 1,60 Mark. Trotzdem herrscht weder Hunger noch Zerlumptheit. — Der Ort selber ist, wenn wir von der Hauptstraße, an welcher unsere Fonda liegt, und der Calle del Paseo absehen, ein winkeliges Labyrinth enger Gäßchen, die dem Himmel öfters nur einen schmalen Spalt lassen, da die oberen Geschosse gegeneinander vorrücken. Allein er steckt voller hübscher Winkel und mancher Altertümlichkeiten, wie dem Brunnen dicht neben unserem Hotel, der altersgrauen Kirche, einst der Andacht frommer Moslemien dienend, mit dem durch eine steinerne Krone abgeschlossenen Turm, in welcher eine Glocke hängt, und der hohen Mauerwand dicht neben dem Gotteshause, wie man sagt, das Überbleibsel eines arabischen Palastes. Die zertrümmerten Ajimezfenster sprechen dafür. Zu einer Perle der spanischen Côte d'azur wird Blanes aber recht eigentlich erst durch seine liebliche und großartige Umgebung.

Hinter der Kirche, an einer Klosterschule vorbei, steigt ein idyllischer, einsamer Pfad zwischen Weißdorn und Brombeerhecken — beide voll von roten und schwarzen Beerenbüscheln — und traubenschweren Rebstöcken, die einen blutroten, leicht moussierenden Wein spenden werden, allgemach bergan in einen Busch von Heide, Mata, *Calycotome srinosa*, sehr viel Lavendel, Myrte und Rosmarin (letztere noch in Blüte) und setzt sich später in einen Wald von Korkeichen und Pinien fort. Rechts erblicken wir ganz nahe die Burgruinen von San

Juan, links den runden, alten Wartturm von Santa Barbara, der wieder als Kampanile zu Ehren gekommen ist; denn er trägt in einem steinernen, hufeisenförmigen Aufsatz das Glöcklein zu der Kapelle an seiner Seite. Dann aber öffnet sich die weiteste Fernsicht: landeinwärts eine reiche, weingesegete, goldgrüne Aue, aus welcher die hellen Hüterhäuschen wie weiße Lichter heraufblinken, das Städtchen Tordera, unzählige Gehöfte mit den typischen Strohdieimen, Berge mit Burgen, aber alle überragt vom Haupt des Montseny, dessen Gipfel, von hier aus gesehen, einem Sattel mit zwei Hörnern gleicht; nach dem Meere zu die grottenartige Bucht von San Francisco mit glänzender Playa, und etwas entfernter Santa Cristina, ein hart am Gestade inmitten wundervoller Pinien sich halb versteckender Tempel mit kostbarem Marmoraltar. Aber die Kirche wird den Wanderer nicht lange festhalten, wenn er das verheißungsvolle, natürliche Belvedere gesehen hat, welches gleich vor ihr das Meer beherrscht. Eine einzige Riesenpinie beschattet sein Rondell. Die Krone mißt 22 Schritt im Durchmesser, und doch vermöchte den kerzengeraden Stamm beinahe ein Mann zu umspannen. Man begreift nicht, wie dieser schlanke Pfeiler eine solche Last zu tragen vermag. — Die Aussicht, welche wir von hier auf Meer und Küste genießen, wird noch übertroffen durch den Blick von den Ruinen des Klosters San Antonio auf dem Rücken des gleichnamigen Kaps. Das steile Vorgebirge decken Mata, Ginster, Feigenkaktus und Agaven. Das Kloster, welches sich unmittelbar an seinem jähem Absturz ins Meer erhebt, gehörte den Kapuzinern und fiel ebenfalls dem Karlistenjahre zum Opfer. Das sich nun bietende Bild dürfte in seiner Art nirgends übertroffen werden. In der Tiefe ein wundervoller Fjord mit obeliskentartigen Felspartien und gewaltiger Brandung, dann ein Vorgebirge mit schlanker Warte, die Torre der Playa de Fanals. Es folgen noch 3, 4, 5 gewaltige Gebirgsrippen, die sich weit ins Meer recken, weißgraue Grate, aber mit Pinien, bald zerstreuten, die sich oft verwegen an schwindelnde

Schroffen klammern, oder zu lichten Hainen gescharten, in denen noch jeder Wipfel zur Geltung kommt. Zwischen den wilden Felsenausläufern der Gebirge liebliche Hügel mit majestätisch ernsten Zypressen und lachenden Wein-gehegen. Ganz einzigartig wirkt der Kontrast in der Farbe des Meeres draußen und in den Buchten: dort tiefblau und reflektierend wie geschliffener Lazur, hier durchsichtig smaragdgrün, aber wie Schnee an den Felsen zergischtend.

Wer mehr das Liebliche und Beruhigende liebt, mag in den Pinienwald in entgegengesetzter Richtung hinauswandeln, dessen Boden ein zarter Schleier roter Granelken (*Dianthus tenuatus*), dunkelblauer Jasione (*J. blepharodon*) und dottergelber *Odontites* überspinnt. Oder er mag dem Bache folgen, wo der Aloc (*Vitex agnus-castus*), eine mannshohe Verbenenstaude, seine stattlichen, blauen Blütenkerzen entfaltet, an dem Sarazenturm vorbei, zwischen Fels und Hügel rund um die Stadt, mit Ausblicken in die üppige Huerta. Wer aber in die Ferne schweifen möchte, dem empfehle ich das noch im mittelalterlichen Mauergürtel schlummernde, ganz abgelegene Lloret, wohin jeden Tag eine Diligencia führt. —

Es waren stille, glückliche Stunden, die von Blanes in der „Fonda Vila“, wo die Tochter uns freundlich lächelnd die enthaupteten Sardinien servierte und den prickelnden Rotwein kredenzte. Aber es herbstete, und zumal den Sonntag, mit welchem der September einzog, beherrschte ein einziges, endloses Gewitter. So nahm ich Montags den Nachmittagszug nach Gerona, um die Nacht in Figueras zu verbringen. Durch Mais und Bohnen und an Pappeln mit gilbendem Laube vorbei ging's unter trübem Himmel dahin — die rechte melancholische Abschiedsstimmung. Wunderbar leuchtend war die braune oder kirschrote Farbe der frisch geschälten Korkeichenstämme, aber sie warfen das einzige Licht in die düstere Landschaft, deren Hütten und Dörfer mit ihren fahlen, graugelben Tönen verschwammen. Katalonien benötigt Sonne und blauen Himmel, mehr noch als Italien. In Empalme Wagenwechsel. Gegen 8 Uhr langten wir in Figueras an,

wo ich in der „Fonda Grabadas“ Quartier für die letzte Nacht auf spanischem Boden fand und in angenehmer Gesellschaft an der Mesa redonda, die hier tatsächlich kreisrund war, die Comida einnahm. Der Ajoteufel hatte sie gewürzt. Dafür entschädigte der vorzügliche, auffallend helle Weißwein.

Figueras, eine luftige Landschaft, in welcher der Nordwind wütend umherfuhr, besitzt eine beinahe großstädtische Rambla, an der ich einen Wertheim entdeckte, ein altertümliches Hospital, und auf dem Hügel im Rücken der Stadt das historische Kastell San Fernando, ein Pentagon von Ferdinand VI., um die Mitte des 18. Jahrhunderts erbaut.

Als ich am nächsten Mittag meine Reise fortsetzte, wurde der Zug von Franzosen, Bürgersleuten aus Perpignan, bis auf das letzte Plätzchen in Anspruch genommen. Sie hatten die heiße Zeit in dem nahen Küstenorte Rosas verbracht. Dieses Rosas ist das antike Rhodae, und wenn man dorthin fährt, kommt man an Castellón de Ampurias vorbei, dessen Name an das griechische Emporiae erinnert, welches sich jedoch am Meere aufbaute. — Unter dem Heulen und Pfeifen eines unerhörten Sturmes bei hellstem Sonnenschein erreichten wir Port-Bou. „Adios España! Vive la France!“ schrien die Perpignaner. Ich war weniger entzückt; denn es gelang mir nicht, die Revision meines Gepäcks früh genug zu erzielen, um sogleich weiterfahren zu können. Die Franzosen sind sehr genau und umständlich. Ich benutzte die Gelegenheit, mir Port-Bou anzusehen, welches früher, ehe es die Bahn zerriß, hübsch gewesen sein muß. Die felsige, nunmehr aus dem Bilde durch den gewaltigen Bahndamm gewissermaßen herausgesprengte Küste ist von wilder Großartigkeit, zumal jetzt, wo auch das Meer aufgeregter grollt und stürmt. Um 3 Uhr schmiegte ich mich behaglich in ein Abteil des Schnellzuges Paris—Marseille, froh, dem Wüthen des schneidenden Norders entronnen zu sein, und nicht ohne Dankbarkeit im Herzen über den glücklichen Beschluß der spanischen Reise.

XXIII.

Perlen der Provence.

Montpellier: Promenade Perou. Die Languedoc, ein protestantisches Zentrum. Alt-Montpellier. Jardin des Plantes. Die Boullabaisse. Palavas. — Nîmes: Arena. La Maison carrée. Pont du Gard. Alphonse Daudet. — Avignon: Die Papststadt. Der Palast der Päpste. Notre Dame des Dômes. — Die Stadtmauer. Der Stadthausplatz. Saint-Pierre. — Der Turm Philipps des Schönen. — Ville-neuve, das päpstliche Versailles. — Arles: Saint-Trophisme. Arena. Aliscamps. Montmajor. — Châteaurenard: Harmloser Stierkampf. Provenzalische Schönheiten. — Vaucluse. Petrarca und Laura. — Orange: Antikes Theater. Triumphbogen des Marius. — Lyon: Im Park zum Goldenen Haupte. — Genf—München—Oktoberfest.

Was die zwerghaften, krüppeligen Rebstöcke, über die wir im Frühling beinahe die Nase rümpften, inzwischen geleistet haben mußten, ließen die riesigen Weinfässer ahnen, die von Narbonne ab auf den Nebengeleisen des neuen Mostes harrten. Sie waren so umfangreich, daß eine Leiter an ihnen hinaufführte. Ein gewaltiger Trichter öffnete sich empfangsbereit. Die Etangs säumten lange Reihen mächtiger, blendend weißer Salzberge. Der Sturm umheulte auf der ganzen Fahrt den Zug, welcher rechtzeitig zum Abendessen in Montpellier eintraf, wo ich im „Hotel Rouges“ preiswürdige Unterkunft und Verpflegung fand.

In Montpellier erfreute ich mich der guten Führung meines in Menorca nach einem Menschenleben wiedergetroffenen Studiengenossen und lernte eine schöne, ja glänzende Stadt kennen, die sich in der besonderen Gunst der französischen Könige gesonnt hat. Als ein Juwel dürfte unstreitig die Promenade Perou gelten, welche man durch den im antiken Stil erbauten Triumph-

bogen betritt. Die im spätsommerlichen Blütenkleide prangenden Anlagen bilden einen farbensatten Kranz für das Standbild Ludwigs XIV. in der Maske des römischen Imperators und finden ihren Abschluß in dem Hexagon eines Tempels mit prachtvoller Kuppel. Ein unvergleichliches Belvedere! Der Blick schweift von den herrlichen Magnolien unter uns, die mein Freund in ihrer kalifornischen Heimat nicht üppiger gesehen haben will, den gewaltigen Aquädukt entlang, versenkt sich in die weithin im Grün zerstreuten Villenkolonien und haftet an den Cevennen, die wie die Berge bei Gerona Felsenmützen tragen und den schrecklichen Mistral senden, wandert zum Ventoux, dem weit vorgeschobenen Gipfel der Westalpen und über die Stadt hinweg südwestwärts zum Canigou, einem Vorposten der Pyrenäen. —

Die Languedoc war seit alters ein Mittelpunkt der Protestanten, welche bis ins letzte Jahrhundert hinein wegen ihres Glaubens mannigfache Verfolgungen zu erdulden hatten. In der öffentlichen Gemäldesammlung hängt über einer Verbindungstür ein ergreifendes Bild. Protestantische Frauen, gefangen gehalten auf den Mauern von Aiguesmortes. Es sind Landfrauen in grellen Gewändern und weißen Hauben, welche hoch oben auf den breiten Festungsmauern, Wind und Wetter preisgegeben, ihrem ungewissen Schicksal entgegenharren. Auf den abgearbeiteten Zügen malen sich Verzweiflung und Gram. Etliche sind erschöpft zusammengebrochen, aber eine von priesterlicher Haltung weist mit der Rechten zum Himmel: eine glaubensfrohe Märtyrerin. — Heute geht es den Nachkommen der Hugenotten gut; sie sind die Seele des Fortschritts und eine reiche angesehene Gemeinschaft.

Wir wanderten die schattenreichen Alleen der vornehmen Esplanade entlang, kreuzten in dem angrenzenden Garten, dessen riesige, frische Rasenflächen dem Auge nach der katalonischen Dürre so wohl taten, fragten uns über den Zweck der Marsyasstatue in einem bunten Löwenmaulbeete und durchschlenderten die erhöhte Altstadt mit ihren meist dreistöckigen, schlichten, weiß-



Ciudadela. An der Plaza de Alfonso III.



Blanes. Alpargatasarbeiter.



Montpellier. Fassade der Kathedrale.

grauen Häusern, vor deren Fenstern wir die Balkone vermissen und an denen uns die vielen Schornsteine als besonders eigentümlich auffallen. Ihre Flucht wirkt recht eintönig, da keines einen Giebel besitzt, der meines Erachtens für ein Reihehaus dasselbe bedeutet, wie die Nase fürs Gesicht. Die gotische Kathedrale, welche vier stumpfe, mächtige, quadratische Ecktürme begrenzen, ist ein höchst seltsamer Bau, halb Burg, halb Kirche. Vor allem das Portal hat durch die vorgeschobenen massiven Spitztürme etwas Festungsartiges an sich. Das anstoßende Kloster dient heute als Universität, die namentlich durch ihre berühmte medizinische Fakultät viele Ausländer anlockt.

Auf dem Wege zum Botanischen Garten, einer wirklichen Sehenswürdigkeit, machte mich mein Genosse auf eine Tafel aufmerksam, welche an die Geburt König Jakobs des Eroberers zu Montpellier, des Begründers von Kataloniens Größe, erinnert. Katalonien und Südfrankreich besitzen ein gutes Stück gemeinsamer Geschichte. Der Jardin des Plantes soll, 1593 gegründet, einer der ältesten Europas sein, und eine lange Reihe namhafter Gelehrter, darunter De Candolle, der Vater des natürlichen Pflanzensystems, widmeten sich seinem Gedeihen. Auch dem Nichtbotaniker wird er als ein köstlicher Park mit unvergleichlichen uralten Baumgruppen imponieren. Schon vom Eingang aus sehen wir die mächtigen Mammutbäume aus der Sierra Nevada Kaliforniens, die riesige *Zelkova crenata*, ein Urticaceenbaum mit ungewein feinem Laube, die wie bereifte Atlaszeder (*Cedrus atlantica*) und die bizarre Gibraltartanne (*Albies pinsapo*), die einst im Tertiär weite Länder bedeckte. Dringen wir auf verschlungenen Pfaden, die Hecken des uns gut bekannten *Arbutus uendo* und Polster aus Immergrün — durchschossen von blaßroten Herbstzeitlosen — einfassen, weiter vor, so wird unsere Wißbegierde über das, was in Südfrankreich wächst und blüht, rasche Befriedigung finden, aber auch der Nurästhetiker wird entzückt um sich blicken. Der Franzose ist der geborene

Kunstgärtner! Welch wundervoller Anblick sind die von vielfarbigen Winden umsponnenen Chamaerospalmen! Jede hat ihre bestimmte Farbe. An einer rankte sich eine himmelblaue Art empor, deren Kelche aus zartestem Porzellan gefertigt erschienen. — Übrigens besitzen MontPELLIERS Bewohner eine große Zuneigung für die Wildlinge ihrer Berge, und sogar der Brunnen mit den drei Grazien auf dem großstädtischen neuen Platze vor dem Theater ist mit Kindern der heimischen Flora geschmückt.

Schließlich hatte mein liebenswürdiger Begleiter auch noch die Freundlichkeit, mich in die kulinarischen Genüsse der Languedoc durch eine Boullabaisse einzuführen; das ist eine Suppe aus sieben Fischarten. Ausgezeichnet! Aber dennoch möchte ich sie nicht den Rebhühnern vorziehen, in deren zartem Fleisch man allen Duft und alles Aroma der thymian-, lavendel-, rosmarin- und salbeireichen Berge dieses glücklichen, sonnigen Weinlandes mitgenießt. Kein Wunder, daß solche Gefilde einst Sammelstätten der Kartäusermönche, gewissermaßen die Offizin der Chartreuse waren.

Den Nachmittag benutzte ich zu einem Ausflug nach Palavas, dem Badeorte MontPELLIERS. Ein schier unbegrenzter sandiger Strand, gottlob! mit nur einem Badeetablissement. Man sieht in der Ferne das Kirchlein des untergegangenen Magelon. Der Strand war noch recht belebt und trotz des Mistral auch das Meer. Er hatte ein duftiges, rotes Gewand angelegt, welches ihm die zarte *Malcolmia littoralis*, eine Kruzifere, verlieh.

Als ich am Morgen des 5. September nach Nîmes aufbrach, fiel mein Blick in der Bahnhofshalle auf große Plakate mit einem Frage- und Antwortspiel: „Kleiner Soldat, weißt du, woher das Rot deiner Hosen kommt?“ „Aus Deutschland!“ — „Kleiner Soldat, weißt du, woher das Blau deines Käppi stammt?“ „Aus Preußen!“ Diese Art Pfeffer fährt einem vielfach in die Nase.

Nîmes, das reine Gegenstück von Montpellier, gibt sich uns als ältliche, behäbige Stadt in einem Kranze grüner Boulevards und ist offenbar geneigt, den Fremden,

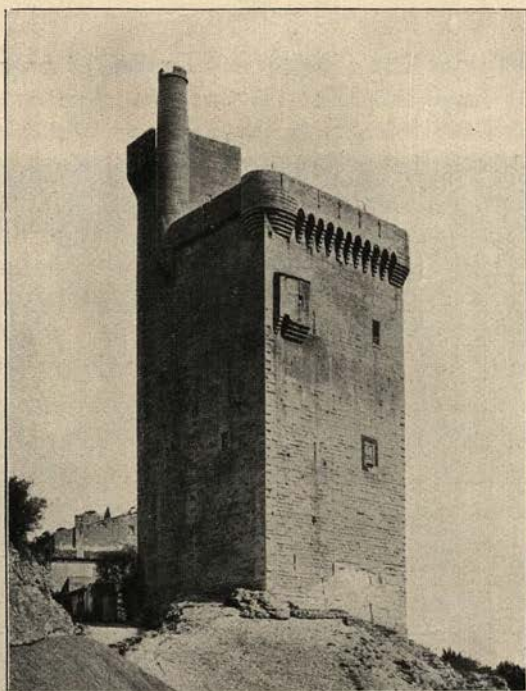
auch wenn er östlicher Nachbar sein sollte, wohlwollend aufzunehmen, sobald er nur die zahllosen Basars einiges verdienen läßt. Man merkt es sofort, hier muß etwas zu sehen sein, denn diese öffentlichen Auslagen hunderterlei Kleinigkeiten in Photographie, Schnitzerei, Perlmutter und Emaille widmen sich der Fremdenindustrie. In der Tat, Nîmes besitzt seltene Schätze aus römischer Zeit, und sobald wir uns von dem runden Platze mit der ziemlich steifen Fontaine Pradiers, auf den die Bahnhofsallee führt, dem Justizpalast zuwenden und links halten, stehen wir unvermittelt und in gerechtem Staunen vor der kolossalen *Arena*, einer Ellipse von 137:101 Meter, welche 30 000 Zuschauer in dem doppelten Rundbogenkranze faßte, zu dem wir bewundernd anschauen. Die beiden hohen Stockwerke mächtiger, radienartiger Tonnengewölbe — es sind deren 60 — dem Auge durch die sich anlehnenden viereckigen Pilaster und die von ihnen getragenen rundlichen Säulen mit dem krönenden Gesimse schmeichelnd, bilden trotz ihrer Großartigkeit nur das Beiwerk dieses gewaltigen Theaters, das der moderne Stierzirkus kopiert hat, in dem noch heute die Bühne der Erdboden, das Dach der Himmel baut. Die *Arena* von Nîmes ist offenbar ihrer traditionellen Bestimmung kaum je entfremdet worden, nur daß früher die wilden Tiere Afrikas dort im Menschenfleische wühlten, während heute andalusische Toreros mit andalusischen Stieren minder blutige Gastrollen veranstalten. Wie lieblich schmückt das Grün der wilden Feigen den stolzen Bau, der sich bis auf das abschließende Kranzgesimse vorzüglich erhalten hat. — *La Maison carrée*, das viereckige Haus, wird schlichtweg der schöne, vielfach abgebildete griechische Tempel genannt, der sich inmitten eines Platzes der Altstadt erhebt und in diesem alltäglichen Rahmen eine besonders weihevollere, ich möchte sagen, festliche Stimmung erzeugt, wenn er auch einem klassischer geschulten Auge als dem meinen als Epigonenwerk erscheinen mag. Wie einfach und wie schön! Insgesamt 30 kannelierte korinthische Säulen mit reichen Kapitälern stützen das flachgiebelige Dach mit dem feinen

Arabeskenfries, indem je neun die Seiten, je sechs die Giebelfronten einnehmen.

Das moderne Nîmes sucht den Geist der Antike zu bannen, ihn seinen öffentlichen Bauten aufprägend. So paßt sich das neue Theater durch eine prächtige Säulenfassade dem bald zweitausendjährigen Tempel vorzüglich an, und auch der Justizpalast erinnert an jenes spät-klassische Vorbild. Seine eigenen Wege wandelte dagegen wie überall das Mittelalter, dessen vornehmstes Denkmal die Kathedrale vorstellt, in deren plumpem Stumpfturm und überladnem Figurenfries, welcher im Sündenfall, Noahs Arche, Turmbau zu Babel, der Opferung Isaaks usf. Szenen aus der biblischen Geschichte in kindlich unbeholfenen Zeichnungen zur Darstellung bringt, man nicht die geringsten Nachwehen der vorhergehenden glänzenden griechisch-römischen Kunstepoche verspürt. Und dennoch markiert auch dieser Bau einen Fortschritt gegenüber der heidnischen Zeit; ihn offenbart ein Vergleich der Wölbung des Dianatempels bei der prachtvollen Wasserkunst mit dem romanischen weitspannenden Schiffe jenes frühchristlichen Gotteshauses.

Aber wir wollen die winkelige Altstadt, in der noch, wie in dem keltischen Nemausus, die Gossen für alles da sind, verlassen, um hinaus zum *Pont du Gard* zu eilen und ein Stück römischen Aquäduktes mit eigenen Augen zu schauen, das noch jeder Reisende gepriesen hat. Zwei Etagen weitspannender Rundbogen, deren ohne Mörtel gefügte Quader die Zeit rötete, schwingen sich über den buschumhegten Gardon. Der Kanal, in dem einst das Wasser der Eurequelle floß, läuft über ihnen auf einer niederen Bogengalerie hinweg, die sich von ferne wie ein zierliches Ornament ausnimmt. Dieser wundervolle Torso hat sich das denkbar schönste landschaftliche Milieu ausgesucht.

Nîmes macht einen stillen, beschaulichen Eindruck. Von seiner einstigen Bedeutung plaudert auch noch *La porte d'Auguste*, ein wohlerhaltenes Doppeltor, welches der römischen Stadtmauer angehört haben soll, und das Denkmal *Antonius Pius'*, vom neuzeitlichen Nîmes dem



Avignon. Der Turm Philipps des Schönen.



Avignon. Palast der Päpste.



Arles. Kreuzgang von Saint-Trophime.

einem Nemausinischen Geschlechte entstammenden Imperator errichtet. — Auf der schattig düsteren Place d'Assas entdeckte ich aber ein ganz modernes interessantes Monument, den Frantireurs, Freischärlern, von 1870/71, geweiht. Ein verwundeter Jüngling von knabenhafter Jugendlichkeit mit zerbrochener Klinge wird von einer Frauengestalt aufgefangen, welcher der Sturm die Gewandung rafft. — Und beinahe versteckt von Bambus und Oleander, in einem Schwanenbassin, fand ich die weiße Marmorstatue des ermüdet, mit einem Buche in der Hand, träumenden Alphonse Daudet (1840—97).

Nimes ist gewiß für ein längeres Verweilen recht geeignet, aber mich trieb es weiter, und der Abend fand mich in Avignon, zweifellos eine der sonderlichsten Städte Frankreichs. Der mit der Geschichte Vertraute hat recht, wenn er vermutet, daß der aparte Charakter dieses Rhoneemporiums aus jenen weit entlegenen, außerordentlichen Zeitläuften resultiert, welche die Päpste aus der heiligen Roma hierher verschlugen. Um 1300 wurde Avignon durch Johanna von Neapel an den Papst für 80 000 Gulden verkauft, eine Summe, die von den Nachfolgern Petri indes niemals beglichen, sondern zugunsten der Sünden der königlichen Verkäuferin gebucht wurde. Nur rund 100 Jahre währte die Residenz der Päpste und Gegenpäpste, aber man begegnet ihren Spuren auf Schritt und Tritt.

Avignon wird noch heute von dem mittelalterlichen Papstpalaste souverän beherrscht. Er gewährt auch dem eiligst im Zuge Vorüberfahrenden einen eindrucksvollen, unvergeßlichen Anblick, zumal wenn die Abendsonne sein weißes Gestein und seine schlanken Fenster erglühen läßt; denn er ist auf jähem Fels hoch über Stadt und Strom erbaut. Er imponiert durch seine gewaltigen Mauern und mächtigen Türme; er ist keineswegs ein Schloß in gemeiniglichem Sinne, sondern vielmehr eine umfangreiche Feste mit Zinnenkranz und Matabanes, der die riesigen gotischen Nischenbogen, in welche die Fenster eingelassen sind, den Anstrich eines religiösen Bauwerks

verleihen. Fünf Päpste bauten und stückten von 1316 bis 1370 an diesem schwerfälligen Koloß, der, wie leicht erklärlich, keine „Idee“ verkörpert. — Aus dem ungeheuren Binnenhofe traten wir mit unserem Führer in den Saal der Garde, dessen Himmel grau in grau gemalt von Trommeln, Kanonen und Lanzen starrt, besichtigten den durch fünf Säulen geteilten Kapitelsaal und die einschiffige Kapelle, sahen gruselnd die enge Schraubel der Geheimgangtreppe hinunter und betraten erregt den Balkon, von dem der Papst die Menge segnete. Man führte uns durch die Sakristeien der Offizianten und der Päpste in die Garderobe Klemens' VI., welche in Gobelinmanier mit Jagd- und Fischerszenen ausgemalt war. Auch die Zimmer der heiligen Väter im Trouillasturm, 80 Meter hoch über dem Abgrund gelegen, den Festsaal und die Kapellen der Heiligen Marcial und Johannes mit hübschen Fresken, lernten wir kennen, und selbst die Küche, welche mich an die von Schloß Belver erinnerte. Im Turm Saint-Jean befand sich die silberne Glocke, welche nur den Tod und die Wahl eines neuen Papstes verkündete und zum letzten Male zu einem Blutbade der Revolution in der Nacht vom 16. auf den 17. Oktober 1791 läutete. Aber überall deuchte mir die vom Führer in beredte Worte gefaßte Erinnerung wie es war das beste; denn diese Räume haben unter anderem auch jahrelang als Kaserne gedient, und somit verschwand das meiste unter dicken Kalk- und Gipschichten und das übrige fiel mutwilliger Zerstörung anheim. Ernst jetzt beginnt man mit dem Rettungswerke. — Der letzte Papst floh, in Lumpen gehüllt, durch einen unterirdischen Gang, die Sorguettes gewinnend, und rettete sich mittels Bootes auf der Rhone nach Châteaurenard. So endete Anfang des 15. Jahrhunderts eine Hofhaltung, welche an Glanz und offenbar auch an Ausschweifungen diejenige der französischen Könige übertraf; gilt sie doch als Wiege der Kurtisane.

Der Fels des provenzalischen Vatikans trägt auch den Dom, in welchem fünf der avignonesischen Väter der Christenheit inthronisiert wurden. Von engen Verhält-

nissen wird er gebietend durch den gewaltigen Glockenturm mit der weit ins Land schauenden, vergoldeten Madonna. Das Innere, ein einziges Schiff mit Seitenkapellen und achteckiger Kuppel, im byzantinischen Stil, wirkt immerhin pomphaft, da man an Gold und Marmor nicht sparte, wenn auch der Statuens Schmuck nicht zusagt. Im Chor hängen die Rundbilder der Päpste, die hier einmal das Hochamt zelebrierten, und eine anstoßende Kapelle birgt das Grabmal Johanns XXII., ein graziöser Miniaturtempel mit fünf zierlichen Spitzbogen jederseits und vielen Türmchen.

Verlassen wir Notre Dame durch das reich kassettierte Portal, um die lieblichen Anlagen aufzusuchen, die den zur Rhone vorspringenden Felsstock bedecken und einen interessanten Ausblick gewähren. In der Tiefe der Strom, welcher sich geteilt hat, die baumreiche Insel Barthelasse umarmend, und prächtig sattgrün, ich möchte sagen, elegant dahinfließt. Er gleicht einem Luxuspferde, das keine gemeine Last zu tragen hat. Auf und nieder kein Fahrzeug. Malerisch tritt aus seinen Fluten die Ruine des Pont Saint-Benezet: fünf Bogen, die zugleich einem Kapellchen als Sockel dienen. Ein Werk aus dem 12. Jahrhundert, das der Eisgang 1669 zerstörte. Jenseits der Insel, hart am Ufer, der ungemein anziehende Turm Philipps des Schönen, Villeneuve, das Versailles der Päpste, und sein ausgedehntes Kastell, und dann die weite Schau in die sonnenhelle Provence, deren weiße steinige Hügel eine Welt von wohlriechenden Kräutern und Stauden deckt, und die auch jetzt noch ein Himmel auf Erden wäre, wenn nicht der Mistral so grausam wütete. Brennende Sonne und eisiger Wind! — Ein anderes unvergängliches Papstwerk sind die Mauern Avignons. Es sollen die unversehrtesten Bauten dieser Art in ganz Frankreich sein. Unter Innozenz VI. und Urban V. wurde der gewaltige, 12 Meter hohe Steingürtel von 1350—68 mit zahlreichen viereckigen und runden Türmen und 9 Toren aufgeführt, welchem alles Plumpe und Schwere ein schier

zierlicher Kranz von Mâchicoulis benimmt, der die Balustrade gleich einer friesartig fortlaufenden Konsole trägt.

Wollen wir auch noch einige Minuten der modernen Stadt opfern? Dann brauchen wir nur vom Bahnhof die schöne breite Rue de la République zu verfolgen; an ihr vereinigt das heutige Avignon seine glänzendsten Geschäfte, Hotels und Cafés, während die Place de l'Hôtel de Ville, auf welcher der mittelalterliche, kunstvolle Glockenturm herabsieht, abends die Bewohner zur Promenade versammelt. Und nicht nur die Herrschaften erscheinen, sondern vor allen Dingen die Hunde, welche hier in ungeniertester Weise flirten, wie denn der Südfranzose eine weitgehende Neigung für Köter haben muß, die sich wenigstens in Montpellier und Avignon rudelweise herumtreiben und auch die Restaurants durchschnüffeln. — Natürlich fehlt auf dem frequentiertesten Platze nicht ein Kriegerdenkmal. Nackte, den vier Altern entsprechende männliche Figuren stellen nebst einer verhüllten Frauengestalt die Familie vor, welche die Republik zum Kampfe ruft. Rechts und links vom Stadthausplatze Alt-Avignon mit engen Gäßchen, von denen die Rue des Orfèvres vom Volke Rue Rouge genannt wird, weil in ihr das Sarazenenblut wie ein Gießbach floß, nachdem die Stadt von Karl Martell nach zwölfmonatiger Belagerung den Ungläubigen entrissen war. Anziehende Kirchen, deren schönste unstreitig Saint-Pierre durch ihre ideale gotische Fassade — das einzige Portal schmücken wunderbar kräftige und lebendige Holzschnitzereien — und ihr edles, heiteres Innere ist. Die Kanzel mit den sechs Heiligenstatuen in den reizenden Kapellennischen dürfte als ein Kleinod zartester Steinbildnerei gelten.

Von der Porte de l'Oulle führt die endlose Hängebrücke, welche sich auf Barthelasse stützt, hinüber nach Villeneuve. Der Sturm läßt sie vibrieren, und gelegentlich soll der Mistral ihre Benutzung völlig verwehren. Drüben begrüßt uns der Turm Philipps des Schönen. Man kann sich kaum ein einfacheres und gleichwohl majestätisches Bauwerk vorstellen, wie diesen ecki-

gen Bergfried mit der malerischen Brüstung und der schlanken, runden Warte, die von seiner Plattform emporstrebt, der den Flußübergang, auf weißem Felssockel thronend, verteidigte. Er hat überdies die Eigentümlichkeit, von allen Seiten verschieden auszusehen. — Viel mehr wie Avignon stürzte Villeneuve aus den Höhen ephemeren Glanzes während der Papstzeit mit dem Ende der babylonischen Gefangenschaft in ein bemitleidenswertes Nichts zurück. Ja, es verödete geradezu. Die Kirchenfürsten hatten sich prächtige Häuser erbaut in jenem behaglichen, herrschaftlichen Stil mit prunkenden Portalen und großem Binnenhof mit Ziehbrunnen, der uns aus Palma bekannt ist — heute stehen sie leer und tragen den Stempel der Verwahrlosung. Große geschwärzte Plakate rufen à louer! Man sollte meinen, die heiligen Väter seien mit ihrem Hofstaat erst wenige Monate und nicht seit 500 Jahren fort. — Sehr interessant ist die Kirche, ebenfalls aus dem Zeitalter des Exils, als klassisches Beispiel einer Kirchenburg. Der gewaltige, eckige Glockenturm gibt sich ganz und gar als Belfroi. Seine ausgedehnte Tafel mit starker Brustwehr und dem Kranze von Matacanes läßt nicht den geringsten Zweifel an seiner kriegerischen Bestimmung. Nachdem Villeneuve die Kardinäle verloren, besaß es noch durch lange Zeiten die Chartreuse, aber auch die kräuterkundigen Patres haben ihr Kloster verlassen, welches jeden Tag mehr verfällt. So blieb von dem päpstlichen Lustorte nur ein Häuflein öder Paläste und dürftiger Häuschen und Hütten übrig, durch die wir zum Fort Saint-André hinansteigen, dessen Tor zwei grimmige Rundtürme bewachen. Innerhalb der Mauern eine Dorfstraße und ein grüner Anger, auf dem der dunkelblaue *Plumbago europaeus* blüht.

Das Dreieck Orange, Arles, Nîmes steckt so voller Schönheiten und großer Erinnerungen, daß mein Entschluß, sie wenigstens im Fluge mitzunehmen, mich zunächst wieder rhoneabwärts nach Arles führte. Der Zug eilte durch saftig grüne Wiesen im bunten Herbstkleide, in dem sich überall die blauen Blütensträuße wilder Asters be-

merklich machten. — Auch um Arles starren uns Mauern entgegen. Wir schreiten diesmal durch ein Tor mit zwei Rundtürmen, deren elliptische Fenster Ochsenaugen gleichen. Ich wandte mich zunächst zur Kathedrale *Saint-Trophime*, auf deren Kreuzgang mich Photographien begierig gemacht hatten. Aber welche Überraschung bot gleich das romanische Hauptportal der Kirche, das eine Welt für sich in seinem Reichtum an Gestalten bedeutet. Diese entzückende Verehrung des nackten, schlanken Jesusknaben, den zwei Engel vom Himmel zur Erde hinabhalten — Gott-Vater sieht wohlgefällig zu — damit die Menschen seine Füße küssen! Wie ein erfrischendes Intermezzo wirkt dieses stark herausgearbeitete Relief zwischen den hohen, steifen Glorienträgern. Und dann die unendliche Figurenreihe des Simses. In der Mitte der Herr in der Gemeinschaft der Heiligen; zur Rechten die wohlbekleidete, von Bischöfen geführte Schar der dem Himmel im Gänsemarsch Nahenden und zur Linken in Reihe und Glied die hüllenlosen Körper der im Fegefeuer zu Läuternden, zwischen welchen Flammen aufzüngeln, und die ein Strick am Entrinnen hindert. Es ist sogar dargestellt, wie die noch in Menschengestalt wandelnden Seelen dieses Aktes bereits halb entkleidet harren. Das Cloître, der Kreuzgang, erinnerte mich an *San Pablo del Campo*. Breite Rundbogen schwingen sich über Zwillingspaare von Säulen mit überaus reich und mannigfaltig verzierten Kapitälern hinweg. Die lauschigen Gänge überwölbt ein Tonnengewölbe. Sie behüten eine Anzahl Wappen aus der großen Vergangenheit dieses, dem 11. und 12. Jahrhundert entstammenden Heiligtums, darunter dasjenige Friedrich Rotbarts. Ein wenig seltsam nehmen sich die korinthischen Pilaster aus, welche zum Hofe schauen.

Die *Arena* von Arles dürfte sich an Größe nahezu mit jener von *Nîmes* messen — sie soll 26 000 Zuschauer fassen — aber nicht was Erhaltung anbetrifft. Kein Wunder, war sie doch im Mittelalter derart bewohnt, daß man von einem ganzen Häuserviertel reden konnte, welches

sie umschloß, und waren doch ihre Gewölbe bestens zu Wohnungen vermauert und mit Fensterchen versehen, und ihr überdies fast rings ein Häuserkranz angeklebt worden. Auch hatte man ihr drei Warten aufgesetzt, die ihr noch wie Fremdkörper anhaften. So ist das Kranzgesimse derart reinlich verschwunden, als ob es abgebaut worden wäre und der Boden der oberen Galerie dahin. Dagegen trotzten die rundlichen Wölbungen allen Insulten. Ihre weite Ellipse fügt sich aus mächtigen Quadern mit spärlicher Bindung zusammen, und die Balken jener Verbindungstüren, welche den Umgang im zweiten Stock ermöglichen, sind gewaltige Monolithe.

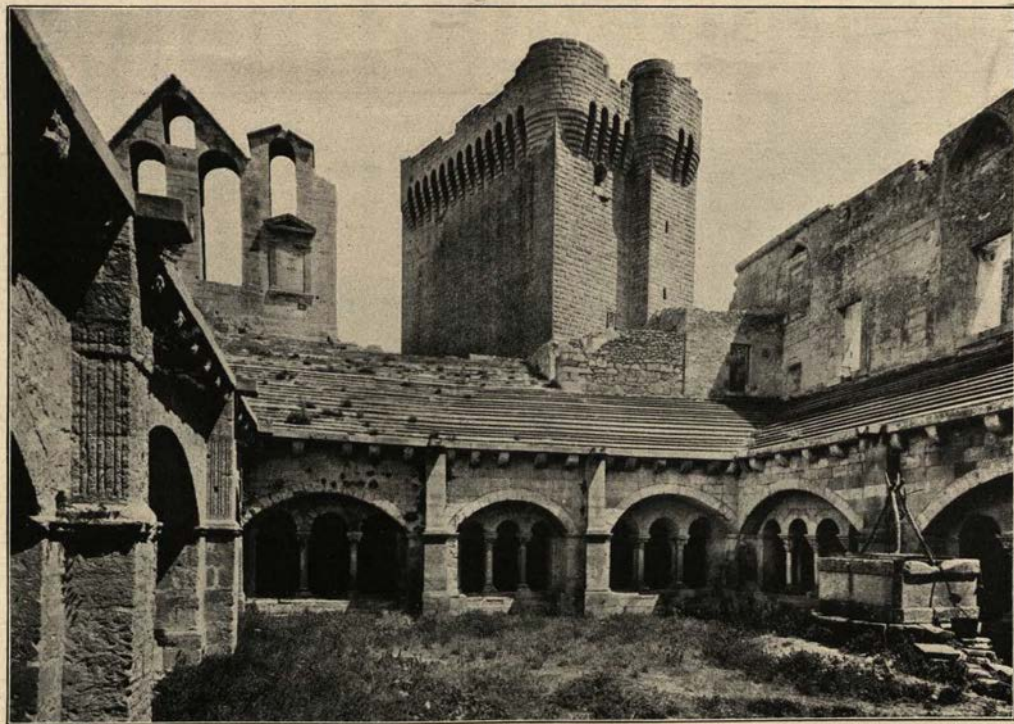
Unfern von Arles befindet sich der stimmungsvolle römisch-christliche Begräbnisplatz *Alis camps*. In einer Pappelallee, die wir durch ein altes Tor betreten, ordnen sich links und rechts Reihen großer Steinsärge mit dachförmig abgeschrägtem Deckel, über dessen Ecken vier Hörner hinausragen. Der Sarg wurde wie ein Trog aus einem einzigen Felsstück herausgemeißelt. Nicht selten sind zweikammerige Särge, wahrscheinlich für Ehepaare berechnet. Die Baumreihe mündet auf ein von Pinien und Pappeln beschattetes, weihevolltes Plätzchen mit einer Kapelle aus frühchristlicher Zeit in der Form des gleicharmigen Kreuzes mit achteckiger Kuppel und einem wahren Felde reiheweis angeordneter Särge, welche aber, in den Erdboden eingesenkt, nur mit dem Deckel aus dem Grase herausschauen. Unter ihnen auch Kindersärge. Inschriften bemerkt man hier und dort an den Seiten der Sarkophage, wo man auch häufig dem Kreuzeszeichen begegnet. Alle diese Steinkammerlein sind heute leer, und die Marmorreliefs, welche sie zierten, bilden nächst der berühmten Arlesinischen Venus, die 1651 im antiken Theater — heute eine Trümmerstätte — entdeckt wurde, den wertvollsten Besitz des Stadtmuseums.

Auch Arles war einst eine Art französischer Hansastadt mit weltumspannendem Handel. Wir haben in Deutschland wenig Beispiele eines solchen Sturzes, wie er uns hier wiederum vor Augen tritt, wenn wir Ver-

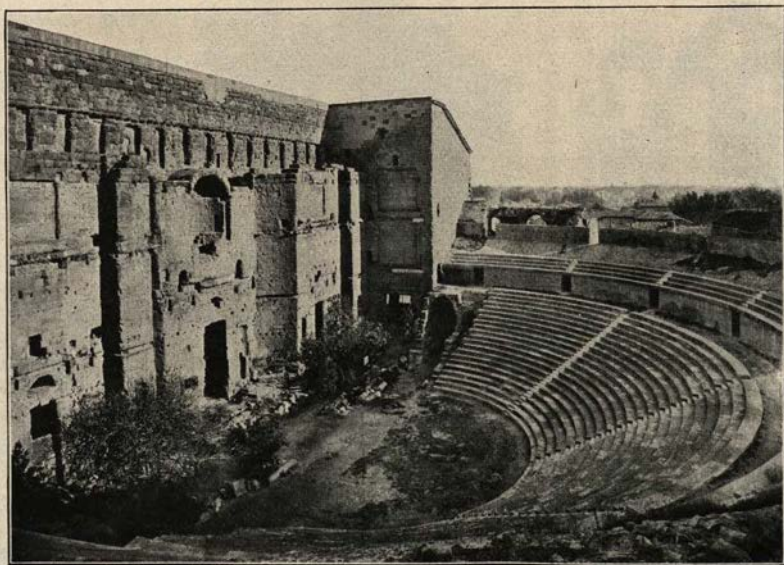
gangenheit und Gegenwart vergleichen. Das Arles unserer Zeit ist klein, alt, winklig, schmutzig; anstatt der Straßen Gassen, die nur spielende Kinder beleben. Betritt man einen Laden, so klingelt ein zitterndes Glöcklein den Inhaber herbei. — Rührend erschien mir das Bemühen der Stadtväter für die öffentliche Bildung, indem sie die Straßennamen erklärten. So liest man „Rue Barbes“ und darunter „homme politique 1809—1870“.

Nachdem ich mich ein wenig mit Käse, Brot und Wein gestärkt hatte, wanderte ich zur Stadt hinaus zum Kloster Montmajor, etwa 5 Kilometer östlich an der Straße nach Eyguières. Der Weg war trotz der Sonne bei dem rasenden Sturme kein Vergnügen, und ich hatte offenbar Mühe, vorwärts zu kommen; denn ein paar Bauersleute, die mit ihrem Gefährt vom Markte heimkehrten und mich wohl beobachtet hatten, luden mich ein, bei ihnen Platz zu nehmen. Ich lehnte mit freundlichem Danke ab, aber ihre gutmütige Aufforderung hatte mir von Herzen wohlgetan. Das Kloster, oder vielmehr seine Ruinen, liegen ziemlich einsam abseits auf felsigem Hügel im Schutze eines weißen, gewaltigen Bergfrieds mit weithin sichtbarer Krone von Matabanes. Er widerstand den Unbilden der Zeit am besten. Im übrigen ist das Schönste der Kreuzgang mit romanischem Gewölbe, Rundbogenfenstern und Doppelsäulen. Unter freiem Himmel im Hof ein Ziehbrunnen. Die Frau des Kastellans führte mich und interpretierte mir die verschiedenen augenfälligen Skulpturen der Wandelhallen: ein Menschenantlitz, aus dessen Munde ein kleiner, menschlicher Kopf schaut — doch wohl Jonas im Walfisch! —; ein Brustbild mit den Händen an den Ohren — das Gerücht versinnbildlichend —; die Fratze der Tarasque und ein Haupt mit wilden Locken und grimmen Zügen — der Mistral, welcher draußen an den morschen Mauern rüttelte. Das Kloster umgrünen Feigen, deren zweite Trage, die kleinen, grünen Früchte, hier erst jetzt der Reife entgehen.

Inzwischen war es wiederum Sonntag geworden (8. September), und da es mich den Nachmittag nicht in Avignon



Arles. Klosterhof und Belfried von Montmajor.



Orange. Antiques Theater.

litt, placierte ich mich in einen Autobus, dessen Ziel Châteaurenard war. Ein ungemein niedriger Wagen, welcher des unglaublichen Staubes wegen gut geschlossen gehalten werden mußte, und sonntäglich vollgepfropft zu einer Marter geworden wäre, wenn nicht etliche junge Leute allerhand kurzweilige Scherze getrieben hätten. So langten wir in guter Laune in dem baumreichen Orte mit seinem Schlosse, nach dem er genannt wird, an. Der verfallene Herrensitz bietet vom erhöhten Piedestal eines Felskegels einen wundervollen Rundblick und die Aussicht in eine ländliche Arena, in welcher gerade Stierkämpfe abgehalten wurden. Freilich keine à la España, sondern die denkbar zahmste Amateurvariante. Dem Stierkalbe, was da herumgehetzt wurde, trachtete niemand nach dem Leben, ich glaube nicht einmal die Banderillas bekam es zu kosten. So wandte ich mich bald den herrlichen Rundtürmen der Burg zu und der reizenden Flora zu ihren Füßen. Wie farbenfroh hier der Herbst noch seine Blumenkinder gekleidet hat! Neben fleischroten Herbstzeitlosen die blauroten Blüentrauben der Meerzwiebel (*Scilla autumnalis*), blutrote Grasnelken, silberfarbenes Eryngium mit blauen Köpfen und überraschend große Maßliebchen.

Aber noch bunter und lieblicher war das Bild der Esplanada des kleinen Ortes, in der die Schönen zu vielen Dutzenden auf und nieder promenierten, während das starke Geschlecht vor den Cafés hockte. Die Provenzalinnen sind holdselige, anmutige Geschöpfe, und sie verdanken ihren Reiz nicht zum wenigsten dem ansprechenden Kopfschmuck. In der Hauptsache ziert das Haupt das volle dunkle Haar, welches die Backfische mit einem leichten Tüchlein umschlingen, das bei den Fräuleins hingegen ein schwarzes Häubchen mit weißer Füllung krönt, von zwei durch eine goldene Spange verbundene Nadeln befestigt. Dieses leichte, freundliche Gebilde deckt kaum mehr als den Scheitel. Die Töchter von Châteaurenard bevorzugten für ihre Kleider lebhaftere Farben und besonders Blau. Zum Staatsgewande tritt vor allem das

zarte, weiße, feine Brusttuch oder auch eine getollte Busenkrause, dem Jabot der Kaiserzeit nicht unähnlich, ferner das prachtvoll bordierte schwere Umschlagetuch und die lange goldene Kette mit dem Kreuze, die den Hals umschlingt und noch über die Taille hinabfällt.

O! Signouresso

D'un pople renadiou

Sias la priouresso

De la festo de Dieou. (Mistral.)

O, du die Tochter

Eines Volks, neu erwacht,

Du bist die Schönste

Am Fest des Herrn.

Hat der Leser einmal von *Vaucluse* gehört? Mein Wirt schwärmte, so oft er mich erblickte, von den Überraschungen dieses zauberhaften Idylls der wonnigen Provence, wo Petrarca seine Laura anbetete; und obwohl ich ahnte, daß die Fremdensaison in Avignon vorüber war (und man darum jeden Gast gerne festhielt), verfiel ich seiner suggestiven Beredsamkeit, und der Montag fand mich auf dem Wege zum Liebesgarten des unsterblichen Sonettedichters. Ich bestieg das Bähnchen, welches sich östlich nach l'Isle-sur-Sorgue abzweigt, mit einem „Matin“, meiner gewöhnlichen Morgenlektüre, in der ich mich zunächst in das „Made in Germany“ vertiefte. Diesmal wurden die deutschen Saucischen aufs Korn genommen, in denen sogar ein deutscher Professor etliche Milliarden Mikroben entdeckt hatte. Und für so was bezahlt nun Frankreich noch schweres Geld! — Übrigens lenkten mich meine Reisegenossen bald ab. Der Provenzale ist lustig; zu mehreren erinnern sie an den Sängerklub „Konkordia“, der zur Feier des Himmelfahrtsmorgens auszieht. — Man sieht selten einen Bessergekleideten ohne ein rotes, grünes oder grünrotes Bändchen im Knopfloch. Das ist offenbar echt republikanisch. — Die Landschaft glich einem herrlichen Park mit märchenhaft tiefgrünen Wiesen, die blaue Salbei und duftig weiße Doldenblütler musterten. Welch wundervolle Staffage für das malerische Montfavet mit seiner durch zwei gewaltige Bergfriede geschützten Kirche oder das vom Hügel herabschauende Châteauneuf de Gadagne! Von l'Isle, welches die kristallklare, grüne

Sorgue in mehreren Kanälen durchfließt, fuhren wir im Omnibus nach Vaucluse, wo die Sorgue am Fuße einer hohen, lotrechten Feldwand aus einem trichterartigen Bassin, dessen unbewegter Spiegel steigt und fällt, ihren Ursprung nimmt. Zur Zeit war der Stand gering, und das Wasser floß infolgedessen unterirdisch ab, um als gut gespeister Bach einige hundert Schritt schluchtabwärts wieder aufzutauchen. Die Felsenschlucht mit dem reichlich und plötzlich erscheinenden, durchsichtigem Flußspät gleichenden Wasser, auf dem sogleich ein Boot fahren kann, ist, da sie auch eine mannigfaltige und üppige Vegetation besitzt, mit ihren jähren Stürzen, wunderlichen Zacken und Höhlen recht romantisch, aber leider in ihrer Ursprünglichkeit ungemein beschränkt — eigentlich nur eine tiefe Grotte — denn alsbald rauben ihr häßliche Fabriken und eine Unzahl Wirtsbuden alle Schönheit; selbst die pittoreske Ruine des Dichterschlosses, hoch oben auf dem Fels jenseits des Flusses thronend, vermag uns nicht zu versöhnen, ruft vielmehr den Gedanken wach, heute würde der Lorbeerbekränzte für seine schöne Muse sich ein anderes Nest, will sagen, Kultusstätte, aussuchen. Natürlich schwelgt hier alles in Erinnerung an die schöne Laura und den italienischen Poeten. Der oberste Winkel ist aber immer noch das lauschigste und poesievollste Plätzchen geblieben, welches Kiefern, Zypressen, Zedern, Feigen und Götterbäume beschatten, wilde Rosen, Clematis, Brombeeren und Efeu durchranken, Rosmarin und Lavendel durchduften und lilafarbene Astern, honiggelber Augentrost, weiße Scabiosen, Goldrute und zartes blaugelbliches Leinkraut (*Liniara striata*) schmücken.

Nun fehlte mir noch der Scheitel des klassischen Dreiecks, Orange. Aber das konnte ich, einen Zug nach Lyon überspringend, mitnehmen. So nahm ich es mir wenigstens am Morgen des 10. September vor und führte meinen Plan, da sich Orange, abgesehen von seinem

antiken Theater und Triumphbogen, als ein einfaches, nicht einmal besonders gelegenes Landstädtchen entpuppte, unschwer durch. — Die kurze Fahrt an dem hellen, freilich immer noch stürmischen Tage war reizvoll genug. An allen Gräben wogten die hohen, blauen Herbstastern und purpurrote Weidenröschen, und durch das Laub mächtiger Ulmen und Zypressen leuchteten die alten Zinnenmauern von Courthézon. — Man betritt Orange durch die moderne Rue de la République, in der eine Tierbändigergruppe in weißem Marmor auf die klassischen Genüsse vorbereitet. Die Rue Caristie führt uns zum Theater, dessen grauschwarze Riesenfront sich erschrecklich einförmig vor uns auftut. Eine gewaltige Steinwand mit einer Unzahl uns wie leere Augenhöhlen anstarrender Pforten, aber jeden Schmuckes bar. Was diese etwa 35 Meter hohe Mauer bedeutet, wird uns erst klar, sobald wir im Theater weilen.

Das Theater lehnt sich wie das saguntinische und andere römische an einen felsigen Hügel, welcher Sockel und Rückhalt für die in Terrassen aufsteigenden halb zirkelförmigen Sitzreihen bietet. Das Amphitheater von Orange, dessen steinerne Bänke restauriert wurden, soll 40 000 Zuschauer fassen. Seine oberen Ränge werden durch zwei Foyers von 158 Schritt Länge erreicht, die nichts anderes als Felsentunnels vorstellen, welche sich noch in grottenartige Nischen für Garderobe- oder Büfett-räume ausweiten und zwei Aufgänge besitzen. Man unterscheidet drei Ränge, nämlich eine an das Halbrund des Parketts (in das Sessel gestellt wurden) anschließende Serie von 21 Bänken, eine zweite von 9 und eine dritte von 5 Sitzreihen. Der efeubewucherte Gipfel des Hügels ersetzt den „Olymp“. Die Sitze sind sehr tief, da sie zugleich als Fußbänke dienen. Wie unser modernes Theater zeigt bereits das antike eine strenge Sonderung zwischen Schaubühne und Szene. Letztere wird nach außen durch die erwähnte Mauer abgeschlossen, flieht aber infolge besonderer Um- und Einbauten von den Zuschauern bühnenartig zurück und gewinnt damit nicht allein die der Dar-

stellung und Bewegung nötige Tiefe, sondern vor allem den Effekt eines Resonanzbodens, der in der Tat fähig ist, in dieser offenen Schauburg, deren blaue Kuppel der Himmelsdom wölbt, jedes Wort in das weite und hohe Amphitheater klar und deutlich, ohne lästigen Widerhall hineinzuworfen. Die Innenwände der Szene waren einst mit Marmor verkleidet und mit prächtigen Statuen geschmückt. — Heute blühen weiße Oleander, Granatäpfel- und Malvenbäume dort, wo Götter und Sterbliche in schicksalsschweren Tragödien oder leicht geschürzten Komödien erschütterten und Gelächter entfachten. Indes, manchmal feiern auch noch moderne Pariser Schauspieler hier mit Corneille oder Racine Triumphe.

Über die Heeresstraße, welche nach Lyon führt, spannt sich — dem vom Norden kommenden Wanderer ein stolzes Empfangstor zum Paradiese der Provence — der römische *T r i u m p h o g e n*, L'Arc Marius. Er darf sich mit den besterhaltenen messen. Die Wölbung des Hauptportals enthält eine wundervolle, hexagonale Kassettierung; die Kapitäle der korinthischen antiken Säulen kontrastieren durch ihre zarte Skulptur augenfällig mit jenen der restaurierten Pfeiler. Die großen, bewegten Schlachtenreliefs, die kriegerischen Embleme und Standarten der Kohorten erhielten sich vorzüglich an der Nordseite. — Das schöne römische Denkmal kommt wundervoll auf einem von Platanenahornen umgebenen Rasenrondell zur Geltung.

Das Hübscheste vom Städtchen genießen wir im Anblick des malerischen Stadthausplatzes mit dem Monumente Raimbauds II., Grafen von Orange, und dem Rathaus, dessen Glockenturm, eine zierliche Schöpfung aus Eisen, mit vielen Fähnchen geschmückt ist. — Freundlich, aber etwas langweilig bedünkte mich Orange, und ich eilte, den Schnellzug nach Lyon nicht zu verfehlen. Gegen Abend zwängte ich mich durch die polizeiwidrig engen Unterführungen des Bahnhofes der Seidenstadt, und draußen auf dem Cours du Midi empfing mich wiederum der eisige Nordwind.

Wir kennen Lyon recht gut. Nur einen Besuch schulde ich dem Leser, eine Wanderung durch den *Parc de la Tête d'Or*, natürlich bei Sonnenschein und am Morgen; da sammelt der Wind erst langsam Kräfte. Vor der goldenen Gitterpforte des Parks „Zum goldenen Haupte“, dicht am Rhoneufer, erhebt sich, uns Deutschen ein drohender Gruß auf hohem Piedestal *Madame La France*, in der Rechten die Fahne, mit der Linken in kühner Geste gen Ostenweisend — „voilà l'ennemi!“ — umringt von wehrhaften und begeisterten Kriegern, Kindern der Rhone. Aber dann winkt der köstlichste Friede. Unabsehbare Rasen, weite Seebecken, verschlungene Kanäle, wundervolle Bäume — darunter die prachtvollsten Zedern und Wellingtonien — riesige Gehege von Damwild, alles das erwandert und erspäht man auf endlosen Alleen und entzückenden Aussichtspunkten, bald einem zierlichen Tempelchen, bald einer grotesken Holzbrücke, mit der Silhouette der großen schönen Stadt im Hintergrunde und dem zauberhaften Blick auf die stolze Basilika von *Fourvière* oder die reizenden Villen, welche den Park als ein heiterer, lichter Kranz umgeben. Aber der Park Lyons verbindet, gleich allen jenen Wundergärten, die England auch auf der kleinsten Insel seines kolonialen Weltreiches schuf, das Angenehme mit dem Nützlichen: mit der großzügigen Erholungsstätte ein dem Studium geweihtes Fleckchen Erde in der Anlage eines Botanischen Gartens. Die überraschende Sammlung von Kakteen und phantastischen Wolfsmilchgewächsen und das reizende *Alpinum* suchen ihresgleichen, aber wahrhaft einzigartig erschien mir die zielbewußte Ausstellung blühender spätsommerlicher und herbstlicher Gartenpflanzen und einer Unzahl Varietäten, die, wie z. B. jene des Phlox, gesondert und gemischt, einen schier berausenden Farbenzauber ausstrahlten. —

Noch ein paar Wochen Genf. Nunmehr fand ich's von Fremden gefüllt — viele Spanier, namentlich aus Katalonien, verbrachten hier die „*Temporada*“. Aber die Bise, „*la chère bise*“, wie sie mein weißhaariger Wirt trotz

meines Protestes nannte, wütete wie Tramontana und Mistral. — Im Algäu lag Schnee auf den Bergen, und Wärme und Behaglichkeit fand ich erst zu Füßen des ehernen Weibes, der Bavaria, wieder in den Zelten der Oktoberfestwiese, die Menschen und bayrische Gemütlichkeit verschwenderisch heizten.

Von dem Verfasser dieses Buches erschienen ferner:

Reisen eines Naturforschers im tropischen Süd=Amerika

(Fahrten in Kolumbien und Venezuela)

Dritte, verbesserte und ergänzte Auflage. 1923.

Bd. I. Zum westindischen Mittelmeer auf dem Magdalena, Streifzüge in den Kordilleren. Mit 16 Abbildungen und 2 Tabellen. VIII und 224 S. Gr.-8°.

Bd. II. Durch die Llanos, auf Meta und Orinoco, Trinidad und die Grenadinen. Mit 16 Abbildungen und 2 Tabellen. III und 222 S. Gr.-8°. Beide Bände geheftet M. 10.—, geb. M. 12.—

Es sind liebliche und ungemein anschauliche Natur- und Reiseschilderungen, die uns in dem vorliegenden Buche der bekannte Naturforscher von Kolumbien, Venezuela und Trinidad bietet. „Globus.“

... Diese Andeutungen dürften zeigen, daß man es in Bürgers Reiseschilderungen mit einem Buche von vielseitigem und eigenartigem Interesse und demnach einem wichtigen Beiträge zur Kenntnis der Länder Kolumbien und Venezuela zu tun hat. Deutsche Geogr. Blätter.

Acht Lehr- und Wanderjahre in Chile

Mit 36 Vollbildern und 2 Abbildungen im Text.

Zweite, wesentlich umgearbeitete und ergänzte Auflage. 1923.

XV u. 534 S. Gr.-8°. Preis geheftet M. 10.—, gebunden M. 12.—.

Kein alltägliches Reisewerk bietet der Verfasser seinen Lesern mit diesem Buche. Er war acht Jahre lang im Lande und hat während dieser Zeit an der Hand einer scharfen Beobachtungsgabe Land und Leute gründlich kennengelernt. Zahlreiche prächtige Photographien schmücken das belehrende, zugleich unterhaltende Buch. „Natur.“

Der Verfasser schreibt aus eigener Sachkenntnis; er verfügt über eine gute Darstellungsgabe, so daß sein Buch sowohl belehrend als auch unterhaltend ist. Deutscher Reichsanzeiger.

Die Robinson=Insel

Eine wahrhaftige Reise ins Land von Robinson Crusö

Mit 12 Vollbildern nach Original-Photographien und 1 Karte.

2. Aufl. 1922. 104 Seiten. Preis gebunden M. 2.—.

In 18 Kapiteln behandelt die Schrift in überaus anschaulicher Weise Schicksale und Abenteuer der zahlreichen freiwilligen und unfreiwilligen Bewohner der Insel durch die Jahrhunderte. Es sind lebendige Schilderungen ohne fachwissenschaftlichen Beigeschmack. Bürgers Buch ist eine wertvolle Ergänzung zu dem weitverbreiteten Buche De Foës. Petermanns Mitteilungen.

Quintrales

7 Geschichten aus einem heißen Lande

274 Seiten 8°. 1911. Preis geheftet M. 2.—, gebd. M. 3.—.

Wir legen besonderen Wert auf die flotten und von leerer Beschönigung fernen Beiträge, die das deutsche Einwandererelement zum Gegenstand nehmen. Sie stimmen nachdenklich, ohne daß die einheimische Umwelt im geringsten zu kurz käme. Das Buch hält durchaus, was es verspricht, und macht der Beobachtungskunst seines Verfassers Ehre.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung, 15. 12. 1911.

Von dem Verfasser dieses Buches erschienen ferner:

Chile

als Land der Verheißung und Erfüllung
für deutsche Auswanderer.

Eine Landes- und Wirtschaftskunde. Mit einer mehrfarbigen Karte.
VIII u. 272 Seiten. Gr.-8°. 1920. Preis gebunden M. 8.50.

Das Buch kann als Muster einer landeskundlichen Darstellung für die Vorbereitung und Planfassung des Auswanderers bezeichnet werden, da es, leicht verständlich geschrieben, alle Verhältnisse eingehend behandelt. Reichspost, Wien.
Kein Chileauswanderer sollte versäumen, diesen ausgezeichneten und kenntnisreichen Führer genau kennenzulernen. Augsburg Postzeitung.

Kolumbien

Ein Betätigungsfeld für Handel und Industrie.

Nebst einem Beitrag über die Kenntnis der Vorkommen und Stand des Bergbaues 1921 von Geh. Bergrat Professor Dr. Robert Scheibe.

Mit mehrfarbiger Karte und zahlreichen graphischen Darstellungen.

VIII u. 383 Seiten. Gr.-8°. 1922. Preis geheftet M. 6.50, geb. M. 8.50.

Industrie und Handwerk, Handel und Verkehr, Geldwirtschaft und die Einwanderungsverhältnisse werden sachlich und gut beschrieben. — Unter der vielen Literatur, die neuerdings über fremde Länder erschienen ist, um Deutschen ein Wegweiser zu sein, ist dieses Buch besonders hervorzuheben und verdient alle Anerkennung. — Wer eine Auswanderung nach jenem Staate ins Auge faßt, muß dieses Buch unbedingt lesen.

Anzeiger für Berg-, Hütten- und Maschinenwesen.

Peru

Ein Führer durch das Land für Handel, Industrie
und Einwanderung.

Mit einer Karte, 16 graphischen Tafeln und 3 Figuren im Text.

VIII u. 276 S. Gr.-8°. 1923. Preis geheftet M. 6.50, geb. M. 8.50.

Das reiche Land Peru . . . erfährt hier durch eine anerkannte Autorität eine ausführliche und durchaus allgemeinverständliche Darstellung. Unter Benutzung des neuesten amtlichen Materials und der letzten Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung gliedert der Verfasser den reichen Stoff in übersichtlicher, in erster Linie dem praktischen Gebrauche angepaßter Weise, so daß jeder, der sich über Klima, Bodenbeschaffenheit, Art und Dichte der Bevölkerung, Ein- und Ausfuhr, Auswanderungsmöglichkeiten, Geldwirtschaft, Industrie und tausend andere Dinge unterrichten will, nicht vergeblich danach suchen wird.

Berliner Tageblatt.

Venezuela

Ein Führer durch das Land und seine Wirtschaft.

Mit einer mehrfarbigen Karte.

IV u. 272 S. Gr.-8°. 1922. Preis geheftet M. 6.50, gebunden M. 8.50.

Bürger, der das Land längere Zeit bereist hat und die einheimische Literatur genau kennt, schildert es auf Grund eigener Beobachtungen, lehrt Sitten und Gewohnheiten der Bewohner kennen und führt den Leser nicht nur durch die einzelnen Staaten dieses zukunftsreichen Landes, sondern gibt auch ein anschauliches Bild seiner Hauptproduktion, des Plantagenbaues, des Bergbaues und der jungen Industrie Venezuelas.

Export-Anzeiger für Metall- usw. Industrie.

Das Buch ist eines der besten, vielleicht das beste, das wir über Venezuela besitzen.

Der neue Kurs, Erfurt.

Argentinien

Land, Volk und Wirtschaft

gelangt im Herbst 1924 zur Ausgabe.



3377